Rudolf Lindau

Gesammelte Romane

und

Novellen

Dritter Band

Berlin W
F. Fontane & Co.

Rudolf Lindau

Gesammelte Schriften

Dritter Band

Rudolf Lindau

Gesammelte Romane

und

Novellen

Dritter Band

Berlin W
F. Fontane & Co.

Rudolf Lindau

Gesammelte Romane

und

Novellen

Robert Ashton — Das Glückspendel

Berlin W
F. Fontane & Co.

(1893.)

Robert Ashton

Erster Teil

Erstes Kapitel.

Im Lesezimmer eines vornehmen Pariser Klubs waren vier junge Männer versammelt, von denen sich drei mit halblauter Stimme unterhielten, während der vierte, an einem Seitentisch sitzend, einen Brief schrieb.

„Was für einen Tag haben wir heute!“ fragte dieser, den Kopf in die Höhe hebend und sich an die kleine Gruppe wendend.

„Donnerstag, den 17. Januar 1865,“ antwortete einer der Angeredeten; und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Du verzeichnest hoffentlich das Datum am Ende deines Briefes, und wir dürfen annehmen, daß du damit fertig bist. Es ist nahe an acht Uhr und es wird nachgerade Zeit aufzubrechen.“

„Du hast recht,“ entgegnete der Schreibende, „und ich bitte die hochverehrte Gesellschaft, die ich habe warten lassen um Verzeihung. Auch deine Vermutung über den Platz, den ich dem Datum gebe, ist eine begründete. Ich notire selbiges am Ende meiner Briefe, wenn ich es nicht ganz vergesse, was auch von Zeit zu Zeit vorkommt, — und ich stehe jetzt zu Befehl.“

Er klingelte und reichte dem Diener, der gleich darauf erschien, einen versiegelten Brief.

„Besorgen Sie diesen Brief," sagte er, „und weisen Sie den Boten an, mir die Antwort zu Durand zu bringen."

„Soll also auf Antwort gewartet werden?" fragte der Diener.

Der Angeredete dachte einen Augenblick nach. Dann erwiderte er:

„Der Brief ist für meinen Bruder, der wahrscheinlich nicht vor neun Uhr ausgehen wird. Sollte er zufälligerweise nicht zu Hause essen, so lassen Sie den Brief zurückbringen. Wir werden schwerlich vor halb zehn Uhr vom Tisch aufstehen, und der Bote findet mich bis um diese Stunde im großen Saal bei Durand."

Der Diener verbeugte sich und verließ das Zimmer. Die jungen Leute folgten ihm langsam, stiegen die Treppe hinunter und befanden sich auf dem Boulevard des Italiens. Der Baron Luçay nahm den Arm seines Freundes Robert Ashton, und beide wandten sich dem Restaurant Durand zu. Ihre Genossen folgten in kurzer Entfernung.

„Willst du mir gestatten, eine Vermutung in Bezug auf den soeben abgesandten Brief auszusprechen?" fragte Luçay. — „Ich möchte noch einmal recht haben."

„Genire dich nicht, sprich Vermutungen aus."

„Nun, so will ich dir sagen, wie der Brief an deinen Bruder lautet: Mein lieber Heinz, schicke mir gefälligst durch den Überbringer hundert, respektive zweihundert Louisd'or, und glaube an die unveränderliche Liebe deines treuen Bruders Robert."

„Wenn ich Hofchargen zu vergeben hätte, würde ich dich zu meinem Geheimrat ernennen," antwortete Robert, ohne im mindesten üble Laune zu zeigen. „Du hast diesmal zwar nicht ganz richtig geraten, aber doch beinahe. Ich verlange nämlich nicht ein- oder zweihundert Louis von meinem stillen Heinrich, sondern, wenn du nichts dagegen einzuwenden hast, fünfhundert, da ich diesen Betrag gestern Abend verloren habe . . . Und da du mir freundlichst Gelegenheit bietest, davon zu sprechen," fuhr er fort, „so beehre ich mich, dir mitzuteilen, daß du mir das Geld auf vierundzwanzig Stunden leihen mußt, für den Fall, der Bote meinen Herrn Bruder verfehlen sollte . . . Wenn ältere Brüder ihre Pflichten gegen jüngere Familienmitglieder besser verständen, so würden sie des Abends zwischen sieben und neun Uhr niemals ausgehen und dadurch ihren nächsten und teuersten Anverwandten die Unannehmlichkeit ersparen, sich von Freunden und Bekannten nach dem Essen Geld borgen zu müssen. — Heinrich ist ein guter, vernünftiger Mensch, und ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, ihn mit der Zeit davon zu überzeugen, daß er mir schreiendes Unrecht zufügt, wenn er, ohne mich davon zu benachrichtigen, mit seiner Frau bald hier, bald dort speist. Er verursacht mir dadurch nicht selten, wie zum Beispiel in diesem Augenblick, peinliche Unruhe, die meine Nerven angreift."

Dieser lange Satz wurde in der langsamen, tonlosen, müden Weise hergesagt, die vor einigen Jahren unter den jungen Leuten in England Mode geworden war und die auch in Frankreich und Deutschland zahlreiche, obgleich nicht immer geschickte Nachahmer gefunden hatte.

Robert Ashton war Engländer; die sorglose, vornehme Müdigkeit, die er in der Unterhaltung und in seinen Bewegungen zur Schau trug, stand ihm nicht schlecht, obgleich seine wirklichen Freunde darüber manchmal recht ungeduldig wurden.

Luçay sah Ashton von der Seite an und zuckte die Achseln. Dieser bemerkte die Bewegung nicht. — „Das Geld steht dir zu Diensten,“ sagte Luçay darauf. „Wenn du mich nicht darum ersucht hättest, würde ich dir eine Vorlesung gehalten haben. Dies Vergnügen ist mir für heute verdorben; aber es ist nur aufgeschoben. Du entgehst der Predigt nicht und wirst sie morgen oder übermorgen hören . . . Sage mir einmal, Ashton, wieviel hast du eigentlich im Laufe des Winters schon verloren?“

„Ich weiß es nicht genau,“ war die Antwort, „aber die Totalsumme muß eine recht bedeutende sein, eine verhältnismäßige, wie mein alter Reitlehrer zu sagen pflegte. — Nimm eine beliebige Einheit und setze fünf Nullen dahinter, und wenn du neunmal geraten hast, wirst du einmal der Wahrheit ziemlich nahe gekommen sein. Mein Oberschatzmeister und Geheime Rechnungsrat, Heinrich, wird es schon wissen, denn dem bin ich es schuldig. Ich werde ihn gelegentlich darum fragen, wenn dich die Sache interessirt. Ich selbst verspreche mir von der Auskunft, die er mir erteilen wird, wenig Vergnügen und habe das Thema aus dem Grunde seit längerer Zeit nicht berührt.“

„Außer deinem Bruder bist du niemand etwas schuldig?“ fragte Luçay und sah seinen Nachbar dabei forschend an.

Ashton antwortete nicht gleich und gähnte leise. — „Ich habe wohl noch ein paar andere Gläubiger,“ erwiederte er nach einer Pause, „aber da ich sie heute doch nicht bezahlen kann, so halte ich es für gänzlich unnütz, mir deswegen Kopfschmerzen zu machen. — Schließlich wird schon alles in Ordnung kommen.“

„Das ist ein schlechtes Wort, von Leuten erfunden, die sich nicht auf sich selbst verlassen können und sich deshalb auf andere und anderes, auf Freunde und Zufall, verlassen müssen.“

Robert Ashton blieb einen Augenblick stehen und sah von der stolzen Höhe seiner schönen, kräftigen Mannesgestalt herab, dem kleinern, zart gebauten Luçay in die Augen.

„Ich glaubte, ich sollte erst morgen angepredigt werden,“ sagte er; „deine Weisheit fällt augenblicklich auf unvorbereiteten Boden. Aber ich bin noch nicht hungrig, und wenn es dir angenehm ist, so lassen wir Massaloff und Brook allein speisen und gehen noch die Champs Elysées bis zum Arc de Triomphe hinauf. Du hast sodann drei Viertelstunden Zeit, um mir per a + b zu beweisen, daß ich ein ziemlich trauriges Individuum bin. Um dich zu beruhigen, kann ich dir übrigens sagen, daß mich eigene Betrachtung bereits zu einer ähnlichen Schlußfolgerung gebracht hat. Aber wie gesagt, ich stehe dir heute ebenso willig wie morgen zu Diensten. Mein Ohr ist stets den Worten der Weisheit geöffnet, die über deine Lippen fließen.“

„Es ist nichts mit dir anzufangen,“ antwortete Luçay etwas mürrisch. „Hier sind wir bei Durand angelangt. Komm' herein, wir wollen essen.“

„Auch dazu bin ich bereit. Das wirst du mir wenigstens nachsagen müssen, daß du unter all' deinen Freunden kein nachgiebigeres Gemüt finden kannst, als das meinige. ‚Alles lieber, als Zank und Streit‘ — das ist mein Grundsatz.“

Brook und Massaloff, die Ashton und Luçay Arm in Arm langsam gefolgt waren, gesellten sich nun wieder zu ihnen, und die vier Personen traten zusammen in das große Speisezimmer des Café Durand. Ein Kellner, der sie zu kennen schien, wies ihnen einen Tisch an und nahm darauf die von Massaloff mit großer Sachkenntnis erteilten Bestellungen zum Mittagsmahl in Empfang.

Während des Essens brachte der Bote des Klubs einen Brief für Ashton. Dieser riß eine kleine Ecke vom Umschlag ab und sah, ohne den Brief zu öffnen, daß er ein Packet Banknoten enthielt. Er steckte ihn darauf ungelesen in die Seitentasche seines Rockes und verabschiedete den Boten wieder. Dem aufmerksamen Baron Luçay war von diesem Auftritt nichts entgangen. Der Rest der Gesellschaft hatte sich nicht darum bekümmert.

„Wie bringen wir den Abend zu?“ fragte Brook, als der Nachtisch abgeräumt war, und der Kaffee auf dem Tische stand. „Unser Botschafter empfängt heute, und die Pflicht ruft mich eigentlich nach dem Faubourg St. Honoré; aber wenn Sie etwas Besseres vorzuschlagen haben, so gebe ich die Gesellschaft auf und folge Ihnen.“

„Ich bin zu meinem Bedauern nicht frei,“ entgegnete Ashton, der während des ganzen Diners nur wenig gesprochen hatte. „Um zwölf Uhr jedoch werde ich im Klub sein, und da treffen wir uns wohl wieder.“

Auch Luçay und Massaloff hatte keine Vorschläge zu machen, und die vier Freunde trennten sich um zehn Uhr, ein jeder, um bis Mitternacht seinen eigenen Beschäftigungen oder Vergnügungen nachzugehen.

Robert Ashton begab sich zu Fuß nach seiner in der Nähe des Café Durand auf dem Boulevard Malesherbes gelegenen Wohnung. Diese war reich und geschmackvoll eingerichtet. In dem Kamin des kleinen, behaglichen Salons prasselte ein gutes Feuer, auf dem Tisch brannte eine große Lampe, und in einer Schale, die neben der Lampe stand, lagen mehrere im Laufe des Nachmittags angekommene Briefe und Visitenkarten. Robert sah sie sich flüchtig an und legte die Briefe ungelesen beiseite. Ein alter Diener, der geräuschlos in das mit dicken Teppichen bedeckte Zimmer getreten war, schien darauf zu warten, daß sein Herr ihm Befehle erteile. Aber dieser sprach kein Wort. Er warf sich in einen Sessel, der neben dem Kamin stand, bedeckte das Gesicht mit der Hand und versank in tiefes Nachdenken.

Nach einigen Minuten räusperte sich der Diener und fragte, ob sein Herr etwas befehle.

Dieser sah zerstreut auf. „Rücken Sie den Tisch mit der Lampe an den Kamin und geben Sie mir die Briefe und Zeitungen. Ich gehe vielleicht noch einmal aus; — aber ich bedarf Ihrer nicht und Sie können zu Bett gehen.“

Der Diener that, wie ihm befohlen war, und entfernte sich. — Als Robert allein war, erhob er sich und ging die Stube einige Male auf und ab. Dann setzte er sich wieder nieder und zog den Brief seines Bruders

aus der Tasche, um ihn langsam zu öffnen und zu lesen. Er enthielt nur wenige Zeilen:

„Mein lieber Robert!

Ich kann Dir nichts abschlagen und schicke Dir auch heute wieder, was Du von mir verlangst. Aber ich erkläre Dir, daß mir das nicht so leicht wird, wie Du anzunehmen scheinst. Ich möchte, Du könntest morgen vormittag Zeit finden, zu mir zu kommen. So unangenehm es Dir sein mag und so peinlich es mir ist, so darf ich es nun doch nicht länger aufschieben, eine Unterhaltung über Deine Vermögensverhältnisse und über Deine Ausgaben mit Dir zu haben.

Dein treuer Bruder

Heinrich."

„Heinz ist ein guter, ehrlicher, anständiger Mensch," sagte Robert halblaut vor sich hin, „und ich? . . ." er stockte, als wolle er nicht hören, was er von sich zu sagen habe. Er ließ die Hand, in der er den offenen Brief hielt, auf das Knie fallen und starrte gedankenvoll in das hell flackernde Feuer.

Zweites Kapitel.

Sir Henry Ashton, Roberts älterer Bruder, war in England ansäßig und hatte dort Wohnung in London und auf dem Lande; aber einen Teil des Winters verlebte er gewöhnlich auf dem Kontinent, vorzugsweise in Paris, wo er mit seinem einzigen Bruder, den er sonst nur selten sah, zusammentreffen konnte, — oder in Rom, wo seine Frau die kalte Jahreszeit am liebsten zubrachte. Isabella Gower, Lady Ashtons jüngere, unverheiratete Schwester pflegte Sir Henry und Lady Ashton auf diesen Reisen zu begleiten.

Sir Henry war ein Mann im Anfang der Vierzig; aber er sah älter aus: sein Haar war stark ergraut, um Mund und Augen hatten sich bereits tiefe Falten gelagert, und der Ausdruck seines Gesichtes war ernst und sorgenvoll. Eine gewisse Ähnlichkeit mit Robert Ashton war nicht zu verkennen, besonders in den großen, blauen Augen, ohne Furcht und ohne Falsch und voll Traurigkeit.

Lady Ashton, zehn Jahre jünger als ihr Mann, war eine auffallend schöne Frau. Ihre Schwester, die zwanzigjährige Isabella, sah ihr sehr ähnlich; jedoch war der

Ausdruck der beiden Gesichter ganz verschieden. Lady Ashton machte den Eindruck eines bis zur Schwäche zarten weiblichen Wesens; Isabella dagegen sah streng und entschlossen aus. Die schön geformten Lippen waren, wenn sie schwiegen, fest zusammengepreßt, und die großen, klaren blauen Augen blickten mit eigentümlicher, mit auffallender Ruhe und Sicherheit in die Welt hinein. Es hätte ungewöhnlichen Mut oder aufrichtige Schwärmerei erfordert, um es zu wagen, in Isabellas Gegenwart ein sentimentales Gedicht herzusagen. — Im Kreise der jungen, heiratsfähigen Londoner wurde von keiner der zahlreichen Schönheiten der Westendgesellschaft mit so allgemeiner und aufrichtiger Bewunderung gesprochen, wie von Miß Isabella Gower. Aber selbst die größten Enthusiasten wurden verlegen und still, sobald sie sich dem schönen Mädchen gegenüber befanden, und noch niemand hatte es im Bereich ihres Gesichts oder Gehörs gewagt, seiner Bewunderung für sie Ausdruck zu geben.

„Du schreckst jeden jungen Mann zurück,“ sagte ihr eines Tages die sanfte Lady Ashton, die sie gern glücklich verheiratet gesehen hätte. „Du wirst darüber zur alten Jungfer werden.“

„Das wäre ein kleineres Unglück, als einen Mann zu heiraten, der vor mir Furcht hätte,“ antwortete Isabella. „Ich weiß nicht, was du von mir verlangst,“ fuhr sie fort. „Was habe ich denn so Abschreckendes? Soll ich etwa einen jeden, der mir vorgestellt wird, sanft und schwermütig anblicken, oder im Laufe der Unterhaltung zu verstehen geben, daß ich für lyrische Dichter schwärme, und daß mich Musik oder ein sentimentaler Roman bis

zu Thränen rührt? — Sei vernünftig, liebe Charlotte, und verlange nicht von mir, daß ich mich vor mir selber und auch vor dir lächerlich mache."

Isabella hatte gewöhnlich das letzte Wort in allen Gesprächen mit ihrer ältern Schwester; aber wenn diese dann traurig und unüberzeugt fortgehen wollte, so umarmte Isabella sie und küßte sie und sagte: „Sei nicht böse mit mir, Charlotte; du weißt, wie lieb ich dich habe." — Und Charlotte antwortete dann: „Wie könnte ich dir böse sein? Du bist ja das beste und treueste Mädchen. Aber Furcht habe ich doch vor dir, und jedermann fürchtet dich, und das muß doch wohl deine Schuld sein, und das solltest du ändern."

Der Baron Jacques Luçay gehörte gewissermaßen ebenfalls zur Familie Ashton. Seine Mutter war eine geborene Engländerin und eine nahe Verwandte von Lady Ashton und Isabella. Seit seiner frühesten Jugend war er mit den Familien Gower und Ashton befreundet. Er war häufig in England gewesen, hatte sich vieles von den englischen Sitten, Gebräuchen uud Anschauungen angeeignet und stand bei seinen mütterlichen Verwandten, alt wie jung, als ein zuverlässiger und wohlerzogenen Mann in großem Ansehen. Vor langen Jahren hatte er für Charlotte Gower, die zwei Jahre älter war als er, in jugendlicher Weise geschwärmt. Nach deren Verheiratung war er ein guter und sicherer Freund ihres Hauses geworden. Sir Henry Ashton hatte eine gewisse väterliche Zuneigung zu dem aufgeweckten, liebenswürdigen Menschen gefaßt; Robert Ashton schloß sich noch inniger an ihn an und betrachtete ihn als seinen treusten und besten Freund. —

Auch zwischen Isabella und Jacques hatte sich mit den Jahren ein freundschaftliches und bis zu einem gewissen Punkte vertrauliches Verhältnis gebildet. Lady Ashton begünstigte es nach besten Kräften und setzte manch' kleine, harmlose weibliche Strategie ins Werk, um eine innige Annäherung zwischen den beiden jungen Leuten herbeizuführen. Im allgemeinen liebte sie die Franzosen nicht; aber Jacques, der halb englisches Blut in den Adern hatte und von dessen schwärmerischer Verehrung für sie sie wohl eine Ahnung haben mochte, war ein großer Liebling von ihr. — Sie hegte eine an Anbetung grenzende Liebe für ihre jüngere Schwester, und all' ihre Wünsche in Bezug auf diese wären durch eine Heirat zwischen Isabella und Jacques gekrönt worden. Isabella hatte jedoch den sehr deutlichen Anspielungen Lady Ashtons niemals Gehör geliehen. Sie behandelte Jacques wie einen Bruder. Dieser teilte in Bezug auf Isabella das Los der meisten jungen Männer, die mit dem eigentümlichen Mädchen in Berührung kamen: er schien sich vor ihr zu fürchten und hatte niemals den Mut gehabt, eine Andeutung zu machen, daß er eine Änderung des verwandtschaftlichen, ruhigen freundlichen Verhältnisses, welches zwischen ihnen bestand, für möglich hielte.

Robert, der in gleichem Alter mit Jacques Luçay stand und acht Jahre älter als Isabella war, hatte dieser gegenüber, früher wenigstens, eine ganz andere Stellung eingenommen. Als Knabe war er ein junger, wilder Bursche gewesen, der für Mädchen und alles Mädchenhafte eine souveräne Verachtung an den Tag zu legen pflegte. Isabella hatte sich willig oder unwillig stets von

ihm beschützen lassen müssen. In späteren Jahren hatte sich dies wohl geändert; aber Robert hatte seiner Überlegenheit als „Mann", die er bereits als sechzehnjähriger Jüngling dem achtjährigen Kinde gegenüber beanspruchte, niemals entsagt, und Isabella hatte bis zu ihrem fünfzehnten Jahr die Gewohnheit nicht verloren, von Robert, und von ihm allein, Befehle zu empfangen und diesen zu gehorchen. — Damals hatte Robert eine größere Reise angetreten, und vor der Rückkehr nach London hatte er sich längere Zeit in Paris aufgehalten. Gerüchte von dem etwas wilden Leben, das er dort führte, waren bis nach London gedrungen und hatten auch Isabellas Ohr erreicht. Sie hatte ihnen wenig Wichtigkeit beigelegt. Sie hatte gehört und gelesen, daß junge Leute „austoben" müssen, ehe sie zu gesetzten Männern werden, und es war ihr ganz recht gewesen, daß der Freund und Beschützer ihrer Jugend, der starke, gutmütige Robert, einen Teil seines Übermutes in fremden Ländern verausgabte. Bei seiner Heimkehr hatte sie ihn ohne Rückhalt auf das herzlichste bewillkommt. Stattlich und schön erschien er ihr, und vertrauensvoll hätte sie ihm damals ihr reines, stolzes Herz geschenkt. — Aber Robert war blind. Die ruhigen, ehrbaren Gewohnheiten der Gowers und der Ashtons kamen ihm spießbürgerlich vor und langweilten ihn. Nach kurzem Aufenthalt in London erklärte er seine Absicht, nach Paris zurückzukehren, um sich dort, vorläufig wenigstens niederzulassen.

Der ältere Bruder wollte seinen Ohren nicht trauen. Die Ashtons waren stets strebsame, gewissenhafte, ruhige Staatsbürger gewesen, sehr „exklusiv" in ihrer Eigenschaft

als Engländer und sogar voller Vorurteile gegen vieles Kontinentale, ganz besonders gegen das Französische. Daß Robert eine nützliche Laufbahn und ein achtungswertes, angenehmes Leben in England aufgeben wolle, um sich in Paris zu vergnügen, war Sir Henry unerklärlich; Lady Ashton war untröstlich darüber. Isabella sagte kein Wort; aber ihr Wesen, Robert gegenüber, änderte sich plötzlich und vollständig. Sie behandelte ihn mit einer Kälte und Zurückhaltung, die ihrer Schwester sowohl wie ihrem Schwager auffiel, und von der Robert allein nichts zu merken schien.

„Ich möchte, du wärest etwas freundlicher mit Robert," sagte ihr Charlotte, „ich möchte, du bemühtest dich, ihm das Leben bei uns angenehm zu machen. Es ist doch zu traurig, daß er uns verlassen und in dem verwahrlosten Paris bleiben will."

„Mag er gehen," antwortete Isabella, und ihre Stimme klang nicht freundlich, und Entrüstung über die Zumutung, die ihre Schwester an sie stellte, rötete ihr die Wangen. „Mag er gehen! Ich glaube nicht, daß wir verpflichtet sind, etwas zu thun, um ihn zurückzuhalten. Wenn ihm die Gesellschaft, in der er sich in Paris bewegt, besser gefällt als die unsrige, so müssen wir uns das gefallen lassen; und wir wollen wenigstens nicht darüber klagen."

Lady Ashtons mütterliches Herz war weniger stolz und war besorgter, als das ihrer jüngern Schwester. — „Es handelt sich nicht um uns, es handelt sich um ihn," antwortete sie. „Ich halte es für ein großes Unglück, wenn er nach Paris geht. Heinrich ist ganz nieder-

geschlagen darüber, und ich begreife nicht, weßhalb du dich nicht, mit ihm und mir vereint, bemühen willst, Robert das Leben bei uns angenehm zu machen, und ihn dadurch zu veranlassen, bei uns zu bleiben."

„Ihr seit gute Menschen, du und Heinrich, und ich bin wahrscheinlich schlecht. Aber ich habe wenigstens nicht heucheln gelernt und ich mag es nicht lernen. Dir mit deinem sanften Gemüte wird es leicht und kommt es ganz natürlich vor, Robert zu bitten, bei uns zu bleiben. Ich könnte es nicht thun, ohne mich zu schämen. Ja, es würde mir jetzt sogar unangenehm sein, wenn Robert hier bliebe. Ich wünsche nicht, daß er dir oder mir ein Opfer bringe. Wenn er nicht froh ist, mit uns zusammen zu sein, so ist es viel besser, er sucht sich andere Gesellschaft. — Wir können die seinige entbehren, — ich wenigstens."

„Du sprichst immer von uns und von dir," antwortete Charlotte, „aber bedenke einmal, welches Unglück es wäre, wenn Robert in Paris zu Grunde ginge."

„Ich bin ein schlechtes, egoistisches Mädchen, ich denke nur an mich." Die Stimme zitterte, und ein Schleier zog sich über die großen, hellen Augen.

„Komm', Isabella, sei nicht thöricht," sagte Charlotte. „Wer spricht davon, daß du schlecht wärst?" Aber plötzlich bemerkte sie einen eigentümlichen, schmerzlichen Ausdruck im Gesichte der Schwester. Sie stand auf und küßte sie. Isabella fing an zu weinen. Nun hatte Charlotte keine andere Sorge mehr als die, ihre Schwester zu trösten. „Was hast du, liebes Kind? So sprich doch." Aber Isabella wollte nicht antworten.

„Ich weiß nicht, was ihr fehlt,“ sagte Lady Ashton, als sie am Abend mit Sir Henry über den Vorfall sprach. „Ich habe sie niemals so aufgeregt und so unglücklich gesehen.“

Sir Henry antwortete darauf nicht, aber er hatte wohl seine eigenen Gedanken, und er sagte nur: „Robert ist ein großer Narr. Er weiß nicht, was er in diesem Augenblick alles aufgiebt. Er wird es später bereuen.“

Wenige Tage vor seiner Übersiedlung nach Paris, die nun ganz fest beschlossen war, hatte Robert noch eine kurze Unterhaltung mit Isabella. Er traf sie eines Morgens im Garten spazieren gehend und gesellte sich zu ihr. „Fehlt Ihnen etwas, Isabella?“ fragte er. „Ich finde, Sie sehen nicht ganz wohl aus.“

„Mir fehlt nichts. Ich danke Ihnen. Ich fühle mich ganz wohl.“

Ein junges Mädchen kann ähnliche Antworten in den verschiedensten Weisen geben. Sie kann zu weiteren Fragen auffordern, sie kann ein Zugeständnis machen, sie kann die Unterhaltung abbrechen. Isabellas Antwort war in letzterer Tonart modulirt. — Robert sah sie mehr verwundert als gekränkt an und ließ eine kurze Pause eintreten. Dann nahm er das Gespräch wieder auf, und diesmal in ernsterm Tone.

„Ich weiß nicht, ob ich mich irre; ich hoffe, daß ich mich irre,“ sagte er, „aber es kommt mir vor, liebe Isabella, als ob Sie etwas gegen mich hätten. Habe ich Sie durch ein Wort oder eine That verletzt, so muß dies gegen meinen Willen geschehen sein . . denn ich will Ihnen nur wohl, und es sollte mir sehr leid thun, Ihnen, wenn

auch ohne mein Wissen, wehe gethan zu haben. Um alter Freundschaft willen, sagen Sie mir, weshalb Sie auf mich böse sind."

„Sie haben mir nicht weh gethan, und ich bin Ihnen nicht böse."

„Sie behandeln mich nicht freundlich, Isabella. Ich komme offen und frei zu Ihnen, wie zu meiner ältesten und besten Freundin. Ich möchte nicht anders als in Freundschaft von Ihnen scheiden, und Sie weisen mich zurück."

Isabella sah Robert einen Augenblick an und in ihrem Herzen war das Wort: „Bleibe hier". — Hätte sie es ausgesprochen, alles wäre anders geworden, denn der kurze Moment, in dem Isabellas Augen auf Robert hafteten, hatte diesen seltsam umgewandelt. — Es war, als fielen ihm die Schuppen von den Augen. Er erkannte auf einmal, daß er nicht neben dem Kinde einherging, mit dem er vor wenigen Jahren gespielt hatte, sondern neben dem schönsten Mädchen von England. Aber Isabella konnte die zwei Worte, die ihr pochendes Herz erfüllten, nicht über die Lippen bringen.

„Ich weise Sie nicht zurück," antwortete sie. „Sie fragen mich offen und frei, und ich antworte Ihnen in derselben Weise. Was können Sie mehr von mir verlangen?"

Darauf wußte Robert nicht zu antworten. „Es thut mir sehr leid," sagte er nur, „daß Sie mich nicht mehr wie früher behandeln. Morgen gehe ich fort von hier, und wir sehen uns vielleicht für lange Zeit nicht wieder."

„Daran kann ich nichts ändern." Sie hätte das

Wort gern zurückgenommen, aber es war gesagt. Robert verstand es nicht, oder wollte es nicht verstehen. Es zog ihn nach Paris. Er hatte sich in England sehr gelangweilt, die Vorlesungen und Ermahnungen, mit denen sein Bruder und seine Schwägerin verschwenderisch gewesen waren, hatten ihn ermüdet. Er glaubte, Isabella mache jetzt gemeinschaftliche Sache mit diesen, und er ärgerte sich darüber, daß das junge Mädchen ihn gewissermaßen schulmeistern wolle. — Er brach die Unterredung ab und begab sich auf sein Zimmer. Er war verdrießlich und war mit sich selbst ebenso unzufrieden wie mit Isabella.

Bald darauf reiste er ab. Isabella reichte ihm, wie alle anderen, die Hand zum Abschied; aber sie hielt die Augen niedergeschlagen. An der Thür jedoch blieb Robert noch einen Augenblick stehen. Nun, alle Lebewohl — und auf baldiges Wiedersehen! Und möge es euch gut gehen!" sagte er.

Er hatte eine volle, männliche Stimme und die wenigen Worte klangen herzlich und treu, wie sie gemeint waren. Da sah Isabella auf, und der Blick der beiden jungen Leute begegnete sich. War es möglich, daß dies Isabellas ruhige, kluge Augen waren? Schmerzlich flehend und klagend blickte es daraus hervor. — Der Blick verfolgte Robert auf der ganzen Reise bis nach Paris.

Seit jenem Abschiedstage waren vier Jahre vergangen, die Robert so schlecht wie möglich benutzt hatte. Der „wilde Ashton" war in ganz Paris bekannt geworden; sein tollkühnes Reiten, sein verwegenes Spielen waren

sprichwörtlich. Er hatte ein halbes Dutzend Duelle gehabt, aus denen er stets mit Ehren, wenn auch nicht immer als Sieger hervorgegangen war. Der „Figaro“ verzeichnete seine Worte und Thaten in seinen Echos du jour, und die Chronique scandaleuse et galante fand nicht selten Gelegenheit, sich mit ihm zu beschäftigen.

Während dieser vier Jahre war Robert zweimal nach England zurückgekehrt, jedesmal nur auf kurze Zeit. Er hatte wie gewöhnlich im Familienhause, das heißt bei seinem Bruder Henry, gewohnt und er war dort, wie immer, freundlich und herzlich aufgenommen worden. Er hatte jedoch wohl herausgefühlt, daß das alte vertrauliche Verhältnis, das zwischen ihm und den Seinigen früher bestanden hatte, gebrochen sei. Isabella hatte ihn beinahe vollständig unbeachtet gelassen und sorgfältig jede Gelegenheit vermieden, mit ihm allein zu sein; ja auch die sanfte Lady Ashton hatte sich ihm gegenüber mehr als gewöhnlich zurückhaltend gezeigt. Die herzensgute, aber etwas ängstliche Frau mißbilligte die Lebensweise ihres Schwagers vollständig und fand sie eines englischen Gentleman unwürdig. Das tolle Reiten konnte sie zur Not noch verzeihen. Sie hatte irisches Blut in den Adern, und mehr als einer ihrer Verwandten hatte sich Arme und Beine beim Hindernis-Reiten gebrochen. Kühnes Reiten war in den Augen der sanften Frau eine männliche Eigenschaft, die nicht leicht in einen Fehler ausarten konnte. — Für das Spielen fand sie schon schwerer Entschuldigungen. Sie betrachtete es als einen „niedrigen“ Zeitvertreib. Aber geradezu entsetzlich waren ihr die Duelle und die Liebes-Abenteuer ihres Schwagers.

Diese verurteilte sie als sündhaft, als eines Ehrenmannes unwürdig. Es kostete sie sogar eine gewisse Überwindung, Robert die Hand zu reichen, und auf diese Weise eine Hand zu berühren, die so vieles gethan hatte, was in ihren Augen unrecht und schlecht war. — Sir Henry hatte eine unzerstörbare, feste, brüderliche Zuneigung für Robert. Im Grunde seines Herzens tadelte er ihn noch bitterer, als Lady Ashton es that; aber er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, Robert werde wieder zu Sinnen kommen, und er fürchtete nichts mehr, als ihn ganz zu entfremden, als ihn vielleicht vollständig zu verlieren. Er wenigstens wollte fortfahren, ihm den Aufenthalt im väterlichen Hause angenehm zu machen, in der Hoffnung, daß ihn dies früher oder später bewegen werde, dorthin zurückzukehren.

Lady Ashton gab ihrem Gemahl in allem, was er Robert gegenüber that, recht: „Ich will dir nicht verhehlen,“ sagte sie, „daß mir seine Gesellschaft nicht mehr angenehm ist. Ich muß, wenn ich ihn sehe, unwillkürlich an alles denken, was mir von ihm erzählt worden ist, und er flößt mir dadurch eine gewisse Furcht ein. Und doch sieht er gut und treu aus. Es ist mir geradezu unerklärlich, wie er so schlecht sein kann. Ich möchte alles, was man von ihm erzählt hat, wäre böswillige Erfindung oder Übertreibung, und ich erführe es und könnte ihm meine Achtung wieder schenken. Lieb habe ich ihn immer noch. Ich kann ihm eigentlich nur böse sein, wenn ich ihn nicht sehe. Seine ruhige Freundlichkeit, seine Gutmütigkeit bestechen mich zu seinen Gunsten, sobald ich einige Tage mit ihm zusammen bin.

Du bist ein Mann und du bist sein einziger Bruder, und du hast ganz recht, ihn freundlich und gut zu behandeln, wie du es thust."

Eines Abends, währenddem Robert zum Besuch in England war, hatte Sir Henry eine lange und ernste Unterredung mit seiner Frau.

„Robert hat mir soeben gesagt, daß er Isabella liebe und sich mit ihr verheiraten wolle," begann Sir Henry das Gespräch.

„Nein!" rief Lady Ashton erschreckt, „das ist ja gar nicht möglich. Unsere gute Isabella . . ."

„Ja, aber es ist doch so."

„Und was hat Isabella geantwortet?"

„Er hat noch gar nicht mit ihr gesprochen. Er sagte mir, er könne sie nie allein sehen."

„Das ist etwas anderes," sagte Lady Ashton, plötzlich wieder beruhigt. „Du hattest mir ordentlich Furcht gemacht . . . Also Isabella weiß noch nichts davon? Du mußt Robert die Sache aus dem Kopfe reden. Er kann Isabella ja nicht lieben; wie würde er sonst so leben, wie er es thut? — Verhüte nur, daß er mit Isabella über die Angelegenheit spricht. Sie würde in der peinlichsten Verlegenheit sein. Daß sie ihm ihre Hand gäbe, daran ist natürlich nicht zu denken. Sie beurteilt ihn strenger, als wir es thun. Das Leben, das er in Paris führt, ist ihr ein Greuel. Sie hatte die Absicht, das Haus zu verlassen, und Tante Mary zu besuchen, als du uns mitteiltest, daß Robert hieherkommen würde. Ich habe sie nur mit Mühe überreden können, zu bleiben. Sie hat Robert, seitdem er im Hause ist, noch kein

freundliches Wort gesagt. Und ich begreife das, ja es freut mich an unserer Isabella. — Aber was würde aus dem Verhältnis zwischen Robert und dir und mir werden, wenn Isabella seinen Antrag zurückweist? Robert würde nicht wieder über unsere Schwelle treten wollen, so lange Isabella noch unter unserem Dache wohnt; und wir können doch meine Schwester nicht von uns fortschicken?“

„Davon ist selbstverständlich nicht die Rede,“ entgegnete Sir Henry, „aber bist du ganz sicher, daß Isabella Roberts Antrag zurückweisen würde?“

Lady Ashton sah ihren Mann erstaunt an. „Aber Heinrich,“ sagte sie endlich nach einer langen Pause, „wie kannst du so sprechen? Unsere Isabella sollte einen Mann lieben können, der ihrer so wenig würdig ist, wie Robert? — Du weißt, wie ich von ihm denke, du weißt auch, wie lieb ich ihn habe. Ich kann deshalb ohne Rückhalt von ihm sprechen, und brauche mir nicht Mühe zu geben, um nicht zu vergessen, daß er dein Bruder ist: Robert ist Isabellas nicht würdig; und wenn sie ihn liebte, so könnten wir, die wir bei ihr Elternstelle zu vertreten haben, die wir für ihr Glück verantwortlich sind, nicht zugeben, daß sie Robert heiratet. Robert wird sich die Sache übrigens bald wieder aus dem Kopfe schlagen. Er ist jetzt seit einem Monat hier und er langweilt sich. Da kommen ihm allerhand Gedanken, und da mag er sich auch eingebildet haben, er liebe Isabella. Wenn er acht Tage in Paris ist, so hat er sie wieder vergessen. Es wäre gut, er reiste bald ab . . . oder es wäre vielleicht noch besser, Isabella ginge zu Tante Mary. Ich wünsche nicht, daß Robert das Haus einen Tag früher

verläßt, als er es selbst will, denn er ist nirgends so gut aufgehoben wie bei uns. — Hast du bemerkt, daß er viel mehr ißt und viel wohler aussieht als zu Anfang seines Besuches?“

Sir Henry ließ diese letzte Frage unberücksichtigt und kam noch einmal auf den Hauptgegenstand des Gesprächs zurück. „Ich will Robert nicht verteidigen,“ sagte er. „Ich bedaure seine Lebensweise ebenso sehr wie du, und beurteile ihn vielleicht strenger als du, ja sogar strenger als Isabella. Daß ich deine Schwester nicht unglücklich machen will, brauche ich nicht zu sagen . . . Aber nun höre mich ruhig an: Robert ist ein leichtsinniger Mensch; aber er ist nicht schlecht . . .“

„Leichtsinn ist aber schlecht.“

„Unterbrich mich nicht, liebe Charlotte; du kannst mir nachher antworten. Ich beabsichtige nicht, dir meine Meinung gegen deinen Willen aufzudrängen. Ich habe mir vorläufig noch gar keine Meinung gebildet . . .“

Aber Charlotte bestand zum ersten Mal in ihrem ehelichen Leben auf einer von ihr gefaßten Ansicht, ohne sich darüber mit ihrem Manne verständigen zu wollen.

„Mein lieber, guter Heinrich,“ sagte sie, „bitte, sprich nicht weiter über diese Sache. Du bist so klug und beredt, und ich weiß, daß ich eine einfache, beschränkte Frau bin. Du würdest mich vielleicht überzeugen, daß ich unrecht habe; aber ich fühle, daß das unrecht sein würde. Ich billige deine Liebe zu Robert, ja, ich teile sie. Ich betrachte Robert wie meinen Bruder. Aber das Glück unserer Isabella darf ihm nicht geopfert werden. Robert ist gutmütig, er ist nicht schlecht, er ist

nur leichtsinnig. Ich will keinen Stein auf ihn werfen. Wie gerne würde ich ihn glücklich sehen! Ja, wenn ihn das Leben, das er führt, glücklich machte, so würde ich sogar versuchen, mich damit zu versöhnen, obgleich ich weiß, daß dies unrecht sein würde. Aber unsere Isabella kann ich ihm nicht anvertrauen. Isabella soll nur einen Mann lieben, der so edel und stolz und so gut ist, wie du es bist, Heinrich. Du bist auch gutmütig und leichtsinnig. Alle Ashtons sind es. Aber welcher Unterschied zwischen dir und Robert! — Nein, bitte, sprich nicht mehr über diese Sache; mache mich nicht an mir oder vielleicht sogar an dir irre. Ich fühle, daß ich recht habe, wenn ich sage, daß ich unter keiner Bedingung meine Zustimmung zu einer Heirat zwischen Isabella und Robert geben würde. — Robert würde übrigens mit meiner Schwester nicht glücklich sein. Ich fühle dies mit vollständiger Gewißheit, obgleich mir die Worte, es zu erklären, fehlen. Robert braucht eine schöne Frau, die in Gesellschaften glänzt und sich in Gesellschaften vergnügt. Isabella fühlt sich nie wohler als zu Hause. Sie findet kein Vergnügen an Gesellschaft, und fremde Menschen sind ihr gewöhnlich so unangenehm, daß sie sich, wie sie mir oft gesagt hat, große Mühe geben muß, um nicht unhöflich zu sein. Liebenswürdig habe ich sie mit fremden Leuten nie gesehen. Mit dir kann sie es sein, und mit mir, mit Jacques nnd Tante Mary; früher war sie es auch mit Robert. Sie würde schlecht zu ihm passen. — Es giebt viele Frauen, die sich in ihn verlieben werden, und ich gönne ihm die beste und schönste. Aber unsere Isabella vertraue ich ihm nicht an."

Sir Henry schwieg. Er liebte seine Frau zärtlich, und er gab ihr nicht unrecht. Dazu kam der Gedanke, daß mit dieser Unterredung doch nichts Endgültiges beschlossen werden könne und daß die Entscheidung über die angeregte Frage schließlich bei Robert und Isabella liegen werde.

„Sehr wohl, Charlotte,“ antwortete er deshalb. „Ich will Robert zu verstehen geben, daß du seine Absichten nicht billigst, und daß auch ich es für das beste halte, wenn er sie, vorläufig wenigstens, aufgiebt. Alle Hoffnung mag ich ihm nicht rauben, denn Gott weiß, wozu ihn das verleiten könnte. Ich gebe dir beinahe in allem, was du über Robert sagst, recht; aber ich glaube, du thust ihm in einem Punkte unrecht. Ich bin überzeugt, daß mein Bruder deine Schwester aufrichtig liebt, und ich glaube nicht, daß er sie nach acht Tagen Lebens in Paris wieder vergessen hat. Aber jedenfalls werde ich ihm zu verstehen geben, daß er vorläufig nichts in der Sache thun darf. Ich denke, er wird dann wohl bald wieder abreisen. — Es ist schade . . .“

„Ja, es ist schade,“ sagte Lady Ashton kleinlaut. Sie wollte nicht weiter sprechen, denn obgleich Sir Henry ihr versprochen hatte, Roberts Antrag nicht mehr zu unterstützen, so fürchtete sie doch, daß eine Fortsetzung der Unterredung die Frage, die nun nach ihrem Wunsche geschlossen war, wieder eröffnen, und daß das Ergebnis, welches sie durch ihre Festigkeit erreicht hatte, dadurch von neuem in Frage gestellt werden könne.

Drittes Kapitel.

Die Insassen des Landhauses, das die Familie Ashton während des Sommers bewohnte, versammelten sich gewöhnlich jeden Morgen im großen Speisesaale, um dort das erste gemeinschaftliche Mahl einzunehmen. Diese Mahlzeit galt für die angenehmste des Tages, und sämtliche Mitglieder der Familie pflegten sich pünktlich dazu einzufinden. Aber am Morgen nach der Unterredung zwischen Sir Henry und Lady Ashton war das Frühstück bereits seit einer halben Stunde angerichtet, und noch war niemand erschienen, um sich zu Tisch zu setzen. Lady Ashton hatte durch das Kammermädchen sagen lassen, sie und ihre Schwester würden im Zimmer Lady Ashtons essen, und die Herren möchten nicht auf sie warten. — Diese erschienen zwar gegen halb zwölf Uhr im Speisesaal, aber anstatt wie gewöhnlich dem frugalen Mahle herzhaft zuzusprechen und während des Essens Pläne für den Nachmittag zu machen, begnügten sie sich damit, ein jeder eine Tasse Thee zu trinken. Nach wenigen Minuten zogen sie sich schweigend wieder zurück. — Bald darauf klingelte Sir Henry und befahl, daß der Wagen in einer

halben Stunde angespannt werden solle, um Herrn Robert Ashton nach dem Bahnhof zu fahren. Dieser ging inzwischen in seinem Zimmer nachdenklich auf und ab und warf von Zeit zu Zeit einen zerstreuten Blick auf die offenen Koffer, die von dem französischen Kammerdiener, den er von Paris mit nach England gebracht hatte, mit sichtlicher Befriedigung gefüllt wurden.

Zwei Stunden vorher hatte noch niemand im Schlosse eine Ahnung davon gehabt, daß Herr Robert urplötzlich abreisen wolle. Um zehn Uhr war dieser mit Isabella im Park zusammengetroffen und hatte sich wenige Minuten mit ihr unterhalten. Isabella war gleich darauf gerades Wegs in das Zimmer ihrer Schwester gegangen, während Robert sich etwas später zu seinem Bruder begeben hatte.

Isabella war totenblaß, als sie ihre Schwester umarmte und ihr guten Morgen bot. Die großen Augen leuchteten wie im Fieber.

„Fehlt dir etwas? Du siehst sonderbar aus," fragte Lady Ashton. Aber Isabella wollte nicht antworten. Als die besorgte Schwester darauf weiter mit Fragen in sie drang und den Namen Robert aussprach, sagte Isabella endlich:

„Ich habe soeben eine kurze Unterredung mit Henrys Bruder gehabt; aber ich bitte dich, nötige mich nicht, davon zu sprechen. Die Sache ist übrigens ohne die geringste Bedeutung für dich."

„Ohne Bedeutung für mich?" wiederholte Lady Ashton vorwurfsvoll. „Wie kannst du so sprechen? Hat nicht alles für mich Bedeutung, was dich berührt, und sehe

ich nicht, wie aufgeregt du durch diese Unterhaltung bist?"

„Nein, liebe Charlotte, du irrst dich. Die Sache hat keine Bedeutung für dich. Übrigens ist sie erledigt. Bitte, sprich nicht weiter darüber."

„Wie du willst, Isabella, aber ich hoffe, daß du mir anvertrauen wirst, was dich bekümmert. Wenn ich dir auch vielleicht nicht helfen kann, so werde ich doch wenigstens versuchen, dich zu trösten."

„Ich versichere dich, du irrst dich. Mich kümmert in diesem Augenblicke nichts, und ich bedarf keines Trostes."

Aber die Stimme des jungen Mädchens zitterte. Sie wandte sich ab, um den zärtlich forschenden Blick der Schwester zu vermeiden und drückte die heiße Stirne an die kalte Fensterscheibe. Sie stand lange bewegungslos da, während ihre Schwester sich in der Stube still zu schaffen machte. Plötzlich sprang sie erschreckt in die Mitte des Zimmers zurück. Dann ging sie schnell, ohne Lady Ashton angesehen zu haben, zur Thür hinaus in ihr eigenes Zimmer. Vor dem Hause war der offene Wagen vorgefahren, in dem Roberts Kammerdiener zwischen den Koffern und Decken seines Herrn Platz genommen hatte.

Robert hatte während dieser Zeit eine Unterredung mit seinem Bruder gehabt und war bei dieser Gelegenheit weniger zurückhaltend gewesen als Isabella.

„Ich glaube, es ist am besten, ich reise heute noch ab," begann er, sobald er in das Zimmer getreten war und nachdem er seinem Bruder flüchtig guten Tag gewünscht hatte. Er gähnte darauf leise und gezwungen.

Die vollständige Ruhe, die er zur Schau zu tragen sich bemühte, täuschte Sir Henry nicht.

„Was ist vorgefallen?“ fragte dieser.

„O, nichts von Bedeutung,“ antwortete Robert nachlässig, „Isabella hat soeben eine kurze Unterredung mit mir gehabt, und ich weiß nun, daß ich nichts mehr von ihr zu erwarten habe . . .“

Sir Henry rieb sich das Kinn, wie dies seine Gewohnheit war, wenn er nachdachte. Er sprach kein Wort, aber er blickte seinen Bruder fragend an.

„Die Sache ist sehr rasch abgemacht worden,“ fuhr Robert ungezwungen fort. Er sprach leise und ruhig, aber seine Stimme klang heiser. „Fräulein Isabella Gower hat keine Minute zum Nachdenken verschwendet, um mir einen Bescheid zu geben, der über mein Schicksal entschieden hat. Die Angelegenheit erschien ihr ungefähr ebenso wichtig, wie mir die Frage erscheinen würde, ob ich meinen Terrier während des Sommers scheeren lassen soll oder nicht. Sie war mit der Antwort auf mein Anliegen sofort zur Hand. — Es ist vielleicht besser so . . . Aber meinst du nicht auch, Heinz, daß gewöhnliche Klugheit und elementarer Anstand mir gebieten, mich ohne weiteres aus dem Staube zu machen?“

„Darauf kann ich dir nicht antworten,“ entgegnete Sir Henry sehr ernst. „Ich will dir aber meine Meinung nicht vorenthalten, wenn es dir gefällt, mir zu sagen, was zwischen dir und Isabella vorgefallen ist.“

„Es scheint mir, ich habe dir daraus kein Geheimnis gemacht; aber war dir die Form, in der ich mich dir offenbarte, nicht parlamentarisch genug, so bin ich bereit,

in wohlgeordneter, wohlgesetzter Rede zu wiederholen, was ich dir bereits gesagt habe."

„Wenn du die Sache, die mir ernst erscheint, nicht ernsthaft mit mir besprechen willst, so ziehe ich vor, du handelst nach deinem eigenen Dafürhalten, ohne mich um Rat zu fragen."

„Sehr wohl, — Adieu —" Robert wandte sich zum Gehen; der ältere Bruder hielt ihn zurück.

„Nein, Robert," sagte er, „so lasse ich dich nicht fort. Wir beide wenigstens wollen nicht in Unfrieden von einander scheiden. Ich habe dir nicht weh gethan und bedaure, wenn dir etwas zu leid geschehen ist. Komm' und erzähle mir, was ist vorgefallen?"

Robert stand einen Augenblick unschlüssig. Dann wandte er sich wieder zu seinem Bruder und sagte mit ruhiger Stimme: „Ich traf Isabella heute früh im Park, ich redete sie an, ich hatte den Kopf noch voll von meiner gestrigen Unterredung mit dir und ich wiederholte ihr, was ich dir gesagt hatte: ich fragte sie, ob sie meine Frau werden wolle. Ich erinnere mich nicht der Worte, die ich gebraucht habe, aber ich weiß, daß ich um eine Königstochter nicht mit größerer Verehrung gefreit haben würde, wie ich es um sie that. Sie antwortete mir nur wenige Worte. Es waren unfreundliche, ja es waren zornige Worte. Sie wies meinen Antrag zurück. Dann verließ sie mich. Das ist alles, was ich dir zu sagen habe. — Willst du mir nun einen Rat geben?"

Sir Henry dachte einige Minuten nach; dann erwiderte er traurig: „Unter diesen Umständen glaube ich

in der That, daß es am besten ist, du verläßt uns. Isabella wird vermeiden wollen, mit dir zusammenzutreffen, und dir kann es auch nicht angenehm sein, sie jetzt wieder zu sehen. Einer von euch muß also vorläufig das Haus meiden, und dieser eine wirst du sein wollen. — Ich hätte nie geglaubt, daß ich dir das zu sagen haben würde. Es thut mir im Herzen weh. — Nun kann ich dich also nicht mehr willkommen heißen in dem Hause, in dem wir beide geboren und groß geworden sind.“ Die Stimme des starken Mannes zitterte in tiefer Bewegung und die Augen wurden ihm feucht.

„Sei ruhig, lieber Heinz,“ tröstete Robert. „Deine Schuld ist es nicht, daß es so gekommen ist; und vielleicht wird es einmal wieder anders und besser. Es ist spät. Wir wollen eine Tasse Thee trinken. Bestelle den Wagen. Ich will deiner Frau Lebewohl sagen, und du begleitest mich dann bis zur Eisenbahn.“

Wenn Sir Henry später an diesen Auftritt zurückdachte, so fiel es ihm auf, daß die Rollen zwischen ihm und seinem Bruder vertauscht worden waren. Robert hatte sich an dem Tage zu beklagen und war zu ihm gekommen, um Rat und Trost zu suchen. Aber schließlich war Robert es gewesen, der Henry getröstet hatte. — „Das sah seiner Herzensgüte ähnlich“ — sagte Sir Henry, — „er kann nicht sehen, daß einer seiner Freunde leidet, und er vergißt seinen eigenen Schmerz, sobald es sich darum handelt, den eines andern zu lindern.“

Wenige Minuten, nachdem der Wagen vorgefahren war, ließ Sir Henry seine Frau bitten, zu ihm in sein Zimmer zu kommen. Robert wartete dort. Er ging

seiner Schwägerin entgegen und reichte ihr die Hand: „Adieu, Charlotte,“ sagte er mit leiser, aber fester Stimme. „Möge es Ihnen und den Ihrigen gut gehen. Vergessen Sie mich nicht, und, wenn Sie es können, so behalten Sie mich lieb.“

Lady Ashton sah verlegen und niedergeschlagen aus. Sie drückte Robert die Hand, und Thränen standen ihr in den Augen. Sie wiederholte zweimal: „Adieu — Adieu“; sie wollte augenscheinlich noch mehr sagen, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt, und sie konnte kein Wort hervorbringen.

„Ich werde Robert zur Eisenbahn begleiten,“ unterbrach Sir Henry und machte damit dem peinlichen Auftritt ein Ende. Die beiden Männer gingen darauf nochmals grüßend an Lady Ashton vorbei, die unbeweglich in der Nähe der Thür stehen geblieben war. Sie hörte sie die Treppe hinuntersteigen, sie hörte Roberts Stimme, der unten im Hausflur mit den Kindern sprach, aber sie verstand nicht, was er sagte, dann vernahm sie, wie im Traume, das laute, schnell verhallende Rasseln des Wagens — und gleich darauf wurde es totenstill in dem großen Hause. — Lady Ashton zog sich geräuschlos in ihr Zimmer zurück. Als sie an der Stube vorüberkam, in der sie ihre Schwester wußte, ging sie vorsichtig leise auf den Fußspitzen, als fürchte sie, etwas Schlafendes zu wecken.

In Isabellas Zimmer waren die Vorhänge heruntergelassen, aber das junge Mädchen konnte durch dieselben, ohne von außen bemerkt zu werden, deutlich sehen, was draußen vorging. Sie stand am Fenster, schwer und

tief atmend, die linke Hand auf das pochende Herz gedrückt. Die Brust hob und senkte sich in stürmischer Erregung. Sie sah Robert aus der Hausthür treten, dem ältesten Sohne seines Bruders die eine Hand gebend und mit der andern dem großen Hofhunde, der sich zutraulich an ihn gedrängt hatte, freundlich den rauhhaarigen Kopf streichelnd. Sie sah, wie er darauf mehreren Dienern, die entblößten Hauptes und traurigen Blickes den Wagen umringten, die Hände schüttelte. Er stieg zuerst in den offenen Wagen und setzte sich so, daß er dem Fenster, an dem sie stand, das Gesicht zuwandte. Den kleinen Richard behielt er auf den Knieen. Isabella trat einen Schritt zurück; aber dann blieb sie wie gebannt stehen, den Blick unverwandt auf die Gestalt des Scheidenden geheftet. — Jetzt hatte auch Henry im Wagen Platz genommen. Robert zog den Hut ab und einen kurzen Moment schweifte sein Auge über Isabellas Fenster. Sie fühlte den Blick wie einen Stich im Herzen. Dann hörte sie Robert laut sagen: „Lebt wohl, alle," darauf die Antwort der Diener: „Adieu! Gutes Glück, Herr Robert!" — Die Pferde zogen scharf an, die Fenster erklirrten, der Wagen bog aus dem Schloßthor hinaus und war gleich darauf verschwunden. — Isabella blieb noch einige Minuten unbeweglich stehen. In dem Hause rührte sich nichts mehr. „Nun ist alles vorbei!" sagte sie, und schluchzend warf sie sich auf das Bett und drückte den Kopf tief in die Kissen, um ihr lautes Weinen zu ersticken.

Im Halbschlafe hörte sie den Wagen zurückkommen, dann verlor sie das Bewußtsein und versank in schweren

Schlummer. — Die Stimme ihrer Schwester weckte sie endlich.

„Isabella! Isabella! so öffne doch!"

Sie erhob sich taumelnd vom Bette. Es dunkelte bereits.

„Ich komme gleich," antwortete sie mechanisch. „Laß mich noch einen Augenblick allein."

„Bitte, komm' gleich. Ich ängstige mich um dich."

„Ja, ich komme in wenigen Minuten."

Lady Ashton entfernte sich. Isabella steckte ein Licht an und trat vor den Spiegel, um ihren Anzug zu ordnen. Sie schrak vor ihrem eigenen Bilde zurück, so verstört und krank sah sie aus. Aber nachdem sie sich das Gesicht mit kaltem Wasser gebadet und das wilde, blonde Haar geglättet hatte, waren auch die äußeren Spuren ihres Schmerzes so ziemlich verwischt. — Junge, starke Mädchen verändern sich nicht sonderlich in wenigen Stunden, selbst wenn diese Stunden über ihr ganzes Leben entschieden haben.

Viertes Kapitel.

Seit jener plötzlichen Abreise waren zwei und ein halbes Jahr vergangen. Robert hatte diese Zeit auf dem Kontinente, hauptsächlich in Paris, verlebt und war nicht wieder nach England zurückgekehrt. Aber er hatte seinen Bruder und seine Schwägerin deshalb nicht ganz aus den Augen verloren. Diese hatten ihn einmal auf der Durchreise nach Rom besucht, den nächsten Winter, von 1863 bis 1864, hatten sie in Paris zugebracht, und im Monat Januar 1865, das heißt zu der Zeit, wo wir Robert Ashton in seiner Junggesellenwohnung auf dem Boulevard Malesherbes verlassen haben, lebten sie seit mehreren Wochen in einer jener reich und banal möblirten Wohnungen, die in der Umgegend der Champs Elysées, wo viele Engländer, Russen und Amerikaner ihre fliegenden Winterquartiere aufzuschlagen pflegen, nicht selten sind. Sie führten dort ein ruhiges, regelmäßiges Leben. Des Morgens, vor dem Frühstück, machte Sir Henry mit seiner Schwägerin Isabella einen Spazierritt im Bois de Boulogne. Nach dem Frühstück fuhren die beiden

Damen, Lady Ashton und ihre Schwester aus, um Besuche abzustatten und Einkäufe zu machen. Sir Henry ging während dieser Zeit gewöhnlich zu seinem Bruder und verplauderte eine Stunde mit ihm vor dem Kamine. Das innige Verhältnis, das stets zwischen den Brüdern bestanden hatte, war nicht gestört worden. Sie hatten sich, als sie sich zum ersten Male seit Roberts Abreise von England in Paris wiedersahen, kurz und deutlich ausgesprochen und waren seitdem nicht wieder auf einen Zwischenfall, der ihnen peinlich war, zurückgekommen. Die beiden Brüder sahen sich fast täglich in der Wohnung des Boulevard Malesherbes. Einige Male war Robert nach der Avenue Josephine gekommen, sei es, daß er Lady Ashton sehen wollte, sei es, daß er Sir Henry irgend eine Mitteilung zu machen hatte. Aber er hatte diese kurzen und seltenen Besuche immer in Sir Henrys Arbeitszimmer abgestattet und war nicht über die Schwelle von Lady Ashtons Salon getreten. Diese hatte ihn einmal verlegen lächelnd gefragt, ob er nicht mit ihnen speisen wolle. „Wir werden ganz ungestört sein," hatte sie hinzugesetzt. „Sie werden nur Henry, Jacques und mich antreffen." Den Namen ihrer Schwester, die an diesem Tage bei einer Freundin aß, hatte sie nicht aussprechen wollen. Robert hatte die gutgemeinte Einladung in so bestimmter Weise abgelehnt, daß Lady Ashton nicht gewagt hatte, sie zu wiederholen. „Ich will euren häuslichen Frieden nicht stören," sagte Robert bei dieser Gelegenheit. „Aber wir bleiben gute Freunde, Charlotte," und er drückte ihr herzlich die Hand.

Robert aß gewöhnlich in seinem Klub oder im Café

Durand, das nur wenige Schritte von seiner Wohnnng entfernt war. Die Ashtons und Isabella speisten zu Hause. Die Damen sowohl wie Sir Henry gingen des Abends nur selten aus. Sie empfingen einige vertraute Freunde und alte Bekannte und sie besuchten diese von Zeit zu Zeit; aber das eigentliche Pariser Gesellschaftsleben hatte für Lady Ashton nur wenig und für Isabella Gower gar keinen Reiz. Sir Henry seinerseits war wohl zufrieden, wenn er sich am Abend mit der Times oder mit einem guten Buche beschäftigen konnte. Manchmal hielt er es für seine Pflicht, eine Loge für die Oper oder das Théatre français nach Hause zu bringen. Diese Zerstreuungen brachten sodann eine allen angenehme Abwechslung in das ruhige Familienleben. Aber weder Lady Ashton noch ihre Schwester schienen zu bemerken, wenn Sir Henry wochenlang vergaß, auf diese Weise für das Vergnügen seiner Frau und seiner Schwägerin zu sorgen.

Isabella und Robert hatten sich in Paris einige Male, aber immer nur zufällig und vorübergehend, gesehen. — Eines Morgens, als Isabella mit ihrem Schwager im Bois de Boulogne spazieren ritt und an der Hindernisbahn vorbeikam, die dort unterhalten wird, jagte Robert plötzlich an ihnen vorüber. Eine Biegung des Weges hatte die Reitenden bis zu dem Augenblicke, wo sie sich begegneten, von einander getrennt und sie sahen sich nur auf eine Sekunde, nachdem sie sich erkannt hatten. Robert führte die Hand rasch an den Hut, aber noch ehe er gegrüßt hatte, war er vorüber. Sir Henry drehte sich um und blickte ihm traurig nach. Isabella war bleich ge-

worden. Beide vollendeten diesen Morgen ihren Spazierritt, ohne ein Wort mit einander zu wechseln.

Später hatte Isabella ihren ehemaligen Freund einmal in der Oper gesehen. Er stand in einer Loge hinter dem Sessel einer der gefeiertsten Schönheiten des Tages und unterhielt sich mit ihr. Diese lächelte freundlich und bot augenscheinlich ihre ganze Kunst auf, um den „wilden Ashton", der in der Pariser Gesellschaft ebenso bekannt und berühmt war wie sie, an ihrer Seite zu fesseln. Robert sah gelangweilt aus. Er war in den wenigen Jahren bedeutend älter geworden. Er war blaß und hager. Aber der Blick seiner ehrlichen Augen war unverändert, und seine große männliche Gestalt, seine vornehme Haltung machten ihn im Theater wie überall, wo er sich zeigte, zum Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit. Viele Operngläser waren nach der Loge gerichtet, in der er sich mit seiner Nachbarin unterhielt, und mehr als eine Schönheit beneidete Frau von P. um ihren stolzen Kavalier. Isabella erblickte ihn, sobald sie sich gesetzt hatte. Sie fühlte eine schmerzliche Beklemmung in der Brust. Wie eine schwere Last lag es ihr auf dem Herzen, und die Lichter flimmerten und tanzten vor ihren Augen. Sie erholte sich jedoch schnell von ihrer Bestürzung und versuchte ihre ganze Aufmerksamkeit dem Theater zuzuwenden. Als sie nach wenigen Minuten unwillkürlich wieder nach der Loge blickte, die ihre Augen mit geheimnisvoller Gewalt anzog, war Robert daraus verschwunden. Während des Zwischenaktes glaubte sie sein Gesicht im Halbdunkel einer Parkettloge zu erkennen. Aber das Gesicht war durch ein Opernglas halb verdeckt und

verschwand im schwarzen Hintergrund der Loge wenige Sekunden, nachdem Isabella es erblickt hatte. — Hinter dem Stuhle der Frau von P. lösten sich im Laufe des Abends noch viele vornehme Stutzer ab. Robert erschien dort nicht wieder, und die schöne Frau, sichtlich verdrießlich, verließ das Theater noch vor dem Beginn des letzten Aktes.

Die dritte und letzte Begegnung zwischen Robert und Isabella fand bei der Mutter von Jacques Luçay, der Tante von Lady Ashton und Isabella, statt. — Die Baronin Luçay war weder bei den Gowers, noch bei den Ashtons sonderlich beliebt. Sie war eine herrschsüchtige, rechthaberische Frau, die selten über irgend jemand ein wohlwollendes Wort zu sagen hatte, deren scharfe Zunge wenig Unterschied zwischen Freund und Feind machte und von der eigentlich nichts Gutes zu sagen war, als daß sie ihre beiden Kinder, Jacques und Marie, die sie zärtlich liebte, vorzüglich erzogen hatte. Sie war im Grunde keine schlechte Frau, und bei einigen Gelegenheiten hatte sie Regungen gezeigt, die auf eine ursprünglich edle Natur schließen ließen. Eine zwanzigjährige unglückliche Ehe hatte sie verbittert, hatte sie eifersüchtig, mißtrauisch und zanksüchtig gemacht. Seit dem Tode ihres Mannes war sie wieder zugänglicher und liebenswürdiger geworden; aber bei den Gowers hieß sie noch immer „die böse Tante Sophie“ im Gegensatz zu der „guten Tante Mary“, einer alten, unverheirateten Schwester des verstorbenen Herrn Gower, Charlottens und Isabellas Vater.

Tante Mary wohnte auf der Insel Wight, auf einem vortrefflich gehaltenen, kleinen Landsitz in der Nähe der in

Devonshire gelegenen Besitzungen der Ashtons, und hielt dort offenes Haus für alle Gowers, Neffen und Nichten, nahe und entfernte Verwandte, die sich aus irgend einem Grunde, während kürzerer oder längerer Zeit, verziehen lassen wollten. Isabella und Charlotte hatten als Kinder einen Teil ihrer Ferien regelmäßig bei Tante Mary zugebracht und hingen mit zärtlicher Liebe an ihr. Auch Jacques Luçay und Robert Ashton waren oft ihre Gäste gewesen, und beide, besonders Robert, standen in hoher Gunst bei dem guten alten Fräulein. Robert hatte der Tante Mary manch' sorgenvolle Stunde durch seine wilden Knabenstreiche bereitet. „Ich komme nicht aus der Angst heraus, so lange ich den Jungen im Hause habe," sagte sie häufig. „Ich bilde mir fortwährend ein, daß man ihn mit zerschlagenem Kopfe oder mit zerbrochenen Gliedmaßen auf einer Bahre in das Haus tragen wird. Die Furcht um ihn macht mich alt. Aber das schadet nichts. Gut ist er doch, und er wird mit den Jahren schon ruhig und vernünftig werden." — Darin hatte sich die wohlwollende Tante Mary nun aber geirrt: Robert, ihr Liebling, war mit den Jahren immer unruhiger und unvernünftiger geworden. Tante Sophie nannte ihn einen Thunichtgut und Taugenichts und hatte gewiß nicht ganz unrecht.

Lady Ashton und Isabella pflegten einen Nachmittag in der Woche, den Dienstag nachmittag, bei der Baronin Luçay zuzubringen. Es war dies ihr „Tag." Sie empfing ihre Gäste nicht sonderlich freundlich, „aber sie nahm es ihren nächsten Verwandten sehr übel, wenn diese nicht mit einiger Regelmäßigkeit bei ihr erschienen. Eines

Dienstags, als Lady Ashton und Isabella ihren gewöhnlichen Besuch bei der Tante Sophie abstatten wollten und zufälligerweise etwas verspätet dort ankamen, trafen sie mit Robert zusammen. Er drückte seiner Schwägerin und deren Schwester ungezwungen die Hand und blieb, mit dem Hute in der Hand, stehen, wie jemand, der nur auf eine passende Gelegenheit wartet, um sich der Hausfrau empfehlen zu können.

Die Baronin Luçay bemerkte das: „Wollen Sie sich nicht noch etwas bei mir ausruhen?“ fragte sie. „Sie erweisen mir nicht oft die Ehre, mich zu besuchen, und da ich Sie endlich einmal wiedersehe, so möchte ich Sie so bald nicht wieder freilassen. Bleiben Sie noch einige Minuten. Wenn Sie die Thür des Salons hinter sich geschlossen haben, so mögen Sie so viel Schlechtes von mir denken und sagen, wie Sie wollen. Einstweilen, bitte ich Sie, legen Sie Ihr Gesicht wieder in freundliche Falten und erzählen Sie mir etwas von Frau von P., in deren Gesellschaft ich Sie vor einigen Tagen erblickte und für die ich mich lebhaft interessire.“

Robert war verlegen. „Es thut mir sehr leid . . . ein Freund . . .“

Frau von Luçay ließ ihn nicht aussprechen. „Ein Freund kann schon zehn Minuten warten. Sagen Sie ihm, eine alte, häßliche Frau habe Sie verhindert, pünktlich zu sein. Dann wird man Sie bedauern und wird nicht wagen, Ihnen böse zu sein. Stellen Sie sich als ein Opfer gesellschaftlicher Verpflichtungen hin . . . Also, mein lieber Herr Ashton, vollenden Sie zunächst die Geschichte, die Sie angefangen hatten, als meine Nichten

hereintraten, und bereiten Sie sich sodann darauf vor, eine lange Reihe von Fragen zu beantworten, die ich an Sie zu richten beabsichtige."

Aber Robert bestand höflichst und bestimmt darauf, daß er sich zu seinem lebhaften Bedauern der angenehmen Gesellschaft entziehen müsse. Als die Baronin bemerkte, daß sie den jungen Mann nicht länger festhalten könne, gab sie ihm übler Laune seinen Abschied. — Sie war eine Frau, die sich stets gekränkt — „froissée" — fühlte, die stets irgend einen Grund hatte oder suchte, um sich über irgend jemand in ihrer Umgebung beklagen zu dürfen. — Ihr Unmut machte sich Luft, sobald Robert den Rücken gekehrt hatte. Lady Ashton, Isabella und Marie Luçay, Jacques' jüngere Schwester, ein hübsches Mädchen von siebzehn Jahren, bildeten zu diesem Zwecke kein sonderlich sympathisches Auditorium. Aber außer den genannten drei Damen waren noch mehrere Gäste im Salon versammelt, und unter diesen war besonders einer, der Freiherr Gaston d'Alizières, der gut aufgelegt erschien, alles mögliche Schlechte von Robert Ashton zu glauben, und selbst einige unangenehme und bissige Bemerkungen über ihn zu machen.

„Viel Vergnügen, Ashton! Grüßen Sie ihn von mir," sagte d'Alizières laut, als Robert, nachdem er sich vor der Baronin und den andern Damen verbeugt hatte, die Thürklinke bereits in der Hand hielt.

Robert drehte sich langsam um. „Wen?" fragte er kalt.

„Den Freund," entgegnete d'Alizières albern lächelnd.

Robert zuckte mit den Achseln, öffnete die Thür und verschwand.

„Glauben Sie nicht auch, meine Gnädigste,“ fuhr d'Alizières, der etwas aus der Fassung gekommen war, zu der Baronin Luçay gewendet, halblaut fort, „daß der Freund, dem man mit solcher Pünktlichkeit zu Diensten steht, wohl eine Freundin sein dürfte?“

Die Baronin warf einen Vorsicht gebietenden Blick auf ihre Tochter. Da sie diese in eifriger Unterhaltung mit Isabella erblickte, antwortete sie ebenfalls, mit etwas gedämpfter Stimme, aber doch so, daß jedermann im Salon, der zuhören wollte, ihre Worte deutlich verstehen konnte:

„Herr Robert Ashton befindet sich in unserer Gesellschaft nicht wohl. Aber ich habe nicht das Recht, mich darüber zu beklagen. Ein Mann, der den Tag auf den Divans seines Klubs verschläft oder auf dem Rennplatze zubringt, der Nächte durch am Spieltische sitzt, dessen Abenteuer, Verluste und Gewinnste beim Spiel und extravagante Wetten ihn zum Gegenstand der Bewunderung, zum Abgott einer Gesellschaft gemacht haben, die heute die Mode regiert und die Welt zu regieren meint, aber der nicht anzugehören ich mir zur besondern Ehre anrechne — ein solcher Mann kann sich in unserer Mitte nicht wohl fühlen. Desto schlimmer für ihn. Ich sehe ihn nur noch sehr selten und beklage mich nicht darüber. — Wenn er bei mir ist, so brennt ihm der Boden unter den Füßen, und kaum hat er sich gesetzt, so sucht er auch schon nach einem Vorwande, um sich wieder entfernen zu können . . . Heute war es eine Zusammenkunft mit einem Freunde, das vorletzte Mal, als er hier war, war es ein wichtiges Geschäft. Nun frage ich Sie, mein

lieber Baron, was für wichtige Geschäfte Herr Robert Ashton möglicherweise zu erledigen haben könnte?"

„Einen Wechsel zu prolongiren," meinte d'Alizières.

„Möglich. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich höre, daß ihn eine kolossale Schuldenlast drückt und daß er von seinen Gläubigern auf Schritt und Tritt verfolgt wird. Das war vorauszusehen. Er ist ein jüngerer Sohn, er besaß von Hause aus nur ein kleines Kapital, und das Leben, das er während der letzten Jahre hier geführt hat, würde ein bedeutendes Vermögen verschlungen haben. Glücklicherweise geht mich das alles nichts an. Mein Geld ist es nicht, das er in in schlechter Gesellschaft zum Fenster hinauswirft."

„Wer weiß?" schob d'Alizières boshaft ein.

Die Baronin sah ihren Nachbar fragend und beunruhigt an.

Steht Ihr Herr Sohn nicht auf sehr vertrautem Fuße mit Ashton?" fuhr dieser fort.

„Leider! Aber was wollen Sie damit sagen? Sollte Ashton . . ." sie stockte betroffen.

„O, ich will nichts gesagt haben. Aber es ist doch gewiß nichts Ungewöhnliches, daß gute Freunde sich unter einander kleine Gefälligkeiten erweisen, und die Möglichkeit, daß Ashton Ihrem Sohne, oder daß Ihr Sohn Herrn Ashton ein paar Franken schulde, scheint mir keineswegs ausgeschlossen."

„Für meinen Sohn kann ich einstehen," sagte die Baronin, durch den Vergleich zwischen Robert und Jacques unangenehm berührt.

„Und ich stehe für meinen Schwager ein." Die

Worte leise, aber sehr bestimmt gesprochen, kamen aus dem Munde der sanften, stillen Lady Aston, die, neben ihrer Tante sitzend, die Unterredung mit angehört hatte, ohne bisher daran Teil zu nehmen. Die kleine, zarte Frau sah sehr blaß, aber sehr entschlossen aus. Ihre Lippen waren fest geschlossen, und die großen, schönen Augen weit geöffnet. Sie sah ihrer Schwester Isabella in diesem Augenblick außerordentlich ähnlich.

d'Alizières spielte verlegen mit der Quaste eines Kissens, das neben ihm auf einem Stuhle lag. Die Baronin Luçay sah ihre Nichte mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Liebe Charlotte," sagte sie nach einer kurzen Pause, „ich begreife wirklich nicht . . ."

Lady Ashton ließ ihre Tante nicht ausreden.

„Du begreifst nicht, liebe Tante, weshalb ich den Bruder meines Mannes verteidige, wenn ich höre, daß er verdächtigt wird?"

„Meine gnädigste Lady Ashton, ich bin zu meinem tiefsten Bedauern von Ihnen mißverstanden worden." d'Alizières war aufgestanden und wurde abwechselnd rot und blaß, indem er diese Entschuldigungen stammelte. „Gestatten Sie mir, ich bitte inständigst darum, meine Worte zu erklären. Ich möchte um keinen Preis der Welt, daß Sie annähmen, ich hätte Herrn Ashton, für den ich die lebhafteste Freundschaft fühlte, hier verdächtigen wollen; im Gegenteil . . ."

Die Baronin, durch die unerwartete Einmischung ihrer Nichte bereits gereizt und im Grunde ihres Herzens übler Laune bei dem Gedanken, daß ihr Sohn Jacques dem

„Taugenichts“ Robert Geld geborgt haben könne, besaß nicht genug Geduld, um das Ende der verwickelten Phrase des Baron d'Alizières abzuwarten.

„Aber was für Erklärungen wären da zu geben, mein lieber Baron?“ sagte sie, sich aus ihrem Sessel erhebend und ihre Worte nun gewissermaßen an die ganze Gesellschaft richtend. „Es ist doch wirklich für niemand von uns ein Geheimnis, daß Herr Robert Ashton weit über seine bescheidenen Verhältnisse hinaus gelebt hat, daß er an Hinz und Kunz schuldet und daß er täglich neue Schulden machen muß, um das Leben, das er führt, fortsetzen zu können. Hat man etwa mit tausend oder fünfzehnhundert Pfund Einkommen — und mehr hat Robert nie besessen — hat man damit eine Loge in der Oper und Rennpferde, einen Platz bei allen ersten Vorstellungen, ein Diner im Café Anglais? — wettet man damit tausende auf ein Pferd oder eine Karte? giebt man damit Soupers, die im „Figaro“ als Meisterwerke kulinarischer Kunst angewiesen werden? verschafft man sich mit einem so winzigen Einkommen den wohlverdienten Ruf des elegantesten und galantesten Kavaliers von Paris?“

Der Baron d'Alizières rieb sich in größter Verlegenheit die Hände. Die Sache war viel weiter gegangen, als er es gewünscht hatte. Er war Feind jedes Lärms; der Gedanke, daß ihm Ashton vielleicht eine Erklärung abfordern könne, beunruhigte ihn in hohem Grade, und er zweifelte in der Kleinheit seiner Seele nicht einen Augenblick daran, daß Lady Ashton ihrem Schwager alles wiedererzählen werde, was sie von seiner

Unterhaltung mit der Baronin Luçay gehört und behalten haben würde.

„Bitte, bitte, meine Gnädigste,“ wandte er sich an die Baronin, „gestatten Sie mir ein Wort: Ich bin ein alter Freund Ashtons. Niemand kennt ihn besser als ich. Ich versichere Sie, Sie täuschen sich, Sie beurteilen ihn zu streng. Er mag einige kleine Schulden haben. Wer hat die nicht? Aber das sind ja Bagatellen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß mein Freund Robert ein Muster spießbürgerlicher Ehrbarkeit sei; aber das sage ich, es giebt in ganz Paris keinen gutmütigeren Menschen, keinen zuverlässigeren Freund als ihn. Er ist leichtsinnig . . .“

Das war der Baronin zu stark. Seit Monaten hatte ihr d'Alizières das Stichwort gegeben, wenn es sich darum handelte, Robert Ashton anzugreifen. Als sie sich nun von ihrem Bundesgenossen verlassen sah, regte sich die alte Kampflust in ihr. Sie dünkte sich stark genug, ihre Sache auf eigene Faust durchzufechten. Sie war an Zank und Streit gewöhnt. Sie fühlte sich in ihrem Elemente. Sie hatte seit langer Zeit nicht Gelegenheit gehabt, sich ordentlich zu ärgern. Sie wollte dies nun thun; aber sie verlor die Fassung nicht. Wie ein guter General musterte sie zunächst die Stärke ihrer Gegner: d'Alizières, Lady Ashton, Isabella und Marie. Sonst war niemand mehr zugegen. Die andern Gäste hatten den Salon während der Unterredung zwischen d'Alizières und der Baronin, ohne Abschied zu nehmen, verlassen. Die Baronin hatte nichts zu fürchten.

„Wenn es Ihnen genehm ist, Herr d'Alizières," sagte sie mit großer Ruhe, „so lassen wir Herrn Robert Ashton einen Augenblick ganz aus der Unterhaltung. Ich möchte nur einige allgemeine Bemerkungen machen, die mir gerade eingefallen sind, als sie das Wort ‚leichtsinnig' aussprachen. Ich bin zu einer Zeit jung gewesen, wo man noch nicht so feine Unterschiede wie heute zwischen Ehrbarkeit, Ehrlichkeit und Ehre machte. Zu meiner Zeit war ein ehrbarer Mann auch ein ehrlicher Mann, und man konnte nicht für einen Ehrenmann gehalten werden, ohne ehrlich zu sein. Zu meiner Zeit galten Leute, die freiwillig Schulden machten, die sie nicht bezahlen konnten, nicht für ehrbar. Heute nennt man sie leichtsinnig und findet sie liebenswürdig. Es ist liebenswürdiger Leichtsinn, einen armen Handwerker, den man jahrelang beschäftigt hat und dessen Rechnungen man nicht bezahlen will oder kann, zu Grunde zu richten; es ist verzeihlicher Leichtsinn, seinen Verwandten und Freunden Kummer und Sorge zu machen, ihnen unerschwingliche Opfer aufzuerlegen, um sich für das Geld, das man von ihnen erpreßt hat, in lustiger Gesellschaft recht gut vergnügen zu können; leichter Sinn für die Sorgen und Leiden anderer wird von denjenigen, die darunter nicht unmittelbar zu leiden haben, wohlwollend und mitleidig als ‚Leichtsinn' übersetzt. Man giebt fremdes Geld aus, das man nie wieder zurückzahlen will, das man nicht ehrlich erworben hat und nicht ehrlich besitzt — und man nennt das Leichtsinn. Ich will Ihnen sagen, wie mein seliger Vater, dein Großvater, Charlotte, ein ehrbarer und ein Ehrenmann, die Leute nannte welche auf Kosten schwacher, gutmütiger Freunde und

Verwandten praßten. Mein Vater nannte diese nicht leichtsinnige Leute. Er fand keine Entschuldigungen und schöne Worte für sie. Sie erschienen ihm weder liebenswürdig noch achtungswert. Er nannte sie geradezu unehrliche Menschen, die ein gewöhnliches Verbrechen, Entwendung fremden Eigentums, durch Vertrauensmißbrauch erschweren . . . Und nun fahren Sie, bitte, fort, werter Herr Baron. — Ich bin wirklich begierig, zu hören, was Sie ferner noch zum Lobe des liebenswürdigen, von Ihnen als leichtsinnig bezeichneten Schwagers meiner Nichte zu sagen haben."

Aber die ganze Gesellschaft war wie versteinert. Alle, mit Ausnahme der Tochter des Hauses, wußten, daß der verstorbene Baron Luçay die abgöttische Liebe, die seine Frau in früheren Jahren für ihn gehegt, gemißbraucht hatte, um den größten Theil ihrer Mitgift in die Hände zu bekommen und in unverzeihlicher Weise zu verschwenden. Der verstorbene Baron war der vollendete Typus des von Frau von Luçay soeben gekennzeichneten, liebenswürdigen, leichtsinnigen „mauvais sujet" gewesen. Daß sie jahrlang darüber Zorn und Unwillen in ihrem Herzen angesammelt hatte, war ihren Verwandten und Freunden bekannt. Sie hatte häufig, in Gegenwart anderer, die heftigsten Auftritte mit ihrem Manne gehabt. Aber es war den an diesem Abend in ihrem Hause Versammelten nicht erklärlich, weshalb sie gerade Robert, der ihr keinen bekannten Grund des Mißfallens gegeben, in so unverkennbarer Weise zum Gegenstand ihres Zornausbruches gemacht hatte. Sir Henry, dem Charlotte nichts verheimlichte und der noch an demselben Abend Kenntnis

des Auftrittes erhielt, war dagegen nicht verlegen, einen Schlüssel zu Frau von Luçays Handlungsweise zu finden. „Die Sache ist sehr einfach," sagte er. „Sie glaubt, daß Jacques sich aus Freundschaft für Robert von diesem ruiniren lasse, wie sie sich aus Liebe zu ihrem Mann von diesem zu Grunde richten ließ. Sie haßt in Robert die Fehler ihres verstorbenen Mannes. Ich werde sofort in Erfahrung bringen, ob Robert Jacques etwas schuldet. Und ist dies der Fall, so will ich Sorge tragen, daß die Sache geordnet werde."

Frau von Luçay ging, nachdem ihre Gäste sie verlassen hatten, und sie und ihre Tochter allein geblieben waren, noch einigemal sehr aufgeregt im Salon auf und ab. Dann küßte sie Marie, die mit niedergeschlagenen Augen vor dem Kamine saß, zärtlich die Stirn und sagte sanft und freundlich: „Du darfst dir keinen Kummer machen, mein liebes Kind, weil du mich verdrießlich siehst. Du hast Gottlob, mit Leuten, wie der schöne Herr Robert Ashton, nichts zu thun, und ich will schon sorgen, daß du nie etwas mit solchen Leuten zu thun bekommst. Er wird hoffentlich erfahren, wie ich mich über ihn ausgesprochen habe, und ich will nur wünschen, daß ihn dies veranlasse, seine Verbindung mit uns und namentlich mit Jacques ganz abzubrechen. — Ich möchte wissen, wie viel er deinem Bruder schuldig ist. Jetzt kann ich mir erklären, weshalb Jacques im vergangenen Jahre so viel Geld ausgegeben hat. Der Narr! Sich von einem Thunichtgut, wie Ashton es ist, hinter's Licht führen lassen.

Marie sagte mit schwacher Stimme: „Herr Ashton ist

Jacques' ältester und bester Freund. Jacques hat es mir oft gesagt. Was hat er verbrochen, daß du so erzürnt auf ihn bist?"

„Ich will es dir ein anderes Mal erzählen. Jetzt mach' schnell und ziehe dich an. In einer halben Stunde wollen wir essen."

Aber Marie schien, als sie in ihrem Zimmer angelangt war, gar keine Eile zu haben, sich um ihre Toilette zu bekümmern. Sie blieb, auf eine Stuhllehne gestützt, vor dem Feuer stehen und blickte unbeweglich vor sich hin. Ein Ausdruck rührender Hilflosigkeit lag auf den jungen, sanften Zügen.

Lady Ashton und Isabella fuhren inzwischen, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, ihrer Wohnung in der Avenue Josephine zu. Beiden war das Herz voll, aber keine wagte zu sprechen.

D'Alizières erzählte am Abend in dem Klub, dem auch Robert angehörte, Herrn Massaloff, einem Freunde Roberts, den Vorfall des Nachmittags. — „Sie hätten Mama Luçay sehen sollen," sagte er, dem Anschein nach höchlichst vergnügt, „wie ihr mütterliches, sparsames Herz aufwallte bei dem Gedanken, daß ihr kleiner Jacques dem großen Ashton Geld geborgt haben könnte. Ich versuchte vergeblich, ihr diese Idee, die, unter uns gesagt, nicht ganz falsch sein dürfte, auszureden. Sie gebärdete sich wie eine Tigerin, der man ihr Junges entreißen will: ‚Menschen, die leichtsinnig Schulden machen, sind Spitzbuben. Ashton ist leichtsinnig, Ashton hat Schulden — ergo . . .‘ Es war äußerst komisch."

Massaloff mit seinen großen, dunklen, trägen Augen

sah den Erzähler ruhig und unverwandt an. Er schien an der Geschichte Anteil zu nehmen, aber er ermutigte d'Alizières weder durch ein Wort noch durch einen Blick, in derselben fortzufahren. Dieser hatte auf einen dankbareren Zuhörer gerechnet. Er wurde verlegen, und schließlich war er nur noch bemüht, klar zu machen, wie er sich Mühe gegeben habe, Robert Ashton gegen die Angriffe von Frau und Luçay zu verteidigen.

Massaloff unterbrach ihn endlich: „Ich will Ihnen einen Rat geben, werter Herr," sagte er. „Sprechen Sie von der Sache nicht zu viel. Sie könnte meinem Freunde Robert Ashton zu Ohren kommen. Es wäre möglich, daß sie ihm nicht gefiele und daß er Ihnen sein Mißfallen darüber in einer Weise zu verstehen gäbe, die Ihnen unangenehm wäre. — Gehorsamer Diener!" Damit drehte er sich um und ging langsam der Thür zu.

D'Alizières erhob sich schnell und erreichte Massaloff, ehe dieser das Zimmer verlassen hatte. Darf ich sie bitten," sagte er, „daß sie von der Angelegenheit nicht sprechen, besonders nicht mit Ashton?"

„Es ist nicht meine Gewohnheit, unangenehme Geschichten herumzutragen„, antwortete der Russe vornehm und kalt. Und ohne sich weiter um d'Alizières zu kümmern, wandte er diesem den Rücken und ging in einen andern Saal des Klubs.

Dies ereignete sich am Vorabend des Tages, mit dem wir diese Erzählung begonnen haben, am 16. Januar 1865. Spät in der Nacht war Robert Ahston im Klub

erschienen, hatte sich an den Spieltisch gesetzt und bedeutend verloren. Am darauf folgenden Tag empfing er den bereits mitgeteilten Brief seines Bruders Heinrich, worin dieser ihn bat, ihn am nächsten Morgen zu besuchen.

Fünftes Kapitel.

Nach dem Mahle, das Robert Ashton und seine Freunde Massaloff, Brook und Luçay bei Durand eingenommen hatten, war Robert in seine Wohnuug gegangen. Der Baron Luçay hatte sich in einem Coupé, das vor dem Café auf ihn wartete, zu Sir Henry Ashton begeben.

Ein alter englischer Diener, den Jacques seit langen Jahren kannte, kam ihm im Vorzimmer entgegen, nahm ihm den Ueberrock ab und schritt dann voran, um die Thüre des Salons zu öffnen und den späten Gast anzumelden.

Sir Henry Ashton drückte dem Eintretenden herzlich die Hand.

Es ist mir lieb, dich zu sehen," sagte er; „du wirst morgen früh einen Brief von mir empfangen, den ich soeben auf die Post geworfen habe, und in dem ich dich bitte, baldmöglichst eine Zusammenkunft mit mir zu vereinbaren. — Ist es dir genehm, so gehen wir in mein Zimmer und erledigen die Angelegenheit, über die ich mich mit dir unterhalten wollte. Charlotte und Isabella entschuldigen uns."

Jacques hatte, währenddem Sir Henry sprach, die beiden Damen vertraulich begrüßt. Jetzt wandte er sich wieder zu seinem Freund und sagte, daß er zu seiner Verfügung stehe.

„Nun dann komm'. Es ist schon spät," entgegnete Sir Henry; und sich an seine Frau und an seine Schwägerin wendend, fügte er hinzu: „Ich sage euch gute Nacht, denn es ist möglich, daß ich Jacques etwas lange festhalte."

In dem Zimmer, in das Sir Henry seinen Besucher führte, brannte ein gutes, helles Holzfeuer. Vor dem Kamin standen zwei große lederne Sessel. Sir Henry ließ sich schwer in den einen nieder und bedeutete Jacques durch ein stummes Zeichen, auf dem andern Platz zu nehmen.

Eine längere Pause trat ein, die Jacques endlich unterbrach.

„Ich vermute, wovon du mit mir sprechen willst," sagte er; „Robert macht dir wieder Sorgen. — Ich habe ihn von einer halben Stunde verlassen. Wir aßen zusammen und ich weiß, daß er dir geschrieben und Geld von dir verlangt hat."

„Ja, Robert macht mir wieder Sorgen," antwortete Heinrich langsam und nachdenklich, „er macht mir recht schwere Sorgen. Du bist sein ältester und bester Freund, der einzige vielleicht, der sein Vertrauen verdient, jedenfalls der einzige, der mir Vertrauen einflößt. — Ich muß mit dir über meinen Bruder sprechen . . . Robert muß sich ändern und zwar bald, oder er geht zu Grunde. Er weiß wahrscheinlich selbst nicht, wie nahe er seinem vollständigen Untergang ist."

Sir Henry rückte seinen Sessel näher an den seines Gastes und fuhr in leisem Tone fort, als fürchte er, von irgend jemand anders als Jacques gehört zu werden: — „Robert hat augenblicklich kein regelmäßiges Einkommen mehr. Das Kapital an barem Gelde, das ich ihm am Tage an dem er großjährig wurde auszahlen ließ, ist längst aufgezehrt, seine Besitzungen sind mit Hypotheken überladen. Im günstigsten Falle würden ihm bei einem Verkaufe drei- bis viertausend Pfund übrig bleiben; wahrscheinlich ist es dagegen, daß er gar nichts erhalten würde. Ich habe erst vor kurzem klare Einsicht in seine Lage erhalten. Ich wußte seit längerer Zeit, daß Robert zu viel Geld ausgiebt daß er sein Kapital angegriffen hatte, aber ich fürchtete nicht, daß sein ganzes Vermögen aufgezehrt sei. Es war ein harter Schlag für mich, als ich es erfuhr. Robert scheint es nicht zu wissen; jedenfalls lebt er, als ob er nichts davon wüßte. Ich habe noch nicht den Mut gehabt, eingehend mit ihm darüber zu sprechen. Meine Andeutungen hat er nicht verstehen wollen, vielleicht hat er sie auch nicht verstanden. Während der letzten drei Monate hat er sehr bedeutende Geldsummen bei mir entnommen, und ich habe Schulden machen müssen, um seinen Anforderungen gerecht werden zu können. Heute abend erst schrieb er mir wieder und erbat sich zehntausend Franken. Sein Brief zeigt keine Spur von Befangenheit. Er scheint es ganz in der Ordnung zu finden, daß er heute zehntausend Franken gebraucht, nachdem er sich vor nicht vierzehn Tagen dreißigtausend Franken von mir hatte geben lassen. Ich bin kein Bankier. Ich empfange meine Renten in verhältnis-

mäßig kleinen Raten und habe nur höchst selten zehntausend Franken baares Geld in meiner Kasse. — Ich bin nach Empfang seines Briefes vom Tische aufgestanden zu zwei Bekannten gefahren, um mir das Geld zu verschaffen. Ich ahnte, daß es sich um eine Spielschuld handelte, und ich wollte Robert nicht im Stich lassen. Aber ich weiß nicht, wie die Sache enden soll. Wenn Robert fortfährt zu leben, wie er während der letzten Monate gelebt hat, so wird der Tag kommen, wo ich ihm sagen muß, daß ich kein Geld mehr für ihn übrig habe. Robert steht mir sehr nahe, ich bin bereit, große Opfer für ihn bringen. Aber ich habe noch andere zu berücksichtigen, die mir näher stehen als er, und ich darf mich nicht zu Grunde richten lassen. Und Robert richtet mich zu Grunde . . . Hast du eine Ahnung davon, was ich seit achtzehn Monaten für ihn bezahlt habe?"

Jacques blickte fragend auf, ohne Sir Henry jedoch durch ein Wort zu unterbrechen.

„Dreimalhunderttausend Franken; fuhr dieser nach einer kurzen Pause fort, „zwölftausend Pfund, das heißt mehr als das Doppelte meines jährlichen Einkommens."

Jacques lies ein leises Pfeifen hören. „Das ist sogar noch mehr, als ich gefürchtet hatte. Ich schätzte seine Spielverluste auf hundertfünfzigtausend Franken. Aber wenn er dir dreihunderttausend Franken schuldig geworden ist, so hat er wenigstens noch ein Drittel mehr verloren. Ich weiß bestimmt von einer andern Schuld von fünfzigtausend Franken, und ich habe gehört, daß der alte Corué mehrere Wechsel von Robert in Händen hat, die bereits zwei- oder dreimal erneuert

und bei dieser Gelegenheit gewiß nicht kleiner geworden sind . . . Aber ich begreife nicht, Heinrich, wie du, ein ruhiger und vernünftiger Mensch, dich hast verleiten lassen können, Robert so bedeutende Summen zur Verfügung zu stellen.“

„Was sollte ich thun? Er verlangte das Geld.“

„Was du thun solltest? — du machst mich ungeduldig. Es ihm rundweg abschlagen. — Bist du moralisch oder gesetzlich verpflichtet, die Schulden deines Bruders zu bezahlen?“

„Du hast ganz recht, du hast recht . . . Aber was sollte ich thun? Er war das Geld einmal schuldig. Es mußte doch bezahlt werden. Woher sollte er es nehmen, wenn nicht von mir? . . . Es war eine Schwäche, es ihm zu geben. Aber was sollte ich thun? Es ist mein einziger Bruder. — Er ließe sich für mich totschlagen . . . Also er hat noch andere Schulden. Das hatte ich nicht gefürchtet. Ich glaubte, ich wäre sein einziger Gläubiger. — Er ist in den Händen von Wucherern, der Unglückliche. Wie soll das enden?“ Sir Henry trocknete sich die Schweißtropfen von der Stirn. Sein Gesicht drückte Bestürzung und vollständige Ratlosigkeit aus.

Jacques sah ihn mitleidig an. Dann stand er auf, näherte sich ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich habe seit langer Zeit über alles dies nachgedacht,“ sagte er, „und ich sehe nur zwei Mittel, um Robert vom Untergange zu retten: er muß auswandern . . . oder er muß sich verheiraten.“

Man nimmt in Frankreich ziemlich allgemein an, daß die Ehe ein unfehlbares Mittel gegen alle Fehler und Laster der Jugend sei. Diese Meinung ist besonders in

den höheren Kreisen der französischen Gesellschaft verbreitet. — Wenn der Erbe eines großen Namens oder eines großen Vermögens alles, oder nahezu alles verschwendet hat, was er besaß und seine Gesundheit so ziemlich ganz zu Grunde gerichtet ist, so erscheint er den älteren Muhmen, Basen und Vettern der Familie, die ihn nie aus den Augen verloren und die seine sogenannten Jugendsünden mit unglaublicher Nachsicht beurteilt und verziehen haben, als ein Mann, der reif ist, in den heiligen Stand der Ehe zu treten. — „Es ist Zeit, daß unser lieber Vetter sich verheirate,“ heißt es sodann im Familienrate. „Er hat Schulden, sein Kredit ist schlecht, die Haare gehen ihm aus, er hüstelt und kränkelt; er muß sich eine junge reiche Frau nehmen, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen.“ Meinungsverschiedenheiten bestehen über diesen Punkt nur selten: „Ja, es ist in der That Zeit, daß unser lieber Vetter sich verheirate,“ wird von allen Seiten wiederholt, und der ganze Klan fängt an zu spüren und zu forschen, um „eine passende Partie“ für das ledige, heiratsfähige Mitglied der Familie aufzufinden

„Eine passende Partie“ ist ein sehr dehnbarer Begriff; aber jeder gebildete Franzose und jede wohlerzogene Französin weiß ganz genau, was er bedeutet. Es ist passend, „convenable“, daß ein unverheirateter Mann mit einem Vermögen von fünfhunderttausend Franken seine zukünftige Frau in Kreisen sucht, in denen die Töchter auf eine Mitgift von zweihundertfünfzig-bis siebenhundertfünfzigtausend Franken rechnen. Je nachdem es sich um eine kleinere oder größere Mitgift handelt,

spricht man von „passenden, guten, brillanten“ Partieen. Es ist nicht „convenable“, daß ein reicher Mann ein armes Mädchen heirate. Dies geschieht gewöhnlich nur, wenn der Bräutigam mit gänzlicher Nichtachtung des Rates von Verwandten und Freunden gehandelt hat. Noch unpassender erscheint es, wenn eine reiche Erbin einen armen Schlucker mit ihrer Hand und ihrem Vermögen beglückt. Dann ist die Welt nicht abgeneigt, den glücklichen Liebhaber für einen Schwindler, die Braut für ein beklagenswertes Opfer zu halten. — Zu bemerken ist jedoch, daß Bedingungen, unter denen eine Heirat zulässig erscheint nicht ausschließlich auf Vermögensverhältnisse gegründet sind. Es ist ganz „convenable“, daß ein verarmter großer Herr die reiche Tochter eines Emporkömmlings heirate. Er giebt in diesem Falle gesellschaftlichen Rang und Stellung, sie dagegen Geld. Auch ist es aus demselben Grunde nicht unpassend, wenn ein reicher Bankiersohn die Tochter eines verarmten Edelmanns heiratet. Die „Convenienzen“ sind, gewahrt, wenn Braut und Bräutigam zu dem gemeinschaftlichen Ehekapital, sei es in Geld oder Stellung, einigermaßen gleichwertige Beiträge geliefert haben. Unpassend ist es nur, wenn die Wichtigkeit dieser Beiträge von den Ehestandscandidaten, aus den Augen gelassen worden ist, und wenn sich zwei Leute unterstanden haben sich zu verbinden, einfach weil sie sich liebten. — Dies sind nicht etwa ausschließlich die Ansichten von harten Geldmenschen und herzlosen Skeptikern. Das große Ganze der guten und besten französischen Gesellschaft huldigt ihnen und bestrebt sich, darnach zu handeln.

Der Baron Luçay war in England erzogen worden und hatte sich, wie bereits gesagt, viel von den englischen Sitten, Gebräuchen und Lebensansichten angeeignet. Aber er hatte nun während der letzten fünf Jahre beinahe ausschließlich in Frankreich gelebt, er war ein heiratsfähiger Mann, und einige ältere Tanten und Freundinnen hatten bereits ihr Augenmerk auf ihn gerichtet und suchten eine „passende Partie" für ihn. Er wußte es und bekümmerte sich weiter nicht darum. Aber er mißbilligte die Grundsätze, nach denen wohlwollende Verwandte eine Lebensgefährtin für ihn suchten, durchaus nicht, und würde es zum Beispiel sehr ungern gesehen haben, wenn seine Schwester, die er zärtlich liebte, einen armen Menschen oder einen Mann unter ihrem Stande nur aus Zuneigung geheiratet hätte.

„Ich sehe nur zwei Mittel, um Robert zu retten," sagte Jacques deshalb, „er muß auswandern . . . oder er muß sich verheiraten. Und von den zwei Mitteln gefällt mir das letzte am besten."

Sie Henry sah verwundert auf. „Robert sich verheiraten?" fragte er. „Mit wem?"

„Das weiß ich noch nicht, da müssen wir eben suchen. Die Sache ist ungewöhnlich schwierig, aber ich habe ein paar Freundinnen, die, sobald es sich darum handelt, einen jungen Mann zu verheiraten, vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken. Der Erfolg ist nicht wahrscheinlich, aber er ist möglich, und ich bin deshalb der Meinung, daß wir unser Glück versuchen müssen."

Sie Henry schüttelte den Kopf. Jacques ließ sich nicht beirren und fuhr, gleichsam zu sich selbst sprechend,

halblaut fort: — „Robert ist nicht leicht unterzubringen. Er hat, wie über so manches, so auch über die Ehe eigentümliche Ansichten, und würde vielleicht anstehen, eine gute Partie, wenn sich eine solche für ihn darbieten sollte, anzunehmen. Aber selbst wenn er sich in dieser Beziehung vernünftig zeigte, würde es schwierig sein, etwas Passendes für ihn zu entdecken. Man müßte für Robert ein sehr reiches und sehr vernünftiges Mädchen finden, das im stande wäre, ihn, in gewissen Beziehungen wenigstens, zu leiten. Vernünftige, reiche, junge Mädchen sind überall eine seltene Ware. Ein vernünftiges Mädchen würde übrigens von Robert nichts wissen wollen, und würde darin nicht ganz unrecht haben. Ich habe bereits oft über diese Frage nachgedacht und ich muß gestehen, ich sehe unter meinen zahlreichen Bekannten keinen Vater, der seine reiche junge Tochter dem ‚wilden Ashton' anvertrauen wollte; und ich kenne kein vernünftiges junges Mädchen, das unvernünftig genug wäre, ihm ihre Hand zu reichen. — Die Sache ist sehr schwierig. — Dann habe ich mir gedacht, man müsse Robert einmal ordentlich ins Gebet nehmen und ihn veranlassen, das Leben, das er in Paris führt aufzugeben und auf ein oder zwei Jahre ins Ausland zu gehen. Bei den Verbindungen, die du mit dem Auswärtigen Amte hast, dürfte es vielleicht nicht schwer halten, ihn an eine überseeische Gesandtschaft zu attachiren. Die Abwesenden werden hier schnell vergessen. Nach sechs Monaten bereits würde niemand mehr an Robert Ashton denken, und nach zwei Jahren könnte er als ein neuer Mensch ein neues Leben beginnen. — Was meinst Du dazu?"

Sir Henry hatte zerstreut zugehört. „Robert wird sich nicht verheiraten und wird Paris nicht verlassen wollen," antwortete er.

„Ich begreife nicht, was ihn eigentlich an Paris fesselt," fuhr Jacques darauf fort. „Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß das Leben, das er hier führt, seit langer Zeit jeden Reiz für ihn verloren zu haben scheint. Sieh' ihn dir an: hat er das Gesicht eines heitern, vergnügten Menschen, eines jungen Mannes, der sich amüsirt? — Er lacht nie mehr, er ist immer ernst und still, er scheint sich überall zu langweilen. Er reitet, als hätte er es darauf angelegt, sich das Genick zu brechen, und er spielt, als wolle er sich zu Grunde richten. Letzteres ist ihm, wie du mir sagst vollständig gelungen, ersteres wird ihm eines Tages passiren, wenn er sich nicht bald von dem störrischen, heimtückischen Gaule trennt, den er seit sechs Monaten reitet und den außer ihm niemand in Paris reiten möchte."

In diesem Augenblicke wurde leise angeklopft und Lady Ashton trat in das Zimmer. „Verzeiht, wenn ich euch unterbreche," sagte sie. „Ich bin beunruhigt. Ich vermute, ihr habt über Robert gesprochen."

Sie Henry machte eine bejahendes Zeichen.

„Nun — und zu welchem Entschlusse seid ihr gekommen?"

„Vorläufig noch zu gar keinem," sagte Jacques. „Aber mein Rat ist folgender: Heinrich muß ohne Säumen, am liebsten morgen schon, eine Unterredung mit Robert haben. Robert muß erfahren, daß er nichts

mehr besitzt, und muß sich entschließen, das Leben, das er hier führt, sofort aufzugeben. Man kann ihm vorschlagen, auf Reisen zu gehen, man kann auch hören, was er selbst zu sagen hat. Das augenblicklich Notwendige ist, ihn zu veranlassen, keinen Schritt weiter auf dem Wege zu gehen, den er eingeschlagen hat. Das andere wird sich später finden."

„Daß es dahin kommen mußte!" sagte Sir Henry schmerzlich.

Lady Ashton sah vollständig niedergeschlagen aus.

Jacques rieb sich ungeduldig die Hände. „Deine Güte macht dich schwach," wandte er sich dann an Sir Henry. „Willst du, daß Robert so fortlebt, wie er während der letzten Jahre gelebt hat?"

„Nein, das kann ich nicht wollen."

„Nun, so befolge meinen Rat. — Lady Ashton, was sagen Sie?"

„Sie haben recht, lieber Jacques."

„Sehr wohl; das ist dann abgemacht. — Morgen vormittag findet die Unterredung zwischen Heinrich und Robert statt, und ich komme morgen nachmittag wieder hierher und erfahre, wie sie abgelaufen ist. Dann können wir weiter beraten."

Sir Henry begleitete Jacques bis an die Thür und kehrte sodann langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes in sein Zimmer zurück. Er unterhielt sich dort noch wenige Minuten mit seiner Frau und bat diese dann, ihn allein zu lassen, damit er eine Zusammenstellung von Roberts Schulden, soweit sie ihm bekannt waren, machen könne."

Isabella saß in einer halbdunklen Ecke des Salons, als ihre Schwester sich wieder zu ihr gesellte.

„Weshalb bist du noch nicht zu Bett gegangen?“ fragte diese. „Es ist schon spät.“

„Ich hätte doch nicht schlafen können,“ antwortete Isabella. Sie wartete einen Augenblick, als hoffe sie, daß ihre Schwester sprechen werde. Als diese schwieg, fuhr sie fort: „Nun, so erzähle mir doch, was vorgefallen ist . . . Daß es dein Schwager ist, der euch wieder Kummer macht, weiß ich. Aber was hat er gethan? Handelt es sich um ein neues Duell, um einen frischen Skandal, oder verlangt er einfach wieder Geld von seinem Bruder? — Nun, so sprich doch!“ Aber Lady Ashton hatte ihr Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt, um ihre Thränen zu verbergen, und konnte nicht antworten. Isabella stand auf und näherte sich ihrer Schwester. Sie legte eine Hand auf die Lehne des Sessels, den diese einnahm, und blickte mit stolzem Mitleiden auf die Sitzende hinab.

„Weshalb weinst du, Charlotte?“ fragte sie leise.

„Der arme Heinz. Es bricht ihm das gute Herz. Robert macht ihm zu große Sorgen. — Es ist recht schlecht von ihm.“ Die gute Frau schluchzte jetzt laut.

„Ja, es ist sehr, sehr schlecht von ihm,“ wiederholte Isabella leise. „Ich möchte, ich wäre ein Mann und könnte es ihm sagen. — Aber weshalb laßt ihr euch gefallen, daß ein schlechter Mensch eure Güte mißbraucht und euch Ruhe und Frieden raubt?“

„Er ist Heinrichs Bruder,“ brachte Charlotte hervor.

„Weshalb müßte ihr ein Verhältnis achten, das

Robert mit Füßen tritt? — Hat er je Rücksichten auf Heinrich oder auf dich genommen? Hat er euch je auch nur das kleinste Vergnügen geopfert? Mir blutet das Herz, wenn ich daran denke, wie er die treue Liebe seines Bruders vergolten hat. — O Charlotte, es war schrecklich, Tante Sophie von deinem Schwager sprechen zu hören und zu wissen, daß sie die Wahrheit sagte: — Robert ist ein schlechter Mensch."

Sechstes Kapitel.

Während diese Unterredungen zwischen Sir Henry und Jacques Luçay und zwischen den beiden Schwestern stattfanden, saß Robert Ashton noch immer vor dem Kamin in seiner Wohnung und starrte nachdenklich in das erlöschende Feuer. Das Schlagen einer großen Uhr erweckte ihn aus seinen Träumereien. Es war Mitternacht. — Er erhob sich langsam, wie ein schwer ermüdeter Mann. Sein Auge fiel auf den Spiegel. Ein sorgenvolles, trauriges Gesicht blickte ihm daraus entgegen. — War das der „wilde Ashton", dessen tolle Streiche in ganz Paris sprichwörtlich geworden waren?

Ashton setzte sich den Hut auf und ging langsam die Treppe hinunter. Der Portier hatte auf ihn gewartet und öffnete das Haus, ohne eine Sekunde zu verlieren. Kleine Leute: Handwerker, Dienstmänner, Kellner und ähnliche, die mit Ashton zu verkehren hatten, waren stets seines Lobes voll, und bedienten ihn gern und mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit.

Es hatte geschneit. Die breite, große Straße, die Ashton bewohnte, sah unheimlich, kalt und verödet aus. —

Schnee auf dem Lande ist etwas Schönes. Die reine weiße Decke, die Berg und Thal überzieht und den Bäumen ein helles, strahlendens Gewand leiht, erfreut das Auge und erleichtert das Herz. Jäger wissen davon zu erzählen. -- Die große Stadt aber, als fühle sie sich unwürdig, das Kleid der Unschuld zu tragen, verwandelt den weißen Schnee, sobald er sie berührt hat, in gräulichen Schlamm und nassen, kalten Schmutz.

Ashton sah sich nach einer Droschke um: die Straße war leer. Er stand einen Augenblick unschlüssig; dann ging er, um das unfreundliche Wetter unbekümmert, auf dem breiten, glatten Fußsteig entlang, der Madelainekirche zu. — Das Café Durand war noch hell erleuchtet. Hinter den angelaufenen Fensterscheiben sah man undeutlich die Gestalten einiger späten Gäste, die es sich im behaglichen, warmen Salon bei einem Glase Wein wohl sein ließen. Vor der Thür der Restauration stand eine Droschke. Der Kutscher hatte den Kragen seines alten, geflickten Mantels in die Höhe geschlagen und den Hut tief in die Augen gedrückt. Zwischen dem Kragen und der verbogenen Hutkrämpe sah man im Scheine des gelblich-rötlichen Lichtes, das aus dem Café auf die elende Gestalt fiel, den untern Theil eines häßlichen, frierenden Gesichtes. Der magere, lahme Gaul, der vor den Wagen gespannt war, ließ den großen, melancholischen Kopf schwer hängen. Es war ein trübseliger Anblick. Robert bemerkte, das der Mann in unerquicklichem Schlafe schwer atmete. Er wollte ihn nicht wecken und ging vorüber. Der Boulevard wurde nun in der Nähe des Grand-Hôtel belebter, und es fehlte dort auch nicht mehr an

Droschken; aber Ashton war in der Nähe seines Klubs angelangt und hielt es nicht mehr der Mühe für wert, die kurze Strecke anders als zu Fuß zurückzulegen.

An der Ecke der Rue de la Paix überholte er einen großen, stattlichen Mann, der, in einen langen Pelzrock gehüllt, langsam und bedächtig denselben Wege wie er ging.

„Massaloff?"

„Zu Diensten."

„Gehen Sie in den Klub?"

„In den Klub oder wo anders hin. Es ist mir gleichgültig."

„Nun, dann kommen Sie mit mir."

Die beiden großen Gestalten gingen einige Minuten lang stumm neben einander her.

Massaloff, ein vornehmer und reicher Russe, ein Mann von dreißig und einigen Jahren, war bald nach seiner Verheiratung, vor nun ungefähr fünf Jahren, mit seiner schönen, jungen Frau nach Paris gekommen. Das Paar hatte dort eine Zeitlang in anscheinend glücklicher Ehe gelebt. Er und sie erschienen stets zusammen auf allen großen Bällen und in den Gesellschaften. Frau Massaloff tanzte und ließ sich den Hof machen, der Her Gemahl politisirte inzwischen mit einem Mitgliede des diplomatischen Corps, oder saß am Spieltisch und setzte die Umstehenden durch seine unerschütterliche Ruhe im Glück wie im Unglück in Erstaunen. Zwei Winter hatten genügt, um Frau Massaloff den Ruf einer der liebenswürdigsten Frauen, Herrn Massaloff den eines der verwegensten Spielers von Paris zu verschaffen. Da, eines Abends, bei einer Partie, die im Klub gespielt

wurde, erhob sich ungewöhnlich laut die tiefe, sonst immer so gemäßigte Stimme Herrn Massaloffs. Die Bemerkung, die er machte, war ein verletzende, und sie richtete sich, zur Ueberraschung aller Anwesenden, an den Vicomte de la Roussière, der seit sechs Monaten für den vertrautesten Freund des russischen Edelmannes galt. Jener, totenblaß, erhob sich mit einer kurzen, zornigen Antwort. — Mehrere Tage darauf waren Massaloff und de la Roussière in Paris unsichtbar. Dann tauchte der Russe wieder auf, phlegmatisch und undurchdringlich wie immer, und gleichzeitig erhob sich das Gerücht, der junge Vicomte sei in einem Duell, jenseits der Grenze, von Massaloff erschossen worden. Robert Ashton war einer der Sekundanten des russischen Edelmannes gewesen. Aber die Neugierigen konnten weder von ihm, noch von den anderen Zeugen des Zweikampfs etwas Bestimmtes oder Bemerkenswertes erfahren. Roberts Mitteilungen über den tragischen Zwischenfall zeichneten sich durch Kürze und Bündigkeit aus: „Die beiden Leute haben sich gezankt, haben sich schlagen wollen, haben sich tadellos auf dem Terrain benommen — und einer von ihnen ist geblieben."

„Aber wie kam es, daß Massaloff, der doch sonst so ruhig ist, seinen besten Freund beleidigt hatte?"

„Das weiß ich nicht — thut mir sehr leid — kümmert mich aber weiter nicht."

Mehr war nicht von Ashton zu erfahren. In den Kreisen jedoch, denen Massaloff und de la Roussière angehört hatten, wollte man wissen, daß Ashton durchaus nicht alles sage, was er von der Angelegenheit kenne. Das war richtig. — Am Morgen, nachdem Massaloff

den Vicomte beleidigt hatte, war der Russe in aller Frühe zu Ashton gekommen und hatte ihn unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, daß er von de la Roussière tödlich beleidigt worden und daß es seine Absicht sei, ihn zu erschießen oder sich von ihm erschießen zu lassen.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, lieber Ashton," hatte Massaloff gesagt, daß es sich um eine ernste Sache handelt. Roussière weiß es, und seine Sekundanten werden von ihm Weisung erhalten haben, die Sache nicht leicht zu nehmen. Der Vorwand, den ich dazu gegeben habe, ist genügend. Ich bitte Sie nur, sich den Bedingungen meines Gegners nicht zu widersetzen. — Verlangen Sie weitere Erklärungen von mir? Ich kenne die Pflichten eines Sekundanten und achte seine Rechte, und bin bereit, Ihnen Rede und Antwort zu stehen."

Robert Ashton dachte eine lange Weile nach; dann sagte er:

„Sie sind ein ruhiger Mann, Massaloff, und Sie geben mir die Versicherung, nach ruhiger Überlegung die Überzeugung gewonnen zu haben, daß Sie sich mit Herrn de la Roussière schlagen müssen."

„Darauf gebe ich Ihnen sogar mein Wort."

„Nun, dann brauche ich weiter nichts zu wissen. Es thut mir leid, Sie in dieser Lage zu sehen — und ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Das Duell hatte in Belgien stattgefunden. Nach demselben waren Ashton und Massaloff gute Freunde geworden. Über den Zweikampf oder über dessen Ursache hatten sie nie wieder ein Wort gewechselt. Aber Ashton ahnte wohl, daß ein Verhältnis zwischen Frau Massaloff

und dem Vicomte de la Roussière die Ursache des Streits gewesen war.

Die schöne Frau erschien noch eine Zeitlang in den Pariser Salons; aber ihr leichter, froher Sinn war gebrochen. Massaloff erwähnte gelegentlich und beiläufig, daß sich seine Frau in Folge einer vernachlässigten Erkältung ein Brustleiden zugezogen habe; bald darauf reiste sie nach dem Süden ab. Man erzählte sich in Paris, daß sie abwechselnd in Cannes, Pau und Biarritz, und zwar in großer Zurückgezogenheit lebe. Die Neugierigen hätten gern mehr erfahren; aber Massaloff gehörte nicht zu den Leuten, die leicht auszufragen sind. Er zeigte vollständige Gleichgültigkeit für die Privatverhältnisse seiner Freunde und Bekannten, und er gestattete keinen Einblick in seine eigenen Angelegenheiten. Sein großes, rundes, durch lange Lider halbverdecktes Auge richtete sich mit träger, beunruhigender Festigkeit auf das Gesicht eines jeden Fragers und machte diesen gewöhnlich bald verstummen.

Massaloff hatte schon vor seinem Duell mit dem Vicomte für einen wortkargen und zurückhaltenden Menschen gegolten. Mit den jüngeren Mitgliedern seines gesellschaftlichen Kreises hatte er sich immer nur selten unterhalten; die älteren Herren, mit denen er früher über Tagesfragen zu sprechen pflegte, hatten kaum bemerkt, daß er aufgehört hatte, einer der ihrigen zu sein. Zur Zeit, wo wir ihn kennen gelernt haben, führte er inmitten der lauten Pariser Gesellschaft ein einsames Leben. Robert Ashton war der einzige, mit dem er von Zeit zu Zeit spazieren ritt oder ging, und dessen Gesellschaft er nicht

durch eisige Höflichkeit zurückwies. — Während des Nachmittags fand man ihn gewöhnlich im Lesezimmer seines Klubs. Er aß nicht gern allein, aber er sprach während des Essens nur wenig. Einen Teil des Abends verbrachte er im Theater oder in Konzerten; und von ein bis zwei oder drei Uhr nachts war er gewöhnlich im Klub, und zwar am Spieltisch zu finden. Sein Gesicht, daß immer ein ernstes gewesen war, hatte mit den Jahren einen Ausdruck kalter, teilnahmloser Ruhe angenommen. Er hatte dieselbe müde, tonlose Sprechweise, die Robert Ashton eigentümlich war.

„Ich habe heute abend Kopfschmerzen," hub Massaloff endlich an, „und beabsichtige, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Haben Sie Furcht vor dem Wetter, vor nassen Füßen und Schnupfen, oder sind Sie geneigt, mit mir zu gehen?"

„Gern", antwortete Ashton. „In den Klub komme ich früh genug; aber ich muß heute abend noch hingehen, um eine Spielschuld von gestern zu bezahlen."

„Ich glaubte bemerkt zu haben, daß Sie seit einigen Wochen mit andauerndem Unglück spielen."

„Sie haben richtig bemerkt."

„Heute abend werden Sie gewinnen."

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?"

„Als ich hier eben allein den Boulevard hinunterging, dachte ich zufälligerweise an Sie. Es wird Sie nicht eitel machen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie der einzige Pariser sind, der meine Gedanken manchmal beschäftigt. Ich erinnerte mich daran, daß ich Sie vor einigen Jahren als einen lebenslustigen Mann kennen

gelernt hatte, und ich fragte mich, woher es wohl kommen möchte, daß Sie mit der Zeit und ohne plötzliche Veränderung in Ihrem Wesen ein stiller Mann geworden seien. Da fielen mir Ihre Spielverluste ein, und ich sagte zu mir selbst: wenn ich Ashton zufälligerweise antreffen sollte, ehe ich über die Rue de la Paix hinaus bin, so soll das heute Glück für ihn bedeuten. — Und in demselben Augenblick gingen Sie an mir vorüber und redeten mich an."

„Das ist ein kurioses Zusammentreffen."

„Nun, wir wollen nachher sehen, ob mich mein Vorgefühl getäuscht hat oder nicht. — Noch ein Wort, Ashton, da wir von Ihrem Glück, oder vielmehr von Ihrem Unglück sprechen. Sollten Sie in Verlegenheit sein, so erweisen Sie mir die Ehre, über meine Börse zu verfügen."

„Besten Dank, lieber Massaloff. Ein anderes Mal vielleicht; heute nicht."

„Sie wissen, daß man mit geborgtem Gelde am meisten Glück hat?"

„Sie sind ein gefälliger Freund; aber besten Dank für heute."

Die beiden waren die Rue de la Paix und die Rue Castiglione im Gespräche hinuntergegangen, hatten sich dann nach rechts gewandt und befanden sich, nachdem sie den Place de la Concorde überschritten, auf der zu dieser Stunde ganz vereinsamten Brücke, die von dem Platze nach dem Faubourg St. Germain hinüberführt. Das rötliche Licht zahlreicher Gaslaternen spiegelte sich in langen, tanzenden Lichtkegeln in den schwarzen, rasch

vorbeischießenden Wassern der Seine. Das Geräusch der in der Entfernung rollenden Wagen war durch den Schnee gedämpft. Es herrschte tiefe Stille. — Ashton und Massaloff hatten sich über das Brückengeländer gelehnt und schauten in den dunklen Fluß, dessen Wasser sich mit unheimlichem Gurgeln und Plätschern an den Brückenpfeilern brachen.

„Dies ist ein einladender Platz für Leute mit Selbstmordgedanken," bemerkte Massaloff.

„Ja," antwortete Ashton kurz und so bestimmt, daß Massaloff ihn einigermaßen betroffen anblickte.

„Kommen Sie, Ashton," sagte dieser darauf. „Es ist spät, und ich möchte nicht, daß die Partie aufgebrochen wäre, ehe wir im Klub sind." Sie traten langsam den Rückweg nach dem, auf dem Boulevard des Italiens gelegenen Klubgebäude an.

Der dicht und schwer herabfallende Schnee hatte inzwischen die beiden melancholischen Spaziergänger gehörig durchnäßt.

„Es freut mich," sagte Massaloff, „die Bemerkung zu machen, daß Sie schlechtes Wetter nach demselben Grundsätzen behandeln wie ich."

„Wieso?"

„Nun, Sie laufen vor dem Regen nicht davon. Ich finde seit fünf Jahren überall schlechtes Wetter. Irgendwo regnet es immer, und ich bin immer gerade da, wo es regnet. Wozu soll ich mich beeilen, von dem Fleck fortzukommen, wo ich einmal bin, nur weil ich naß werde? Dort, wo ich hinziehe, regnet es auch. Es regnet überall, wo ich bin. Ich frage mich manchmal, ob die

Sonne noch irgendwo scheint, oder ob der Himmel aller Orten so grau und nebelig ist wie über mir."

Ashton antwortete: „Ja, das Wetter ist seit langer Zeit recht schlecht geworden, und ich fange auch an zu fürchten, daß es nie wieder besser werden wird."

Massaloff und Robert waren im Klub angelangt. Trotz der vorgerückten Stunde herrschte dort noch reges Leben. Die beiden Freunde begaben sich in den Spielsaal. Eine „Taille" war gerade beendet. d'Alizières hatte Bank gelegt und zog sich mit einem ansehnlichen Gewinn zurück. Ashton nahm seinen Platz ein und legte zehntausend Franken auf den Tisch. Massaloff sagte: „Nun, ich will Ihr Glück gleich erproben. Va banque!" Er verlor, zahlte und beteiligte sich von diesem Augenblick nicht mehr am Spiele. Ashton gewann noch drei Schläge hinter einander: über fünfzigtausend Franken standen bereits in der Bank. d'Alizières, der damit beschäftigt gewesen war, seinen Gewinn zu zählen, hatte noch nicht gegen die neue Bank gespielt. Er fühlte sich im Glück und glaubte, daß nach dem dritten Schlage der geeignete Augenblick gekommen sei, um einen großen „Coup" zu machen. Er beobachtete, was rechts und links gesetzt wurde, und nachdem ihn ein schneller, scharfer Blick überzeugt hatte, daß bereits einige dreißigtausend Franken gehalten waren, sagte er mit vor Aufregung bewegter Stimme: „den Rest", und schob einen großen Haufen von Gold und Banknoten auf den Tisch. — Ashton gab Karten und schlug für sich den höchsten Point, eine Neun, auf. d'Alizières wurde gründlich bleich. Nachdem die Abrechnung, die einige Minuten in Anspruch genommen

hatte, fertig war, ging das Spiel weiter. — Das Glück fuhr fort, Ashton zu begünstigen. Die Mitspieler, meist reiche, junge Leute, seit Jahren an hohes Spiel gewöhnt, waren nicht leicht entmutigt; aber am Ende mußten sich doch alle besiegt erklären. d'Alizières hielt bis zum letzten Augenblicke aus. Er war ein Bild des Jammers. Er hatte alles verloren, was er an baarem Gelde mitgebracht und gewonnen hatte, und schuldete der Bank zwanzigtausend Franken. Um vier Uhr morgens erklärte Ashton seine letzte „Taille". Noch einmal wurde er von allen Seiten bestürmt; aber sein Glück verließ ihn nicht einen Augenblick, und als er sich endlich um halb fünf Uhr erhob, konnte er seinen Gewinn in jener Nacht auf viermalhunderttausend Franken anschlagen.

Massaloff der ihn nicht aus den Augen verloren hatte, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und wünschte ihm im Fortgehen mit einem stummen Zeichen gute Nacht. An der Thür drehte er sich noch einmal um, näherte sich Ashton und flüsterte ihm ins Ohr: „Versprechen Sie mir, nach Hause zu gehen und heute nicht mehr zu spielen."

„Gern," antwortete Ashton, ohne sich zu besinnen.

Jacques de Luçay war gegen zwei Uhr in den Klub gekommen. Er hatte seitdem neben Massaloff gestanden und, ebenso wie dieser, hatte er sich nicht am Spiele beteiligt.

„Ich begleite dich nach Hause," sagte er jetzt zu Ashton. „Du hast ein Vermögen in der Tasche, und ich wünsche, sicher zu sein, daß du es wohlbehalten heimbringst."

Als die beiden Freunde in der Straße waren, fuhr Jacques zu Robert gewandt fort: „Weißt du, was ich thäte, wenn ich an deiner Stelle wäre?"

„Nun?" fragte Robert.

„Ich würde meine Schulden bezahlen und keine Karte wieder anrühren."

„Dank' für den gut gemeinten Rat, aber ich glaube kaum, daß ich ihn befolgen werde."

„Du hältst dich wohl gar verpflichtet, den Leuten, denen du heute das Geld abgenommen hast, Revanche zu geben?"

„Ich glaube, daß ich sie ihnen schuldig bin."

„Davon kann im Gegenteil gar nicht die Rede sein. Du hast seit drei Jahren den doppelten Betrag verloren, den dir heute das Glück wieder geschenkt hat. Kein anständiger Mensch kann und wird dir verdenken, wenn du dich jetzt, für einige Zeit wenigstens, vom grünen Tisch zurückziehst. d'Alizières allein, ich wette zwanzig gegen eins, hat dir während der letzten sechs Monate fünfzigtausend Franken abgenommen. Er hat heute vielleicht dreißigtausend Franken davon wieder eingebüßt. Du bist noch weit entfernt, volle Revanche genommen zu haben, sicherlich bist du keine schuldig. Folge meinem Rat, ich bitte dich darum; und wenn meine Autorität dir nicht genügt, frage Massaloff, dem du Vertrauen schenkst und der es verdient nach seiner Ansicht."

„Ich weiß, mein alter Jacques, du bist ein guter, treuer Freund; aber ich mag die Karten jetzt nicht aufgeben. Ich wüßte nicht, wie ich die langen Winternächte totschlagen sollte, wenn mir der gütige Himmel

nicht Geschmack am Macao und Lanzknecht verliehen hätte."

„Du könntest deine Zeit wohl besser anwenden, wenn du nur wolltest."

„Wie?"

„Reise!"

„Es ist überall noch langweiliger als im langweiligen Paris. Massaloff würde sagen: Es regnet überall. Weshalb soll ich von hier fortgehen, nur weil es hier auch regnet?"

„Verheirate dich!"

„Du scherzst. — Mich verheiraten? Woran denkst du? Soll ich mich etwa an eine reiche Bankierstochter verkaufen, oder soll ich einer jungen Erbin den Hof machen und, nachdem ich die Zustimmung der Eltern erheuchelt habe, mein Leben damit zubringen, daß ich auf deren Tod warte? — Nein, lieber Freund, ich denke gar nicht daran, mich zu verheiraten. Ich habe gute Gründe, mir alle Ehegedanken aus dem Kopf zu schlagen."

Die Aufregung des glücklichen Spieles hatte Robert, der selbst mit seinem alten Freunde Jacques niemals über seine Herzensangelegenheiten gesprochen hatte, redseliger gemacht als gewöhnlich. Er war nahe daran, ihm seine Liebe zu Isabella zu gestehen und ihm auch anzuvertrauen, daß er von dieser zurückgewiesen sei. Eine gewisse Scham, die starken Männer eigen ist und die sie verhindert, sich durch Klagen das Herz zu erleichtern, hielt ihn zurück. Er brach das Gespräch plötzlich ab und sagte zu Jacques:

„Komm' mit herauf zu mir und hilf mir Kassa machen. Ich will mich wie ein alter Geizhals am An-

blick meiner Reichtümer weiden. Bei derselben Gelegenheit kann ich dir auch die fünfzigtausend Franken zurückgeben, die du mir geliehen hast."

Jacques ließ sich Roberts Einladung nicht zweimal wiederholen und begleitete ihn in seine Wohnung. Dort wurde der Gewinn auf einen Tisch ausgebreitet, geordnet und gezählt. Er bestand aus Gold, Banknoten und kleinen Stückchen Papier, auf denen die Verlierenden ihre Schuld in Zahlen, die häufig kaum leserlich waren, verzeichnet hatten. Unter diesen Schuldscheinen befand sich einer von Massaloff: „Bon pour 10,000 Francs", und mehrere von d'Alizières im Gesamtbetrage von zwanzigtausend Franken. „Dieser hier hat mir mein Glück gebracht," sagte Robert, Massaloffs Cheque aufnehmend.

„Sehr wohl," entgegnete Jacques. „Aber wir wollen zunächst eine nützliche und angenehme Beschäftigung vollenden. Nimm die Bleifeder und schreib' auf. Ich werde Inventarium machen und diktiren."

Nach zehn Minuten war der Gewinn genau festgestellt. Er belief sich auf viermalhundertdreißigtausend Franken.

Robert überreichte Jacques davon fünfzigtausend Franken. „Nun will ich dir auch sagen," bemerkte er, „was ich mit dem übrigen Gelde anfangen werde. Zweimalhunderttausend Franken bringe ich morgen meinem stillen Heinrich, dem ich damit eine unerwartete und äußerst angenehme Überraschung zu bereiten beabsichtige. Mit achtzigtausend Franken kann ich Croué und ähnlichen Halsabschneidern den Mund stopfen, und mit den übrigen hunderttausend Franken will ich versuchen, die glückliche

Ader, auf die ich endlich gestoßen bin, noch weiter auszubeuten.“

„Davon wollen wir morgen sprechen. Für heute noch einmal herzliche Glückwünsche und gute Nacht!“ Damit entfernte sich Jacques.

Robert, nachdem er allein gelassen war, ging noch lange Zeit in seinem Zimmer auf und ab. Die große Stadt erwachte bereits, als er sich endlich zur Ruhe begab. Sein Gesicht hatte den sorgenschweren Ausdruck des letzten Abends verloren. „Sollte es endlich aufhören zu regnen?“ fragte er sich, und wie heller Sonnenschein lag es auf seinen Zügen.

Ein Spieler, und Robert war ein solcher geworden, kennt kaum einen Schmerz, der durch Glück im Spiel nicht wenigstens für den Augenblick gelindert wird.

6*

Siebentes Kapitel.

Jacques von Luçay lag noch im Bette, als ihm ein Brief folgenden Inhaltes überbracht wurde:

„Mein lieber Jacques!

Ich war gestern abend so sehr mit Roberts Angelegenheiten beschäftigt, daß ich darüber vergessen habe, dich um eine Auskunft zu bitten. Man hat mir gesagt, Robert schulde dir Geld. Ist das wahr? Und wie viel schuldet er dir? Wenn es Dir recht ist, so erfährt mein Bruder nichts von diesem Brief und von deiner Antwort.
Henry.“

Jacques antwortete darauf:

„Robert schuldete mir fünfzigtausend Franken und hat mir diesen Betrag zurückbezahlt. Ich habe nicht die kleinste Forderung an ihn. Es ist in der That am besten, er erfährt nichts von diesem Briefwechsel. Aber ich wäre begierig, zu lernen, wer dir eine Sache, die ich geheim gehalten habe, hinterbracht haben kann. Willst du mir den Namen deines Berichterstatters nennen? J.“

Sir Henry hatte bald darauf Gelegenheit, Jacques mitzuteilen, daß er keine bestimmten Nachrichten über Roberts Schulden gehabt und nur eine Vermutung ausgesprochen habe. Dies erledigte die Angelegenheit zwischen den beiden. Aber Jacques' Brief war in der Avenue Josephine mit großer Befriedigung von Sir Henry von Lady Ashton und auch von Isabella gelesen worden. „Das ist eine unangenehme Sorge weniger," sagte Sir Henry zu Lady Ashton. „Beruhige nun aber auch Tante Sophie und veranlasse sie, Robert in Zukunft etwas glimpflicher zu behandeln, als sie es neulich gethan hat."

„Das kannst du mir überlassen," antwortete die kleine Frau mit großer Bestimmtheit. „Und wenn ich mich mit der Tante zanken sollte, ich erreiche es, daß sie, in meiner Gegenwart wenigstens, nicht wieder wie am letzten Dienstag über deinen Bruder spricht."

Sir Henry hatte im Kopfe eine längere Rede ausgearbeitet, die er Robert halten wollte; aber er kam ganz und gar außer Fassung, als dieser ihm beim Eintritt in das Zimmer ein dickes Packet Banknoten überreichte: „Hier ist eine hübsche Abschlagszahlung auf meine Schuld bei dir," sagte er, „zweimalhunderttausend Franken, die ich in der vergangenen Nacht gewonnen habe."

„Du hast gestern zweimalhunderttausend Franken gewonnen?" rief Heinrich halb erfreut, halb bestürzt. „Aber Robert, welches Spiel spielt ihr denn, in dem ein Mensch in einer Nacht ein reicher Mann werden oder sich zu Grunde richten kann?"

Robert beantwortete diese Frage nicht. „Du wünschtest

mich zu sehen," sagte er. „Es ist mir lieb, daß ich unser Gespräch auf eine unerwartet angenehme Weise eröffnen kann. Nun sage mir, was du von mir verlangst."

Heinrich war noch ganz betroffen; er sammelte sich jedoch bald wieder und sagte dann: „Ich wollte eine Unterredung mit dir haben über das Leben, das du seit einiger Zeit führst. Du bist heute reicher, als ich dich gestern glaubte, aber das ändert an der Sache im Wesentlichen nichts . . . Wird es dich nicht verdrießlich machen, wenn ich mir erlaube, dir einige Ratschläge zu geben, und wirst du mich nicht für rücksichtslos halten, wenn ich einige Fragen über deine Zukunftspläne an dich richte?"

Robert ließ den Kopf hängen und antwortete traurig: „Ich sehe wohl, daß ich dein Vertrauen verloren habe; würdest du sonst solche Fragen an mich richten? Steht dir nicht das Recht zu, mich auszufragen, auszuschelten und mir gute Lehren zu geben? Sage mir was du auf der Seele hast, lieber Heinz, und schone mich nicht. Ich will dir aufmerksam Gehör schenken, will dir Rede und Antwort stehen, und wenn es mir möglich ist, will ich deinen Ratschlägen folgen."

Sir Henry drückte seinem Bruder herzlich die Hand. „So hast du seit langer Zeit nicht gesprochen," sagte er. „Es macht mich fünf Jahre jünger, dich so ruhig und vernünftig zu sehen. — Was ich dir zunächst mitzuteilen habe, ist nicht erfreulich." Er trat an seinen Schreibtisch und nahm dort ein Stück Papier zur Hand. Es enthielt eine kurze Zusammenstellung von Roberts Vermögen.

Die Zahlen hatten eine unangenehme Beredsamkeit. Sie bewiesen klar und deutlich, daß Robert Ashton nichts mehr besaß. Viel Auseinandersetzungen waren nicht nötig. Sir Henry bemerkte das wenige, was in dieser Beziehung zu sagen war, mit halblauter Stimme. Robert hatte während seines bewegten Lebens genug Geschäftspapiere in Händen gehabt, um das Schriftstück selbst und die Erläuterungen dazu vollständig zu verstehen. Er strich sich die Haare aus der Stirn, als wolle er den Kopf zu klarem Denken frei machen, er netzte mit der Zunge die trockenen Lippen, und ohne die Augen von dem Papier aufzuheben, sagte er leise und langsam: „Wenn ich also gestern nicht gewonnen hätte, würde ich heute nicht nur ruinirt, sondern zahlungsunfähig gewesen sein. — Der Himmel hat dir einen liebenswürdigen Bruder beschert . . . Die Aufstellung hier erscheint mir richtig. Sie ist nicht ganz vollstäudig, aber das ändert an dem Ergebnis nichts, oder doch nur wenig. Ich hoffe, dir im Laufe der nächsten Woche die hundertzwanzigtausend Franken geben zu können, die ich dir noch schulde; meine andern Gläubiger, mit Ausnahme der hypothekarisch sichergestellten, kann ich ebenfalls befriedigen. Dann bleibt mir White Chiff House, das ich auf viertausend Pfund schätze, meine hiesige Einrichtung, die bei einer Versteigerung wohl zwanzigtausend Franken bringen würde, und einige zwanzigtausend Franken baares Geld. Summa Summarum werde ich schuldenfrei über circa hundertvierzigtausend Franken zu verfügen haben. — Was soll ich nun damit anfangen? Überhaupt was soll ich thun?“

Vor allen Dingen setze das wenige, das dir noch

übrig geblieben ist, nicht wieder aufs Spiel. Versprich es mir."

Robert dachte eine Weile nach; dann sagte er ruhig: „Da verlangst du auf einmal sehr viel von mir. Aber ich will es dir nicht abschlagen. Ich werde nicht wieder spielen. — Und was dann? Ich will dir nicht verhehlen, daß ich mir völlig unklar darüber bin, wie ich, ohne zu spielen, die Zeit bis zum Ende meines gesegneten Daseins totschlagen soll. Auch ist es mir noch ein Rätsel, wie ich besagtes Dasein fristen werde. Das einzige Handwerk, das ich gründlich kenne, ist Geldausgeben. Ich glaube kaum, daß ich damit soviel erwerben werde, wie selbst zur Befriedigung der bescheidensten Ansprüche nötig sein dürfte. Mit dreihundert Pfund Rente kann ich nicht leben; eine Pension von dir nehme ich nicht an. — Was thun? Sage selbst, lieber Bruder, wäre es nicht ein Segen für dich und vielleicht auch für mich, wenn ich urplötzlich von der Oberwelt verschwände?"

„Ich bitte dich, Robert, sprich nicht so."

Eine lange Pause trat ein. Robert saß mit den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, den bleichen Kopf zwischen den Händen und starrte, ohne eine Muskel zu bewegen, unverwandt vor sich hin. Sir Henry ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Robert stehen und sagte: „Wir wollen das Gespräch jetzt abbrechen; wir haben für heute genug gethan. Du bist schuldenfrei und du hast mir versprochen, nicht mehr zu spielen. Der Tag beginnt besser für dich und für mich, als ich zu hoffen gewagt hatte. Du hast manches wieder gut zu machen; aber noch ist nichts unrettbar verloren.

Laß ein paar Tage ruhig dahin gehen. Gewöhne dich an den Gedanken, daß du ein neues Leben beginnen willst. Du bist achtundzwanzig Jahre alt, du bist noch nicht zu alt dazu. Ich werde inzwischen auch darüber nachdenken, was für deine Zukunft das beste sein dürfte. Verliere den Mut nicht. Alles kann noch wieder gut werden."

Weder Sir Henry noch Robert waren demonstrativ in ihrer Liebe zu einander. Aber als Robert nun aufstand und dem Bruder die Hand reichte, und die treuen, ehrlichen Augen der beiden sich in einem langen wehmutsvollen Blicke begegneten, da zog es sie unwiderstehlich zu einander und sie umarmten sich.

Robert stieg langsam die Treppe hinunter. Im Hausflur blieb er nachdenklich stehen. Dann drehte er sich um und ging, noch langsamer als er hinabgestiegen war, wieder zwei Stufen in die Höhe. Dort zauderte er von neuem; aber plötzlich faßte er einen Entschluß, und in wenigen Sekunden stand er wieder vor der Eingangsthür, die zur Wohnung seines Bruders führte. Er klingelte. Der alte Hausdiener, der ihn als Kind gekannt hatte, öffnete ihm.

„Haben Sie etwas vergessen, Herr Robert?" sagte er. Robert antwortete mit einer andern Frage:

„Ist meine Schwägerin zu Hause?"

„Lady Ashton ist zu Frau von Lugay gefahren."

„Und Fräulein Isabella?"

„Das gnädige Fräulein ist im kleinen Salon."

Robert schritt an dem alten Diener, der ihm verwundert nachsah, vorüber, öffnete eine Thür und befand sich allein in einem Zimmer mit Isabella Gower.

Draußen schneite es noch immer. Die Bäume, die man von den Fenstern der kleinen Stube aus sehen konnte, streckten ihre kahlen, mit Schnee bedeckten Zweige, wie gespenstige Arme in die trübe, stille Luft hinaus. Ein Wagen rollte geräuschlos vor dem Hause vorüber. Es herrschte eine eigentümliche Ruhe, wie man sie in den Straßen der großen Stadt nur selten findet. Im Zimmer war es still und heimlich. Ein helles Holzfeuer brannte im Kamin, deutlich vernahm das Ohr den kurzen, regelmäßigen Tick-Tack einer großen Stutzuhr, ein dicker Teppich dämpfte das Geräusch der Schritte.

Isabella saß am Fenster und blickte auf die Straße, als die Thür des Zimmers geöffnet wurde. Sie drehte sich gleichgültig um. Sie erkannte Robert und blieb wie versteinert, bewegungslos sitzen. Als Robert sich ihr näherte, erhob sie sich langsam. Sie war totenbleich, und ihre großen Augen waren weit geöffnet. Die rechte Hand stützte sich auf das Fensterbrett, die linke ergriff die hohe Lehne des Stuhles, auf dem sie gesessen hatte. Zum ersten Male seit jenem Morgen, wo Isabella Roberts Antrag zurückgewiesen hatte, standen sich die beiden jungen Leute wieder allein gegenüber. Sie hatten sich sehr verändert, und beide bemerkten dies auf den ersten Blick. Robert war in wenigen Jahren bedeutend gealtert. Auf seiner Stirn hatte sich die Sorge gelagert, und der Mund war zusammengepreßt, als ob sich die Lippen seit Jahren nicht zum Lächeln geöffnet hätten. Isabella prangte in wunderbarer, herber, jungfräulicher Schönheit.

Robert war ein entschlossener Mann. Wohl fühlte er, daß er Isabella gegenüber eine höchst schwierige

Stellung einnehme, aber das entmutigte ihn nicht, obgleich es ihm etwas von seiner gewöhnlichen Sicherheit raubte. „Ich will die Partie noch nicht verloren geben; ich will mein Glück noch einmal versuchen," hatte er sich auf der Treppe gesagt, und er war nicht der Mann, unverrichteter Sache zurückzugehen, ohne das Äußerste versucht zu haben. Seine Stimme, als er zu sprechen begann, war leise und bewegt. Nach wenigen Worten jedoch wurde sie fest und sicher. Das bleiche Gesicht allein und die trockenen Lippen verrieten die innere, große Aufregung. Isabella, sobald sie sich von ihrem Schrecken über das unerwartete Erscheinen Roberts erholt hatte, beherrschte sich vollständig.

„Ich habe Sie seit Jahren nicht gesehen," begann Robert. „Wollen Sie mich anhören?"

„Ich erwartete Sie nicht," antwortete Isabella. „Ich hatte keinen Grund, Sie zu erwarten . . ."

Sie stockte, und eine Pause trat ein. Isabella hatte sich bei den ersten Worten Roberts ganz zu ihm gewandt und stand nun, dem Fenster den Rücken kehrend, so vor ihm, daß ihr Antlitz in tiefem Schatten war. Kaum konnte er die einzelnen Züge erkennen; der Ausdruck derselben entging ihm vollständig. Aber er fühlte, daß zwei große Augensterne fest auf ihn gerichtet waren. Robert dagegen stand im vollen Lichte des trüben Wintertages. Es war ein sanftes, gedämpftes Licht, das jeden Zug, jeden Winkel seines Gesichtes gleichmäßig stark beleuchtete und es in in seiner ganzen ernsten, männlichen Schönheit zeigte. Das stolze Herz der Junfrau erweichte bei diesem Anblick. Das war also der „wilde Ashton";

so hatten die Jahre ihren Robert, den geliebten Freund ihrer Jugend, verwandelt. Eine stürmische Flut von Gedanken und Erinnerungen stieg unwiderstehlich in ihr auf. — Sie sah sich als Kind mit Robert Hand in Hand durch die grünen Fluren streifen, die das Vaterhaus umgaben, sie sah sich mit ihm im schattigen Walde nach Beeren und Blumen suchend, sie erinnerte sich — wie fern war die schöne Zeit! — wie sie eines Tages, von einem übermäßig langen Spaziergang ermattet, sich weinend niedergesetzt hatte, weil sie nicht weiter gehen konnte und wollte, und wie er ihre kleine Person lachend auf seine starken Schultern gehoben und, einen lustigen Marsch bald pfeifend bald singend, rüstig mit ihr weitergeschritten war, bis sein froher Mut ihr neue Kraft gegeben hatte und sie ihm sagen konnte: „Laß mich hinunter; nun kann ich bis nach Hause gehen.“ — Jeder Tag, jede Freude, jeder Schmerz ihrer Jugend war an Roberts Leben gefesselt. — Dann sah sie im Geiste, wie er Abschied nahm, um seine große Reise auf dem Kontinent anzutreten, wie er sonnenverbrannt, herrlicher als je, nach der Heimat zurückkehrte. Wie schlug ihm ihr Herz damals entgegen! — Und dann kamen die schlimmen Tage. Er ging ohne Schmerz von ihr fort, ließ sie hoffnungslos, trostlos allein. Sie härmte und grämte sich um ihn. Er war in Paris und führte dort ein wildes, ausgelassenes Leben, unbekümmert um die, die nur an ihn dachte. — Und dann war er ihr zum letzten Mal erschienen, und in alter herrischer Weise, als wäre nichts vorgefallen, hatte er um ihre Hand angehalten. Die Schamröte stieg ihr in die Wangen. War sie ein Mädchen, das man an sich zieht,

festhält, zurückstößt, verläßt und dann wieder nimmt, je nach der Laune des Augenblicks? — Sie haßte ihn! — Und doch wie elend war sie, als er gegangen war! — Seitdem waren drei Jahre verflossen. Er hatte sich mehr und mehr von ihr entfernt, er hatte sie vergessen. Ihre gute Charlotte, die beste Frau, hatte gestern bitter um ihn geweint, hatte ihn schlecht genannt. Er war ein schlechter Mensch. Sie selbst hatte es aus tiefster Überzeugung gesagt. Und jetzt stand er vor ihr. Was wollte er? — „Ich hatte keinen Grund, Sie zu erwarten." Doch war alles, was sie ihm hatte antworten können, als er gefragt hatte, ob sie ihn anhören wolle.

„Sie hatten keinen Grund, mich zu erwarten. Aber wollen sie mich anhören?" —

Sie nickte nur mit dem Kopfe.

„Erinnern Sie sich des Tages, an dem ich Sie zum letzten Mal in England sah?"

Sie antwortete nicht.

„Haben Sie mir heute keinen andern Bescheid zu geben, als die harte Antwort, mit der Sie mich damals abwiesen? — Isabella . . ."

Er wollte bitten, er wollte flehen; er wollte sagen: „Rette mich, mache mich glücklich; ich liebe dich unendlich, ich liebe nur dich." Alles dies war in seinem Herzen geschrieben, war in seinen Augen zu lesen; aber der Mund konnte die Worte nicht sprechen. „Isabella," sagte er nur: leise, wehmütig, flehend . . . und dann schwieg er.

Also wieder kam er zu ihr, wie damals, nicht sich entschuldigend, nicht einmal seine Liebe bekennend. Wieder

hatte er sie drei Jahre vergessen, und nun fiel es ihm plötzlich ein, seinen Antrag zu erneuern. Wähnte er, der eitle Mann, ihr Herz werde sich ihm beim ersten Worte öffnen?

„Sie haben kein Recht, so mit mir zu sprechen,“ sagte sie. Er sah sie lange, fest und ruhig an. Seine Augen hatten sich an den Schatten, der auf ihrem Gesichte lag, gewöhnt, und er sah sie nun deutlich. Sie konnte den Blick nicht ertragen. Unwillkürlich senkten sich die Wimpern.

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“ fragte er.

„Alles!“ antwortete sie leise.

Er zögertete. Es zuckte schmerzlich um den festen Mund. Eine tiefe Pause trat ein. Sie erhob die Augen und sie wußte, daß er sie nun für immer verlassen würde. Und in demselben Augenblicke erschien er ihr plötzlich anders, als sie ihn bisher gesehen hatte. Sie sah ihn wie ein Bild im Rahmen: allein, unabhängig von allen Gegenständen, die ihn umringten. Das w a r der Mann, den sie geliebt hatte.

„Lebe wohl Isabella,“ sagte er ganz leise. — Sie sah ihn wie die Erscheinung eines geliebten Verstorbenen; all' seine Fehler waren vergessen. Eine unendliche Sehnsucht nach ihm überfiel sie. Sie rang vergeblich nach einem Worte . . . Aber er hoffte nun nichts mehr. Er wandte sich langsam der Thür zu, näherte sich derselben unhörbaren Schrittes, blieb, Isabella den Rücken zukehrend, noch einige Sekunden unentschlossen stehen . . . und war verschwunden.

Sie starrte ihm mit weitgeöffneten Augen, atemlos, regungslos nach. Dann bedeckte sie sich das Gesicht mit beiden Händen und sank auf einen Stuhl. „Robert! Robert!“ rief sie leise, kaum hörbar. „O, was habe ich Unglückliche gethan? Er war ein schlechter Mensch!“

Man lebt von einem Tage zum andern, ohne sich Rechenschaft davon abzulegen, daß man immer älter, immer anders wird. Die meisten Menschen denken überhaupt niemals über ihr Leben nach und nähern sich unbewußt dem Grabe, wie sie sich unbewußt von der Wiege entfernt haben. — Finstere, traurige Mönche, die sich den Gedanken an den Tod zur Lebensregel gemacht hatten, fanden in der menschlichen Gesellschaft keinen Platz und mußten sich mit wenigen Gesinnungsgenossen in düstere Klöster zurückziehen, aus denen das Menschlichste, das Wort, verbannt war. — Ununterbrochen, unerbittlich wickelt sich der Lebensfaden ab. Gnädig hat die Natur erlaubt, daß der Lebende dies kaum beachte. Nur manchmal, in Augenblicken eines großen Triumphes oder eines großen Schmerzes, oder in seltenen Zwischenräumen einer langen Periode ununterbrochener Ruhe oder anhaltenden Elendes wirft er einen Blick auf die ferne Vergangenheit zurück und denkt der Zeit, da er jung, stark, glücklich — oder arm und traurig war — und vergleicht dann das Gestern mit dem Heute. Aber der Prozeß, der dies Heute aus dem Gestern gereift hat, entzieht sich seiner Wahrnehmung. Und doch beruht diese Entwicklung, dieser Übergang aus einem alten in ein neues Stadium des Lebens, in den meisten Fällen auf einer bestimmten, scharf hervortretenden Thatsache. Einem Tage, einer

Stunde gehörte das Ereignis an, das eine Vergangenheit abschloß und der Lebensbahn, wie durch einen gewaltsamen Stoß, eine neue Richtung vorzeichnete. Solche Ereignisse bilden einen natürlichen Abschnitt, beendigen einen in sich vollendeten Teil jenes langen, oft so langweiligen, oft so traurigen, in Millionen von verschiedenen Arten sich fortwährend abspielenden Romanes, den man ein Menschenleben nennt.

Als Robert an jenem Wintertage mit den Worten: „Lebe wohl Isabella" leise die Thür des stillen Zimmers zudrückte, in dem Isabella allein und trostlos zurückblieb, da schloß er einen nun vollendeten Teil seines Lebens ab.

Achtes Kapitel.

Der kurze, trübe Wintertag nahte seinem Ende. — Robert war, als er Isabella verlassen hatte, nach Hause gegangen und saß, in wirren Träumereien versunken, in dem halbdunklen Zimmer vor dem erlöschenden Kaminfeuer. Er empfand nicht den lebhaften Schmerz ähnlich dem, den er gefühlt, als Isabella ihn zum ersten Mal zurückgewiesen hatte. Der Gedanke, daß er auf sie verzichten müsse, hatte ihn lange Zeit gepeinigt; aber er hatte sich jetzt daran gewöhnt. Seine Lage war durch die jüngste Unterredung mit Isabella nicht verändert. Er hatte einen letzten verzweifelten Kampf um sein verlorenes Glück gekämpft und er war darin unterlegen. Er wußte, daß er sich nicht wieder erheben werde. Er fühlte wie ein Mann, dem die Gewißheit geworden ist, daß er an einem unheilbarem Übel leidet. Er war ermattet. Ein dumpfer, langsam betäubender Schmerz im Kopfe verwirrte seine Gedanken. Er war über alle Maßen müde.

Der Diener brachte Licht. Er bemerkte es kaum. Eine eigentümliche Gleichgültigkeit, wie man sie manch-

mal in den Augen Sterbender liest, war über ihn gekommen. Er wußte kaum noch, was ihm fehlte, was ihn unglücklich machte; er wußte nur, daß er sich nach Ruhe sehnte.

Er hörte klingeln. Die Thür wurde geöffnet, und Massaloff trat in das Zimmer. Robert erhob sich mühsam und ging ihm entgegen. — Starke Naturen können ihre Leiden lange bemeistern und bis zu einem gewissen Grade verbergen. Gleich gebrochenen Stämmen, die bald verdorren müssen, aber heute noch in ungebeugter Kraft prangen, können sie, mit dem Tode im Herzen, noch eine Zeitlang gesundes Leben heucheln.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Massaloff. — „Ich komme, um meine Schuld von gestern Abend zu bezahlen und Ihnen zu Ihrem Glück zu gratuliren; aber Sie sehen aus wie jemand, der eher Beileidsbezeugungen als Glückwünsche in Empfang nehmen möchte.“

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen,“ antwortete Robert. „Die Partie hat mich doch wohl aufgeregt, und ich fühle mich etwas abgespannt. Das hat aber nichts zu bedeuten. Morgen werde ich wieder wohl sein.“

„Sind Sie sehr ermüdet?“

„Nein, nicht sehr. Aber weshalb fragen Sie das?“

„Ich komme nämlich mit einem Vorschlag. Übermorgen ist meiner Schwester Geburtstag. Sie ist ganz allein. Sie hat niemand auf der Welt als mich. Sie bittet mich, den Tag mit ihr zu verbringen. Sie wohnt in Wiesbaden, wo ich, in der löblichen Absicht, sie häufiger zu besuchen, als ich es bis jetzt gethan, eine Jagd ge-

pachtet habe. Nun wollte ich Ihnen vorschlagen, mit mir nach Wiesbaden zu reisen. Wir bleiben drei bis vier Tage dort, und ich übernehme es, Ihnen während dieser Zeit angenehme Zerstreuung zu verschaffen. Meine Schwester, die Sie bereits aus meinen Briefen kennt, wird Sie wie einen willkommenen Gast empfangen. — Was sagen Sie dazu? — Kommen Sie!"

Ashton machte einige Einwendungen. Massaloff beseitigte sie alle. Ashton war zu müde, um lange mit ihm streiten zu können. Er gab lieber nach. Schließlich war es ihm ja gleichgültig, ob er sich in Wiesbaden oder in Paris aufhielt. Wenn Massaloff ihn nur zufrieden lassen möchte. Das war alles, was er verlangte.

„Ich bestelle ein Coupé für uns," sagte Massaloff, nachdem Ashton eingewilligt hatte, ihn zu begleiten. „Müde wie Sie sind, werden Sie dort gerade so gut wie im Bette schlafen. Es ist jetzt vier Uhr. Der Schnellzug geht um acht. Ihr Diener kann in zehn Minuten zusammenpacken, was Sie mitzunehmen haben. Ich werde ihm einige Anweisungen geben, damit er nichts vergißt und Ihnen nicht zu viel mitgiebt. Also auf Wiedersehen! Ich rechne auf Sie. Zehn Minuten vor acht Uhr treffen wir uns an der Bahn."

Mit einem mühsamen Kraftaufwande sammelte Robert seine Gedanken und schrieb folgende Briefe an seinen Bruder und an Jacques.

„Lieber Heinrich!

Massaloff bittet mich, ihn auf drei Tage nach Wiesbaden zu begleiten, wo er seine Schwester besuchen will,

und wo ich mit ihm jagen soll. Ich habe seine Einladung angenommen. Es ist vielleicht ganz gut, daß ich Paris auf einige Tage und zwar gleich verlasse, ehe ich den Versuch mache, ein neues Leben anzufangen. — Jacques wird meine Geldangelegenheiten in Ordnung bringen und Dir eine Abschlagszahlung auf die hundertzwanzigtausend Franken machen, die ich Dir noch schulde. Ich habe nicht mehr Zeit, Dich aufzusuchen, da ich vor meiner Abreise einige Kleinigkeiten zu besorgen habe. Aber wenn Du mich noch sehen willst, so sei ein Viertel vor acht Uhr im Wartesaal des Nordbahnhofes. Wir reisen über Köln. Robert."

„Lieber Jacques!

Ich gehe auf ein paar Tage mit Massaloff nach Wiesbaden. Heinrich kann Dir weitere Einzelheiten geben. Einliegend Checks zum Betrage von hundertsiebzigtausend Franken. Geh' heute abend in den Klub und teile denjenigen, die mich dort erwarten mögen, mit, daß ich wahrscheinlich bereits vor Ende der nächsten Woche wieder in Paris sein werde. Sage auch, daß Du beauftragt bist, die Regelung des gestrigen Abends für mich zu übernehmen. Es steht natürlich jedem frei, meine Rückkehr abzuwarten, um seine Checks einzulösen; aber die meisten werden das Geld, das sie mir schulden, mitgebracht haben und es nicht gern verspielen oder wieder mit nach Hause nehmen wollen. Jedenfalls will ich es ihnen ermöglichen, der Klubregel gerecht zu werden und ihre Spielschulden innerhalb vierundzwanzig Stunden zu bezahlen. Von dem Gelde, das du für mich empfängst, zahle zunächst sechzig=

tausend Franken an Croué und ziehe dagegen Wechsel zu diesem Betrage zurück, die er von mir in Händen hat. Den Rest des Geldes übergieb meinem Bruder. Meine Adresse: Villa Sophia, Wiesbaden. Robert."

Ashton stand, nachdem er diese beiden Briefe geschrieben hatte, ermüdet vom Tische auf, als ob er eine schwere Arbeit verrichtet hätte. Dann warf er sich auf das Sofa und fiel in einen unruhigen Schlummer, aus dem ihn sein Diener um halb sieben Uhr weckte. Er zog sich darauf einen warmen Reiseanzug an und trank eine Tasse Thee. Essen konnte er nichts, obgleich er seit frühem Morgen nicht einen Bissen über die Lippen gebracht hatte. Auf dem Bahnhofe traf er Massaloff, und gleich darauf erschien auch sein Bruder, um ihm Lebewohl zu sagen. Sir Henry bemerkte das eigentümliche Aussehen Roberts und fragte besorgt, was ihm fehle. Robert gab ihm denselben Bescheid, den Massaloff ein paar Stunden vorher von ihm empfangen hatte. Es gelang ihm noch, den äußern Schein von Festigkeit aufrecht zu erhalten, bis er in das für ihn und Massaloff belegte Coupé gestiegen war. Dort sank er fast bewußtlos in eine Ecke. Massaloff sprang ihm nach, ohne seinen Zustand sofort zu bemerken. Die Wagenthür wurde von dem Schaffner zugeschlagen, und in demselben Augenblicke setzte sich der Zug pfeifend und schnaufend langsam in Bewegung.

„Ich bin sehr besorgt über Roberts Gesundheit," sagte Sir Henry, als er eine Stunde später mit seiner Frau und seiner Schwägerin im Salon der Avenue Josephine saß. „Ich habe ihn nie so gesehen, wie heute

abend. Er war sehr blaß, seine Hand brennend heiß, und doch schien es mir, als zitterte er. Er ging langsam und schwerfällig, und sein ganzes Wesen war fremdartig. Er war zerstreut, er zog den Hut ab, als er von mir Abschied nahm. Es thut mir leid, daß ich ihn habe abreisen lassen. Ich hätte es nicht zugeben sollen. Er ist in guten Händen, aber ich werde keine Ruhe haben, ehe ich nicht von ihm gehört habe."

„Hast du dich nicht erkundigt, ob er unwohl sei?" fragte Lady Ashton.

„Er sagte nur, er habe eine schlaflose Nacht durchbracht und fühle sich abgespannt. Aber das kann nicht der wahre Grund seines Zustandes sein. Eine schlaflose Nacht pflegte ihn sonst nicht anzugreifen. Es muß ihm etwas anderes zugestoßen sein. Ich hoffe, er telegraphirt mir seine Ankunft in Wiesbaden."

Isabella wagte nicht ein Wort zu sagen; aber sie fühlte sich beunruhigt und schuldig, als ob sie ein Verbrechen begangen hätte.

Spät am Abend desselben Tages wurde auch im Klub noch viel über Robert Ashton gesprochen. Die Spieler hatten sich zur gewöhnlichen Stunde um den grünen Tisch versammelt und unterhielten sich über die „große Partie" des gestrigen Abends.

„Es ist die größte Partie, die seit Gründung des Klubs stattgefunden hat," sagte der Marquis de Montgeaux, ein Klub-Veteran. „Ich erinnere mich der Nacht, als Lummen die „Eule"*) machte und die große Ecarté-

*) „Faire la chouette" die Eule machen, sagt man von einem Spieler, der beim Ecarté allein gegen mehrere andere spielt.

Partie von hundertfünfzigtausend Franken hielt und gewann. Die ganze Stadt sprach davon, und Lummen wurde dadurch ein berühmter Mann. Er erschoß sich im nächsten Winter. Er war ein verwegener Spieler. Ich habe niemand außer Ashton gekannt, der sein Temperament besaß und der wie er den Mut hatte, eine „veine“ vollständig auszubeuten. — Es hat ihm doch nichts genützt. — Dann im Jahre 1855 oder 1856, als der alte Drieux den jungen d'Eltang so hineinriß und ihm in der letzten Nacht zweihundertfünfzigtausend Franken abnahm. Ich weiß nicht, was aus dem armen d'Eltang geworden ist. Ich sehe ihn noch, wie er an jenem Abend den Klub verließ. Er war weiß wie ein Gespenst. Ich war im Garderobezimmer, als er sich den Überrock anzog. Er konnte den Ärmel nicht finden. Er wußte nicht, was er that. Aber er dankte dem Diener höflich und wünschte mir in verbindlichster Form gute Nacht. Er war ein liebenswürdiger junger Mensch: vorzügliche Manieren; zog sich auch gut an. Man sagte mir einmal, er sei ausgewandert. Devaulx, der 1858 die „Ville de Paris“ kommandirte, wollte ihn irgendwo auf der Westküste von Amerika gesehen haben. — Villard, Stasseyns, Vévon haben auch ihre berühmten Abende gehabt. Aber das habe ich doch bis gestern in meiner langen Praxis noch nicht gesehen, daß jemand eine halbe Million mit nach Hause genommen habe.“

„Eine halbe Million?“ unterbrach d'Alizières. „Sagen Sie eine Million und Sie werden der Wahrheit näher sein.“

„Unsinn!“ meinte der Veteran.

„Sie mögen ‚Unsinn‘ sagen,“ fuhr d'Alizières schlechter Laune auf. „Wenn Sie wie ich sechzigtausend Franken hier gelassen hätten, würden Sie meine Aussagen nicht so unsinnig finden.“

Der alte Spieler war nicht leicht außer Fassung zu bringen. Aber er war ein vornehmer Herr, der sein ganzes Leben lang mit wohlerzogenen Leuten verkehrt hatte und der von einem Spieler verlangte, Glück und Unglück am grünen Tisch mit äußerer Ruhe zu ertragen.

„Wenn Ihnen der Verlust von sechzigtausend Franken so großen Kummer bereitet, wie dies augenscheinlich der Fall ist,“ sagte er kalt, „so hätten Sie die Summe nicht riskiren sollen. — Ich habe es von Herrn Robert Ashton selbst, daß er zwischen vier- und fünfmalhunderttausend Franken gewonnen hat. Ich zweifle nicht einen Augenblick an der Richtigkeit dieser Aussage und glaube deshalb, bis auf weitere Auskunft wenigstens, meine Behauptung aufrecht halten zu dürfen.“

d'Alizières war durch ernsten Widerspruch gewöhnlich leicht zur Ruhe gebracht. Er begnügte sich auch diesmal damit, eine ungläubige Bewegung mit den Schultern zu machen, und war bereit, das Gespräch fallen zu lassen.

Man setzte sich und fing an zu spielen. Aber die Partie war ohne Interesse. Die ganze Gesellschaft hatte gestern mehr oder weniger eingebüßt, und niemand wagte eine starke Bank aufzulegen. Man wartete auf Robert Ashton. Gegen ein Uhr erschien der Baron Luçay und entledigte sich des Auftrages, den sein Freund ihm gegeben hatte. Seine Mitteilung rief einige Verstimmung

hervor; denn die Spieler, die gestern abend verloren hatten, waren in der Hoffnung gekommen, daß Ashton, seiner Gewohnheit gemäß, nicht verfehlen werde, das Gewonnene sofort wieder preiszugeben, und daß sie Gelegenheit haben würden, ihre gestrigen Verluste, wenigstens teilweise, wieder gut zu machen. Spielerhoffnung ist eine zähe und rücksichtslose; aber die Verstimmung, welche die Vereitelung hervorrief, zeigte sich äußerlich nur wenig. Die Mitglieder des Klubs waren meist reiche, vornehme junge Leute, und die Gebräuche, die unter ihnen herrschten, gaben einem glücklichen Spieler das Recht, mit seinem Gewinnste nach Gutdünken zu verfahren. d'Alizières allein machte halblaut eine Bemerkung, die nicht schmeichelhaft für Ashton war. Brook, ein Landsmann und Freund Robert Ashtons, nahm diese Bemerkung auf. Er wandte sich an d'Alizières und ersuchte ihn leise, aber sehr bestimmt, sie zurückzuziehen. Ärger macht den Feigen manchmal mutig. d'Alizières antwortete gereizt, er habe nichts von dem, was er gesagt, zurückzunehmen und er wiederhole im Gegenteil, daß ihm die Handlungsweise des Herrn Ashton nicht korrekt erscheine.

„Ich will Ihnen sagen, was nicht korrekt ist, Herr Vicomte d'Alizières," sagte darauf der kleine Brook, den jedermann als den harmlosesten, friedfertigsten Menschen im Klub kannte und lieb hatte. „Es ist nicht korrekt, jemand zwingen zu wollen, eine Revanche zu geben, und es ist nicht korrekt, seine Verluste wissentlich zu übertreiben, wie Sie es gethan haben. Ich kann Ihnen nachrechnen, — denn ich habe gestern abend fortwährend neben Ihnen gesessen, und Sie bestanden darauf, mir vorzurechnen, was Sie

verlören, — ich kann Ihnen nachweisen, daß Sie nicht sechzigtausend, sondern nur zweiundzwanzigtausend Franken an Ashton verloren haben."

d'Alizières stand auf. „Sie werden morgen früh von mir hören," sagte er zu Brook.

„Das soll mich freuen," antwortete dieser.

Der Zwischenfall, der bald im ganzen Klub bekannt war, wurde einstimmig zu Gunsten des kleinen Brook besprochen. Niemand bezweifelte, daß d'Alizières übertrieben habe, als er von einem Verluste von sechzigtausend Franken gesprochen hatte, und jedermann tadelte seine Äußerung über Ashton.

„Ashton ist der angenehmste Spieler, den wir im Klub haben," sagte der Veteran, „der angenehmste, den man seit Lummen hier gesehen hat. d'Alizières ist in dieser wie in vielen anderen Beziehungen nicht würdig, ihm die Schuhriemen zu lösen. Aber selbst wenn es Ashton gefallen sollte, seinen Gewinn in Sicherheit zu bringen und nicht wieder aufs Spiel zu setzen, so hätte kein Mensch das Recht, sich darüber zu beklagen. Achten wir die vollständige Freiheit eines jeden Spielers, meine Herren, wenn wir wollen, daß unser Spiel ein erlaubter Zeitvertreib bleibe! — Ich hoffe nur, daß d'Alizières meinen kleinen Brook nicht übel zurichtet. Das sollte mir wirklich leid thun."

Brook und d'Alizières schlugen sich wenige Tage darauf. d'Alizières, der sich auf dem Terrain besser benahm, als man allgemein erwartet hatte, wurde leicht verwundet. Jacques von Luçay sekundirte Brook, und die beiden wurden bei dieser Gelegenheit die besten

Freunde. Auch verdankte Brook diesem Duell das große Wohlwollen, das Jacques' Schwester, Marie, ihm seit diesem Tage schenkte. Sie erfuhr nämlich, daß Brook sich gewissermaßen für Robert Ashton geschlagen habe, und das genügte ihr, um den Freund ihres Bruders auch zu ihrem besondern Freunde zu stempeln.

Neuntes Kapitel.

Massaloff bemerkte, sobald der Zug den Bahnhof von Paris verlassen hatte, daß Robert krank sei. Er war dadurch höchst unangenehm überrascht, aber er verlor die Fassung nicht. Er beschäftigte sich zunächst damit, seinem Freunde ein möglichst bequemes Lager zu bereiten, wobei ihm die Plaids und Decken, mit denen beide Reisenden reichlich versehen waren, gute Dienste leisteten. Dann zog er eine kleine Feldflasche aus der Reisetasche, die er mit in das Coupé genommen hatte, und nötigte Ashton, einige Tropfen vortrefflichen Cognac zu verschlucken. Ashton öffnete die Augen und blickte verstört um sich. Auf Massaloffs Anfrage, was ihm fehle, was er für ihn thun könne, antwortete er leise, so leise, daß Massaloff sein Ohr an des Sprechers Mund legen mußte, um ihn zu verstehen: er sei ermattet, der Kopf thue ihm weh, er wünsche zu ruhen, es fehle ihm sonst nichts. Bald darauf versank er in einen unruhigen Schlummer.

In Creil, wo der Zug einige Minuten anhielt, stieg Massaloff aus und sandte ein Telegramm ab, das er vorher im Wagen mit Bleistift aufgesetzt hatte. Es enthielt in sehr höflicher Form ein Gesuch an den Bahnhofs-Inspektor

in Tergnier, den besten Doktor der Stadt rechtzeitig nach dem Bahnhofe zu bestellen. — Der Arzt wartete auch bereits auf dem Bahnsteig, als der Zug in Tergnier anhielt, und begab sich sofort in den Wagen, aus dem Massaloff sich winkend hinausgebeugt hatte. Die Untersuchung des Zustandes des Leidenden konnte, bei der kurzen Zeit, die dem Doktor dazu gegeben war, nur eine sehr oberflächliche sein.

„Ihr Freund fiebert stark," sagte der Mann der Wissenschaft, nachdem er eine flüchtige Untersuchung des Kranken beendet hatte. „Es ist unmöglich, in diesem Augenblicke festzustellen, welche Krankheit sich schließlich aus dem jetzigen Zustande entwickeln wird. Nach den vorliegenden Symptomen bin ich geneigt, auf ein Nervenfieber zu schließen. Ich kann mich irren; der Fall kann weniger gefährlich sein, und ich will es wünschen. Augenblickliche Gefahr ist nicht vorhanden. Sollte sich meine Vermutung in Bezug auf die Krankheit bestätigen, so ist die Hauptsache, daß es Ihrem Freunde, während des weiteren Verlaufes des Fiebers, an guter Pflege nicht fehle. Es ist demnach anzuempfehlen, daß Sie noch unverzüglich einige Stunden weiter reisen, wenn Sie auf diese Weise einen Ort erreichen können, wo der Kranke gut aufgehoben sein wird."

„Glauben Sie, daß ich ihn ohne Gefahr bis nach Wiesbaden bringen kann?" fragte Massaloff.

„Wenn Ihr Freund ein Nervenfieber hat, so ist unter allen Umständen Gefahr vorhanden; aber ich glaube nicht, daß sie unter den gegebenen Verhältnissen durch die Reise bis Wiesbaden vergrößert werde."

Der Doktor traf darauf noch einige umsichtige Anordnungen betreffs der Behandlung des Kranken während der Nacht, übernahm es auch, nach Köln zu telegraphiren, damit dort eine zweite ärztliche Konsultation stattfinden könne, und war dann genötigt, da bereits zur Abfahrt geläutet war, Massaloff und seinen Freund ihrem weitern Schicksal zu überlassen.

Die Nacht ging besser hin, als Massaloff zu hoffen gewagt hatte. Der Zugführer und die Schaffner, die reichlich beschenkt worden waren, wetteiferten, um alles zu thun, was den Zustand des Kranken erleichtern konnte. Der Kölner Doktor bestätigte im Wesentlichen, was sein Kollege in Tergnier gesagt hatte; Massaloff setzte darauf die Reise fort und langte, ohne erheblichen Zwischenfall, mit seinem Gefährten rechtzeitig in Wiesbaden an. Er hatte vorher seiner Schwester ausführlich telegraphirt und fand, daß alle Vorbereitungen getroffen waren, um dem kranken Manne unverzüglich die beste Pflege, die in dem reichen Badeorte zu haben war, angedeihen zu lassen.

Die Fürstin Barbara W., die jüngere Schwester Massaloffs war eine Frau von siebenundzwanzig Jahren. Sie hatte sich in ihrem siebzehnten Jahre verheiratet und war seit vier Jahren Witwe. Die kurze, kinderlose Ehe war keine glückliche gewesen. Der Fürst hatte ursprünglich eine große Zuneigung zu seiner Frau gehabt, diese hatte ihn leidenschaftlich geliebt; trotzdem war der häusliche Frieden des jungen Paars häufig gestört worden. Die Fürstin war eine nervöse, aufgeregte Frau. Sie trieb alles bis zum äußersten. Sie sprach in Superlativen, und sie dachte und handelte wie sie sprach. Er-

fahrung besserte sie in dieser Beziehung nicht, da die fortwährende Aufregung, in der sie sich befand, ihr das Nachdenken unmöglich machte, und da sie unter allen Umständen dem ersten Eindrucke blindlings folgte. Sie liebte den Fürsten mit der ganzen Kraft ihrer Seele, sie verlangte, daß sie allein seine Gedanken beschäftige. Sie hatte den Mann, für den sie mit Freuden den Tod erlitten hätte, durch ihre grenzenlose Eifersucht so gequält und gemartert, daß er sich zuletzt, eingeschüchtert und ergrimmt, von ihr abgewandt hatte. Seine Krankheit, während der sie ihn mit vollständiger Selbstaufopferung gepflegt, hatte ihn wieder mit ihr versöhnt. Seinen Tod beweinte sie, wie selten der Tod eines Mannes beweint worden ist. — Sie hatte das größte Mitleiden mit allem Elend, ihre Wohlthätigkeit war verschwenderisch ohne einen Schatten von Affektation oder Eitelkeit. Sie gab blindlings mit beiden Händen. Der Gegenstand ihrer Barmherzigkeit wurde zeitweilig gewissermaßen der Gegenstand eines Kultus für sie, dem alles andere rücksichtslos geopfert werden mußte. Sie pflegte einmal einen elenden, kranken Hund, der ihr auf der Straße nachgelaufen war, und sie zwang den ganzen Hausstand, den Fürsten mit inbegriffen, auf den Fußspitzen zu gehen, um den Schlaf des armen Tieres nicht zu stören. Sie vergaß ihre besten alten Freunde über jede neue Bekanntschaft, die sie gefesselt hatte. Ihr Herz gab so viel auf einmal, daß es eben immer nur ein und demselben geben konnte. Sie war sehr empfindlich, und konnte die, die sie am meisten liebte, auf das schmerzlichste verletzen. Sie besaß eine eigentümliche, wilde Beredsamkeit, die einen kleinen Fehler

zu einem Verbrechen stempeln oder eine einfache, gute Handlung wie eine unerhörte Heldenthat bis in den Himmel erheben konnte. Ihr Scharfsinn, um die feinsten Schattirungen eines Wortes oder einer That zu entdecken oder zu erfinden, war außerordentlich. Sie hatte nie einen Freund bewahren können; aber viele, Männer sowohl wie Frauen, hatten sie, während kürzerer oder längerer Zeit, abgöttisch verehrt. Ihr Bruder war der einzige Mensch, den sie immer gleichmäßig schwesterlich geliebt hatte. Seine Gegenwart beruhigte sie. Er übte einen großen Einfluß auf sie aus und war im stande, sie zur Vernunft zu bringen, wenn sie, von der Leidenschaft fortgerissen, irgend eine thörichte Handlung begehen wollte. Er war zu Lebzeiten seines Schwagers häufig und mit Erfolg als Friedensstifter aufgetreten und hatte seine Schwester schließlich an das Krankenbett geführt, von dem sich der Fürst nicht wieder erhoben hatte.

„Du hast mir immer nur Gutes im Leben erwiesen, du treuester, bester Bruder," sagte Barbara damals, „aber das Größte, was du mir gethan hast, was ich dir nie vergessen werde, so lange noch ein Gedanke in meinem Hirne lebt, ist, daß du mir möglich gemacht hast, ein letztes Wort der Liebe und Versöhnung von den Lippen meines sterbenden Alexis fortküssen zu können."

Massaloff wies derartige überschwengliche Dankesäußerungen nicht selten kalt zurück und verletzte seine Schwester dadurch tief. Aber sie zeigte dies nie. Sie hatte zu seiner Liebe für sie und zu seiner geistigen und moralischen Ueberlegenheit festes, unerschütterliches Vertrauen und sie erduldete von ihm Behandlung, die ihr

von jedermann anders unerträglich gewesen wäre. Sie blickte zu ihm hinauf wie ein Kind zu einem strengen, aber guten und gerechten Vater. Massaloff liebte übrigens seine Schwester zärtlich, war sich der Macht, die er über sie ausübte, bewußt und vertraute ihr, auf ihre Liebe bauend, Sachen an, die für jeden andern als seine Schwester ein totes Geheimnis waren. Sie allein wußte ganz genau, weshalb Massaloff sich von seiner Frau getrennt hatte.

Die Fürstin stand am Bahnhofe, als der Zug mit Massaloff und Ashton in Wiesbaden anlangte. Sie ging ihrem Bruder schnellen, elastischen Schrittes entgegen und umarmte ihn. Ihr Gesicht war durch Unruhe und Aufregung leicht gerötet. Massaloff trat einen kleinen Schritt zurück und musterte sie wohlgefällig mit jener eigentümlichen Zärtlichkeit im Blicke, die Brüdern eigen ist, wenn sie auf die Schönheit einer Schwester stolz sind.

„Wie hübsch du aussiehst, meine kleine Barbara!" sagte er freundlich.

„Nun wie geht es deinem Freunde?" fragte die Fürstin ungeduldig. „Ich habe die Kalesche so für ihn einrichten lassen, daß er bequem darin liegen kann. Auch habe ich ein paar Wärter herbestellt, um ihn in den Wagen zu tragen.

„Nun so krank sind wir doch nicht, wie du zu wünschen scheinst," antwortete Massaloff lächelnd. „Ashton wird sich auf meinen Arm stützen und kann dann ganz gut bis an den Wagen gehen. — Welches Zimmer hast du für ihn eingerichtet?"

„Das Eckzimmer im zweiten Stock. Dort hört er

niemand über sich gehen und hat den ganzen Tag die Sonne. Aber nun komm' schnell und hole ihn."

Massalof entfernte sich und kehrte nach wenigen Minuten in Begleitung seines Freundes zurück. Die Fürstin reichte Ashton die Hand. Freude und Mitleid zugleich waren auf ihrem Gesichte zu lesen.

„Seien Sie mir herzlichst willkommen," sagte sie. „Es ist mir eine große Genugthuung, Sie endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Seit Jahren schreibt und spricht mein Bruder fortwährend von Ihnen, und seit langer Zeit wünschte ich, Sie kennen zu lernen." Sie bediente sich der französischen Sprache und sie sprach ganz außergewöhnlich schnell, mit dem nicht unangenehmen, aber sehr leicht zu erkennenden, singenden Accent, der vielen Russen eigen ist.

Ashton hatte seine große Gestalt emporgerichtet und bemühte sich, seinen leidenden Zustand zu verbergen. Aber das Lächeln, das sich über seine ermatteten Züge verbreitete, hatte etwas ungemein Wehmütiges. Er gewann damit bereits die Sympathie der Fürstin, noch ehe er ein Wort gesprochen hatte.

„Ich danke Ihnen für die freundliche Aufnahme," sagte er mit leiser Stimme. „Es thut mir nur leid, daß ich Ihnen in meiner Person einen unliebenswürdigen Gast ins Haus bringe. Ich fühle mich etwas angegriffen und fürchte, daß ich ein trauriger Gesellschafter sein werde."

„Seien Sie sicher, lieber Ashton, daß Sie deshalb nicht weniger willkommen sind," unterbrach ihn Massaloff „Sie konnten der Fürstin kaum einen größern Gefallen thun, als ihr Gelegenheit bieten, die Funktionen einer

barmherzigen Schwester auszuüben. Als gesunder, starker Mensch hätte ich Ihnen nur eine freundliche und höfliche Aufnahme in Wiesbaden zusichern können; als Patient werden Sie nun mit großer Kunst verzogen werden. Also geniren Sie sich nicht: seien Sie recht schwer zufrieden zu stellen, je mehr Sie meine Schwester quälen, je höher werden Sie in ihrer Gunst steigen."

Robert antwortete mit demselben wehmütigen, erzwungenen Lächeln, mit dem er die Fürstin begrüßt hatte, und stieg schwerfällig in die Kalesche, deren Thür von einem Diener zugeschlagen wurde, und die sich gleich darauf entfernte. Massaloff und die Fürstin folgten in einem Coupé, das für sie bereit gehalten war.

„Dein armer Freund!" sagte die Fürstin zu ihrem Bruder, als die beiden der Villa Sophia zurollten. „Er sieht wirklich gar zu elend aus. Ich fürchtete jeden Augenblick, daß er zusammenbrechen würde, als er vor mir stand."

„Ashton dachte gar nicht daran, liebe Barbara. Um einen solchen Mann niederzuschlagen, dazu gehört mehr als ein zwölfstündiges Fieber. Aber das verhindert nicht, daß er guter Pflege bedarf. Daran wird es ihm nicht fehlen, da er nun unter deiner Hut ist. — Was hast du bereits angeordnet?"

„Der Doktor wird in einer halben Stunde kommen," antwortete die Fürstin. „Bis dahin kann dein Freund sich erwärmt, umgezogen und etwas erholt haben. Das schien mir besser, als ihm den Arzt gleich zuzuschicken. Habe ich recht gethan?"

„Ja wohl! Du vergißt nie etwas, wenn es sich darum

handelt, jemand gründlich zu verziehen. Du bist die beste, aufmerksamste Krankenpflegerin, die ich gesehen oder von der ich gehört habe. Du bist eine gute Frau, meine kleine Barbara."

„Es macht mir Vergnügen — sonst würde ich es nicht thun."

„Nun wohl, dann bist du eine große Egoistin, denn du bekümmerst dich mit außerordentlichem Eifer um dein Vergnügen. — Egoisten sind wir am Ende alle, ob wir gut oder schlecht handeln. Gute Menschen verdienen deshalb auch weniger Lob, als man geneigt ist, ihnen zu Teil werden zu lassen; und nach demselben Grundsatz sollte man schlechte Menschen mit größerer Nachsicht beurteilen und behandeln, als es gewöhnlich geschieht."

„Das scheint mir eine gefährliche Theorie."

„Sie ist so alt wie die Welt. Ein jeder thut freiwillig eben nur das, was ihm Vergnügen macht, oder wovon er sich Vergnügen verspricht."

„Nun dann kann ich nur sagen: es ist mir lieb, daß es dir Vergnügen macht, der beste Bruder von der Welt zu sein, und daß du dir meine unphilosophische Dankbarkeit für deine Liebe gefallen läßt. — Aber hier sind wir zu Hause angelangt und nun wollen wir für deinen Freund sorgen."

Zehntes Kapitel.

Sir Henry hatte am Morgen nach der Abreise seines Bruders nach Wiesbaden telegraphirt und sich nach dessen Gesundheitszustand erkundigt. Massaloffs Antwort hatte ihn keineswegs beruhigt. Sie lautete: „Ihr Bruder ist etwas angegriffen hier angekommen. Sein Zustand flößt augenblicklich keine Besorgnis ein. Ich werde Sie telegraphisch von dem Fortgang der Krankheit unterrichtet halten. Brief folgt. Massaloff."

Jedes Wort dieser Depesche wurde im Familienkreise abgewogen: „Der Zustand flößt augenblicklich keine Besorgnis ein." Das war schlimm! Es bedeutete jedenfalls, daß eine gefährliche Krankheit drohte. Aber welche Krankheit? — Es war unrecht von Massaloff, nicht ausführlicher telegraphirt zu haben. — Sir Henry fühlte sich veranlaßt, eine zweite Depesche abzusenden, um sich weitere Auskunft zu erbitten. Die Antwort, die spät in der Nacht ankam, vermehrte nur die Sorge: „Der Arzt kann noch kein bestimmtes Urtheil abgeben. Er fürchtet ein Nervenfieber." — Nun wollte Sir Henry sofort abreisen. Lady Ashton überredete ihn endlich, die Ankunft des von Massaloff angezeigten Briefes abzuwarten. Das

sehnlichst erwartete Schriftstück traf rechtzeitig ein. Massaloff sprach sich darin in erschöpfender Länge über Roberts Gesundheitszustand aus nnd schloß seinen Brief mit folgenden Worten: „Sie können sicher sein, daß Ihr Bruder im Hause meiner Schwester, der Fürstin Barbara W., die beste Pflege haben wird. Außerdem kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung sagen, daß wir hier ganz vorzügliche Doktoren haben, und daß die ärztliche Behandlung des Kranken nichts zu wünschen übrig lassen soll. Ich werde Ihnen täglich und, wenn es nötig erscheint, stündlich telegraphiren. Seien Sie überzeugt, daß ich nicht die Verantwortlichkeit übernehmen werde, Ihnen die Wahrheit, so beunruhigend sie auch werden möge, zn verschweigen. Sie können — ich verbürge es Ihnen — in Paris bleiben, bis ich Ihnen schreibe: Kommen Sie. — In diesem Falle, aber nur in diesem Falle, möchte ich Sie bitten, sofort abzureisen. Augenblicklich hält der Arzt es für das Beste, dem Kranken jede Aufregung zu ersparen. Auf seinen Rat hin erlaube ich mir, Ihnen anzuempfehlen, vorläufig nicht hieher zu kommen."

Massaloff hielt sein Versprechen. Täglich langten Depeschen aus Wiesbaden in der Avenue Josephine an. Sie stellten den normalen Fortgang einer gefährlichen Krankheit, eines Nervenfiebers fest. Am fünfzehnten Tage gegen vier Uhr nachmittags, als Sir Henry mit seiner Frau und Schwägerin im kleinen Salon saß, wurde eine neue Depesche gebracht. Sir Henry öffnete sie und erbleichte.

„Um Gottes willen," rief Isabella, „er ist tot!"

Sie raffte das Blatt auf, das Sir Henrys Händen entfallen war. — „Der Zustand Ihres Bruders ist plötzlich

bedenklich geworden. Ich möchte Sie bitten, zu kommen." — Es wurde ihr schwarz vor den Augen. Als sie nach wenigen Minuten wieder zu sich kam, stand Charlotte vor ihr und badete ihr die Stirn mit kaltem Wasser. Sir Henry hatte das Zimmer verlassen. Lady Ashton war beinahe ebenso bleich wie ihre Schwester, die einer Marmorstatue glich; aber die kleine, zarte Frau hatte sich seit einigen Tagen zur Pflicht gemacht, ihren Mann und ihre Schwester in dem Unglück zu trösten, das ihnen bevorstand, und um diese Pflicht zu erfüllen, durfte sie keine Schwäche zeigen. Sie drückte Isabellas Kopf sanft an ihre Brust und streichelte ihr die kalten Wangen und sagte ihr liebkosende, zärtliche Worte, wie sie das Mutterherz für ein leidendes Kind erfindet. Isabella weinte leise und bitterlich.

„Dort stand er, als er mir zum letzten Male Lebewohl sagte," brachte sie hervor. „Dort, an jenem Platze, und ich stand hier, wo ich jetzt sitze. Ich sah es wohl, wie unglücklich und elend er war; aber mein Stolz machte mich grausam. O, daß ich ihn noch einmal wiedersehen könnte! — Aber nun ist es zu spät. Er ist tot! Und er ist im Zorn von mir geschieden." Thränen erstickten ihre Stimme.

„Er ist noch nicht tot. Beruhige dich: er wird nicht sterben," tröstete Charlotte. „Heinrich reist heute Abend ab. Du sollst sehen, wir werden morgen schon bessere Nachricht haben. Komm, setze deinen Hut auf, wir wollen selbst auf das Telegraphenamt gehen und eine Depesche an Herrn Massaloff absenden, damit er bis zur Ankunft von Heinrich fortfährt, uns Nachricht von Robert zu geben."

Damit war Isabella einverstanden. Die kleine Promenade bis zu den Champs Elysées that ihr, wie Lady Ashton es erwartet hatte, wohl, und sie kehrte einigermaßen beruhigt nach Hause zurück. Dort ließ Lady Ashton sie allein, um alle Vorkehrungen zu Sir Henrys Abreise zu treffen.

Isabella saß, in schmerzlichen Gedanken versunken, in dem kleinen Salon. Es war dunkel geworden, und das Zimmer war nur durch das Kaminfeuer erleuchtet. Da wurde die Thür des Zimmers leise geöffnet, und eine jugendliche, schlanke Gestalt trat schüchtern herein.

„Bist du es, Isabella?“ fragte eine sanfte, freundliche Stimme, die Stimme von Marie von Luçay.

„Ja, ich bin es, liebe Marie,“ antwortete Isabella aufstehend und der Cousine entgegengehend. „Komm' hieher. Setze dich an den Kamin. Es ist kalt draußen. Bist du allein? Was führt dich zu uns?“

„Elise hat mich begleitet. Ich konnte es zu Hause nicht mehr aushalten. Wie geht es Herrn Robert Ashton? Dein Schwager war eben bei uns. Er fragte nach Jacques. Weder Jacques noch Mama waren zu Hause. Ich empfing ihn, und er sagte mir, er müsse sofort nach Wiesbaden abreisen, sein Bruder läge im Sterben. Ach, Isabella, das ist schrecklich! Weißt du etwas Näheres? Heinrich ging gleich wieder fort, und er war so verstört, daß ich es nicht gewagt habe, viele Fragen an ihn zu richten.“

Wenn das Zimmer heller gewesen wäre, so würde Marie gesehen haben, daß das Gesicht ihrer Cousine noch verstörter aussah, als das Sir Henrys.

„Ich weiß auch nichts Näheres, liebes Kind," antwortete Isabella. Sie erzählte ihrer Cousine jedoch, daß Herr Massaloff geschrieben habe, er werde Roberts Bruder im Falle wirklicher Gefahr nach Wiesbaden rufen, und daß nun ein Telegramm angekommen sei, das Sir Henrys sofortige Abreise anempfehle.

Marie hatte sich auf einen niedrigen Stuhl neben Isabella gesetzt und ihren Kopf vertraulich auf deren Kniee gelegt. Die beiden jungen Mädchen saßen lange Zeit stumm in dem stillen, halbdunklen Zimmer. Beide hingen denselben Gedanken nach und beide wußten, daß sie dasselbe dachten. „Der arme, gute Herr Robert," sagte Marie endlich halblaut; „fürchtest du auch, daß er sterben wird?"

„Du hast ihn wohl sehr lieb?" fragte Isabella dagegen.

„Er war immer freundlich mit mir und er sah immer so traurig aus. Ich habe nie begreifen können, weshalb man ihn den ‚wilden Ashton' nannte. Ich habe ihn nie anders als ernst gesehen. Ich bildete mir ein, er müsse einen geheimen Kummer haben. Er sprach nur selten mit mir: ich war in seinen Augen ein Kind. Eines Tages fragte ich ihn, ob er krank sei. Er sah so angegriffen aus. Er antwortete: ‚Nein, mein gutes Kind, ich bin nur etwas müde.' Er sagte das ganz einfach und natürlich; aber es war so traurig, daß ich es gar nicht beschreiben kann. Ich hätte darüber weinen mögen. Er nannte mich ‚Kind'. Ich weiß nicht, weshalb mich alle meine Freunde und Verwandte so nennen. Ich bin siebzehn Jahre alt und bin kein Kind mehr. Aber ich nahm ihm das nicht übel. Er hat mich ja seit langen

Jahren gekannt. Und doch hätte ich ihm gern gesagt, daß ich kein Kind mehr bin. Ich wagte es nicht; er würde mich auch kaum verstanden haben. Er sah zerstreut aus und hatte mir nur aus Gutmütigkeit geantwortet. Ihn kümmerte es nicht, was ich von ihm dachte und daß ich überhaupt an ihn dachte. Jedermann hatte Herrn Ashton lieb. Er war Jacques' bester Freund. Ach, Isabella, ich habe ihn immer recht gern gehabt ... und du auch?"

Isabella antwortete nicht. Sie hatte zerstreut zugehört, wie man einer alten Melodie lauscht, die die Erinnerung an ferne schöne Tage wieder heraufbeschwört. Sie beugte sich zu ihrer Cousine herunter und küßte ihr die reine, weiße Stirn, und Marie sah im rötlichen Scheine des Kaminfeuers, daß Isabella weinte. Darauf blieben die beiden noch lange Zeit, ohne zu sprechen, still neben einander sitzen.

Endlich wurde Licht gebracht, und bald darauf erschien Lady Ashton und Sir Henry im kleinen Salon. Sir Henry war im Reiseanzuge. Er bemerkte Marie kaum, die ein täglicher Gast im Hause war, und fuhr fort, sich mit den Vorbereitungen zu seiner nahe bevorstehenden Abreise zu beschäftigen. — Isabella war an das Fenster getreten und blickte auf die Straße. Eine Droschke hielt vor dem Hause. Sir Henrys Diener trug einen Koffer hinaus und stellte ihn auf den Bock neben dem Kutscher. Isabella dachte an den Tag, an dem sie Robert zum letzten Male in England gesehen hatte. Damals begleitete Sir Henry seinen Bruder bis zur Eisenbahn. Und jetzt folgte er ihm nach Wiesbaden, wo er auf dem Sterbebette lag. Sie hatte Robert damals aus England ver-

trieben; sie war Schuld daran, daß er nun Paris plötzlich verlassen hatte. Marie, das gute, einfache Mädchen, hatte bemerkt, daß Robert an einem geheimen Kummer leide. Und Isabella wußte, daß er um sie getrauert hatte Sie hatte ihn unglücklich und krank gemacht. Ihre Sinne verwirrten sich. Sie hatte wissentlich nie etwas Unrechtes gethan, und doch klagte sie sich nun an, Unglück angerichtet zu haben.

Sir Henry weckte sie aus ihren Gedanken. Er rief sie beim Namen, um von ihr Abschied zu nehmen. Sie schrak zusammen. Sir Henrys Stimme hatte denselben Klang, wie die seines Bruders. ‚Lebewohl, Isabella,‘ sagte er. Das waren auch Roberts letzte Worte gewesen.

Es giebt Stunden, wo drückende Sorge den Menschen wie mit einem dunklen, kalten, schweren Mantel umhüllt, wo nagende Unruhe das Herz dermaßen peinigt, daß es die schmerzlichste Gewißheit wie eine Erlösung von unerträglicher Angst herbeiwünscht. — In einer solchen Stunde des Grams saß Isabella an jenem Abend, lange nachdem Marie gegangen und Charlotte sich zur Ruhe begeben hatte, angekleidet auf ihrem Bette und starrte in die Asche des erloschenen Kaminfeuers.

Elftes Kapitel.

Die lange Reise von Paris nach Köln während der kalten Februarnacht war für Sir Henry sehr ermüdend. Er konnte nicht schlafen, und seine Gedanken waren mit seinem kranken Bruder, den er sterbend glaubte, beschäftigt. Er klammerte sich an die Hoffnung an, daß Robert, dessen Gesundheit ihm bis vor wenigen Tagen niemals die geringste Besorgnis eingeflößt hatte, auch die schwerste Krankheit überwinden und bald wieder davon genesen werde. Aber dann kam ihm plötzlich wie ein stechender Schmerz der Gedanke, daß er vielleicht schon zu spät ankommen, daß er den geliebten Brnder nur noch als Leiche wiedersehen werde. Er erinnerte sich jetzt, daß Robert bereits einige Tage vor seiner Abreise nach Wiesbaden angegriffen ausgesehen und mehrere Male über Kopfschmerzen geklagt hatte. Es fiel ihm wieder ein, daß sein Bruder während der letzten, langen Unterredung, die er mit ihm gehabt hatte, niedergeschlagen und einsilbig gewesen war. Sir Henry hatte den leidenden Zustand seines Bruders damals auf Rechnung einer am Spieltisch durchwachten Nacht gesetzt. Nun glaubte er sicher zu sein, daß die Krankheit, die jetzt so ernste Besorgnisse ein=

flößte, seit langer Zeit im Anzuge gewesen war. In seiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit warf Sir Henry sich vor, dies übersehen und vernachlässigt zu haben. „Damals hätte man dem Übel vielleicht noch vorbeugen können," sagte er sich. „Wenn ich mich rechtzeitig über Roberts Gesundheitszustand beunruhigt hätte, so würde ich es über ihn vermocht haben, sich einige Tage ganz ruhig zu verhalten. Die aufregende Nacht am Spieltische, die ihm den letzten Stoß gegeben hat, wäre vermieden worden".

Von Köln aus telegraphirte Sir Henry an Massaloff, um ihm seine Ankunft anzuzeigen, und als er in Wiesbaden anlangte, fand er den Freund seines Bruders am Bahnhofe.

„Ich kann Ihnen bessere Nachrichten geben," waren Massaloffs erste Worte.

„Gott sei gedankt," antwortete Sir Henry inbrünstig. Große, stille Thränen traten ihm in die Augen. Massaloff sah ihn gerührt an und wandte dann den Kopf ab.

Massaloff war von Natur gutmütig bis zur Weichheit, und bis zur Leidenschaftlichkeit erregbar. Er verbarg dies unter einer Maske kalter Gleichgültigkeit, die er seit langen Jahren angelegt hatte, und zwar aus Abneigung gegen eine krankhafte, falsche Sentimentalität, die damals Mode wurde und die sich in einem ebenso grund= wie zwecklosen Weltschmerze äußerte. Das kindisch Schwächliche dieser geistigen Richtung mißfiel Massaloff in hohem Grade. Er verachtete die traurigen Helden, die ihren Stolz darein setzten, rätselhaft und verkannt zu sein. Er durchschaute ihre grenzenlose Eitelkeit und Schwäche, und aus Furcht, ihnen auch nur entfernt ähnlich zu werden, verbarg er

seine wahren Empfindungen, während jene sich Mühe gaben, große und schöne Gefühle, die sie nicht besaßen, zur Schau zu tragen. Er hatte sich auf diese Weise den Ruf eines verschlossenen, kalten Menschen erworben.

Im Grunde, ganz im tiefsten Grunde seines Seins, verändert sich der Mensch nur wenig. Niemand jedoch spielt ungestraft jahrelang eine bestimmte Rolle, in der er sich gefällt. Fast scheint es, als ob man natürliche Eigentümlichkeiten leichter und häufiger aufgebe, als Gewohnheiten, die man sich ursprünglich angeheuchelt hatte. Massaloff galt nicht nur in der Gesellschaft für kalt und verschlossen, er war es gewissermaßen auch geworden. Dazu kam, daß das nahende Alter und bittere Erfahrungen eine aufrichtige Gleichgültigkeit für die alltäglichen Freuden und Leiden des Lebens bei ihm erzeugt hatten. Es wurde ihm nun leicht, ruhig und kalt zu erscheinen, da ihn nur weniges wirklich bewegte. Aber alles dies verhinderte nicht, daß er im tiefsten Grunde seiner Natur weich und erregbar geblieben war. Er wußte es, er schämte sich dessen beinahe, und doch verdankte er diesem Umstande die besten Freuden seines freudearmen Lebens. Als er das inbrünstige „Gott sei gedankt!“ aus Sir Henrys Munde hörte, da fühlte er eine köstliche Wärme in seinem Herzen, und eine große, wehmütige Freude kam über ihn.

Massaloff teilte Sir Henry mit, daß ein Zimmer im Hause seiner Schwester für ihn in Bereitschaft gesetzt sei, und dieser nahm die ihm angebotene Gastfreundschaft gern und dankbar an. Auf dem Wege bis zur Villa Sophia erfuhr er von seinem Begleiter, daß die vorletzte Nacht eine sehr schlechte für Robert gewesen sei, so daß Massa-

loff es für seine Pflicht gehalten habe, das bewußte Telegramm nach Paris abzusenden. Am Abend jedoch hatte das Fieber etwas nachgelassen, die Nacht war verhältnismäßig gut verlaufen, und seit dem Morgen waren die beunruhigendsten Symptome verschwunden. Die Gefahr war jedoch noch nicht ganz beseitigt, sie war sogar noch groß; aber der Fall war nicht mehr hoffnungslos, wie er gestern erschienen.

Sir Henry hörte diesen Auseinandersetzungen mit sorgenvoller Miene zu. Nach den ersten Worten, mit denen Massaloff ihn begrüßt, hatte er eigentlich Besseres erwartet, und er mußte nun wieder einen Dämpfer auf die zunächst empfundene Freude setzen. Er erkundigte sich, ob er Robert gleich sehen könnte, und Massaloff bejahte dies. Der Arzt, der vorher um Rat gefragt worden war, hatte gesagt, daß die Sache ganz unbedenklich sei. Zur größern Vorsicht hatte man übrigens dem Kranken in Gegenwart des Doktors mitgeteilt, daß sein Bruder im Laufe des Nachmittags ankommen werde. Er hatte die Nachricht mit beinahe vollständiger Gleichgültigkeit aufgenommen.

Menschen, die schwer erkrankt darnieder liegen, besitzen häufig gar nicht mehr die nötige Spannkraft, um noch sehr erregt zu werden. Gleichgültigkeit ist ebensowohl das Ergebnis großer Stärke, wie vollständiger Abgespanntheit. Darum ist auch das Sterben im allgemeinen eine leichtere Sache, als gesunde Menschen es annehmen. Der Tod hat für den Sterbenden gewöhnlich seinen Schrecken verloren. Todesangst auf dem Sterbebette ist etwas Seltenes. Der Mensch steht ganz anders am Rande des

Grabes, als inmitten eines gesunden Lebens. Der junge, starke Mann, an den der Tod plötzlich herantritt, verliert mit dem Leben unendlich viel, und Todesfurcht ist in diesem Falle etwas Natürliches. Der kranke Mensch dagegen hat, nach langem Siechtum, bereits das meiste eingebüßt, was das Leben wertvoll machte, und kann dem wenigen, das ihm noch geblieben ist, ohne schweren Kampf entsagen. Ein natürlicher Tod ist beinahe immer ein leichter. Deshalb sagt man auch von Greisen, wenn sie die müden Glieder endlich zur ewigen Ruhe ausgestreckt haben, der Tod habe sie „erlöst“.

Robert lag mit bleichem, abgemagertem Gesichte auf dem Bette, als sein Bruder in das helle, große Krankenzimmer trat. Er ruhte auf dem Rücken: gerade, unbeweglich, wie eine Leiche. Das Kopfkissen und die Decken waren so glatt und weiß, als hätte er sich gar nicht mehr gerührt, seitdem das Bett zum letzten Male für ihn gemacht worden war. Die schwachen Hände lagen hilflos, still über dem Betttuche, die tiefliegenden Augen, die unnatürlich groß erschienen, waren weit geöffnet, der Blick unverwandt auf ein kleines Bild gerichtet, das dem Bette gegenüber an der Wand aufgehängt war. Der Gegenstand, den dieses Bild darstellte, war für den Kranken ohne Bedeutung; aber sein Auge hatte dort einen bequemen Ruhepunkt gefunden. — Die Fürstin Barbara, der Sir Henry bereits vorgestellt war, und die ihn einfach und herzlich, gleichsam wie einen Angehörigen begrüßt hatte, stand neben dem Bette. Als die Thür des Krankenzimmers leise geöffnet wurde und Sir Henry und Massaloff auf den Fußspitzen in das stille Gemach traten,

wandte Robert den müden Blick langsam den Eintretenden entgegen und erkannte seinen Bruder sogleich. Ein schwaches Lächeln flog über seine Züge, die gleich darauf wieder kalt und starr wurden.

„Guten Tag, lieber Robert!“ sagte Henry leise. Die Fürstin hatte sich einige Schritte entfernt, und Sir Henry nahm Platz auf einem Stuhle, der neben dem Bette stand. Robert antwortete auf den Gruß seines Bruders durch ein langsames Senken und Heben der Augenlider. Nach einer kurzen Pause fragte er mit sichtlicher Anstrengung: „Ist alles wohl bei dir zu Hause?“ Sir Henry bejahte dies und machte sodann einige gleichgültige Bemerkungen über das Wetter. Er wußte in der That nicht, wovon er sprechen sollte, und verstummte bald wieder. Das Aussehen seines Bruders, auf das er nicht vorbereitet war, obgleich er ihn sterbend gewähnt, hatte ihn auf das schmerzlichste überrascht.

Robert lag lange still. Aber es regte sich in seinem großen, dankbaren Herzen. Seine schwache Rechte suchte und fand die Hand des Bruders. Er drückte sie und sagte ganz leise dazu: „Du gute, treue Seele.“

Sir Henry bog sich zurück, so daß Robert sein Gesicht nicht mehr sehen konnte, Massaloff verließ das Zimmer, die Fürstin trat an das Fenster und blickte einige Minuten auf den Garten, der sich vor dem Hause ausbreitete; dann folgte sie ihrem Bruder und ließ Robert und Sir Henry allein. Diese saßen noch lange Zeit, Hand in Hand, ohne viel zu sprechen, bis es im stillen Zimmer allmählich dunkel wurde und Massaloff wieder eintrat, um Sir Henry daran zu erinnern, daß es für den Kranken wohl am

besten sein dürfte, wenn man ihn allein vollständiger Ruhe überließe.

Lady Ashton und Isabella, sowie Marie und Jacques wurden von den Vorgängen in der Villa Sophia regelmäßig und auf das genaueste unterrichtet. Sir Henry schrieb und telegraphirte seiner Frau täglich, und seine Briefe, die von nichts anderem als von Robert und seiner Umgebung sprachen, machten immer in kurzer Zeit die Runde zwischen den ebengenannten vier Personen. Die ersten Nachrichten erregten bei allen reine und ungetrübte Befriedigung. Sie meldeten ein langsames, beständiges Zurückweichen der Krankheit. Einer dieser Briefe besonders hatte Isabellas Herz mit Freude und Dankbarkeit erfüllt. Sir Henry erzählte darin eine Unterhaltung, die er mit Roberts Doktor gehabt hatte. Er hatte sich bei diesem nach der möglichen Ursache der Krankheit seines Bruders erkundigt. Der Arzt hatte die Annahme, daß Robert in Folge körperlicher Ermüdung oder großer geistiger Aufregung plötzlich krank geworden sei, zurückgewiesen. Er hatte geäußert, daß eine schlaflose Nacht, eine durch hohes Spiel erzeugte Aufregung, wie überhaupt ein großer Kummer oder eine große Freude den Ausbruch der Krankheit möglicherweise beschleunigt haben könnte, daß aber der eigentliche Grund des Übels in einem andern, jetzt kaum zu ermittelnden Umstande zu suchen sei. „Man bekommt weder aus Kummer noch aus Freude ein Nervenfieber,“ hatte der Arzt gesagt, „und ich glaube mit vollständiger Sicherheit behaupten zu dürfen, daß Ihr Herr Bruder bereits mehrere Tage vor seiner Abreise von Paris den Keim der Krankheit, die ihn hier auf das Lager warf, in sich trug.“

Als Isabella dies las, atmete sie tief auf. Es war ihr, als würde eine schwere Last von ihrem Herzen genommen. Sie war es also, Gott sei Dank, nicht, die Roberts Krankheit verursacht hatte.

In einem andern Briefe hatte Sir Henry erzählt, wie er Robert bei seiner Ankunft in Wiesbaden gefunden habe. — „Ich kann Dir gar nicht sagen," schrieb er an Lady Ashton, „wie mir zu Mute war, als ich Robert auf dem Krankenbett erblickte. Ich hatte mich während der Reise auf das Schlimmste vorbereitet; aber an Roberts äußere Gestalt hatte ich nicht gedacht. Die Frage, ob ich ihn tot oder lebend antreffen würde, hatte meine Gedanken allein beschäftigt. Den lebenden Robert konnte ich mir nur vorstellen, wie ich ihn immer gekannt hatte, wie Du in diesem Augenblicke noch an ihn denken wirst. Als ich ihn nun so elend und hilflos sah, da überfiel mich ein plötzlicher Schrecken. Ich bemühte mich, es zu verbergen; aber es gelang mir nicht. Robert bemerkte meinen Zustand. Er ist ein Mann, der, so lange ich ihn kenne, niemals Trost oder Mitleid erwartete oder gesucht hat, der jede Sorge, die ihn drückte, stets allein tragen wollte. Er verlangt von niemand Mitleid, wenn er traurig ist; aber er schenkt es jedem, den er betrübt oder bedrängt sieht. Krank und schwach, wie er war, machte er eine Anstrengung, um mich, den Gesunden und Starken zu trösten. Ich war darüber tief gerührt, und ich bin sicher, Massaloff und seine Schwester waren es ebenfalls. — Robert ist ein edler, guter Mensch, und ich klage mich an, seitdem ich hier bin, ihn hart beurteilt und es ihm gezeigt zu haben. Wenn ich jetzt über seine Vergangen-

heit nachdenke, so frage ich mich, was ich ihm eigentlich vorwerfen durfte. Er hat ein etwas unregelmäßiges Leben geführt, er hat für seine Verhältnisse zu viel Geld ausgegeben; aber bis jetzt hat er allein darunter gelitten, und ich bin sicher, daß er niemals gestatten würde, daß ich darunter leide. Ich habe in ihm bei jeder Gelegenheit einen treuen, guten Freund gefunden. Ich erinnere mich nicht, daß er mir je eine Bitte abgeschlagen habe. Ich weiß, daß ihn ein großer Kummer drückte, aber er hat sich darüber niemals bei mir beklagt, und ich habe niemals Gelegenheit gehabt, ihm ein Wort der Ermutigung oder des Trostes zu sagen. Er dagegen war um mich besorgt, sobald er nur einen Schatten auf meiner Stirn erblickte, und ruhte nicht, bis ich ihm anvertraut hatte, was eine augenblickliche Verstimmung bei mir hervorgerufen haben mochte. Und in solchen Fällen war er dann immer bereit, mir das, was mich drückte, abzunehmen. Er ist geradezu das Gegenteil eines Egoisten. Es gibt keinen edlern Menschen als ihn."

Es war gut, daß diese Briefe nicht von Frau von Luçay, oder von Leuten wie d'Allizières, sondern nur von Lady Ashton und Isabella, von Marie und Jacques gelesen wurden. Diese, mit Ausnahme von Jacques allein, der jedoch seine Gedanken für sich behielt, waren mit allem, was Sir Henry Lobendes von seinem Bruder sagte, vollständig einverstanden. — Es macht das Leben erträglicher, zu wissen, daß es so viele gute Menschen auf der Welt giebt.

Die späteren Briefe von Sir Henry enthielten beinahe ebensoviel Nachrichten von Massaloff und seiner Schwester, der Fürstin Barbara, wie von Robert. Diese Briefe und

besonders alles, was auf die Fürstin Barbara Bezug hatte, wurde von Isabella mit Empfindungen gelesen, über die sie sich selbst lange Zeit unklar war. Sir Henry sprach mit großer Dankbarkeit von Roberts russischen Freunden; der Fürstin erwähnte er häufig in Ausdrücken warmer Bewunderung. Da er für einen sehr ruhigen, besonnenen Mann galt, und man in der Avenue Josephine weder an seinem Urteile noch an seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln gewöhnt war, so bildete sich dort eine sehr hohe Meinung von den Verdiensten der Fürstin. Sir Henry pries ihre große Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihre Sanftmut, ihre Herzensgüte und vor allem ihre unermüdliche Sorge für Robert. „Wenn sie meine eigene Schwester wäre," schrieb er, „so hätte sie Robert unmöglich besser pflegen können, als sie es gethan hat. Ihrer nimmermüden Aufmerksamkeit habe ich es, nächst Gott, zu danken, wenn mir mein Bruder erhalten worden ist."

Lady Ashton, für die es eine angenehme Beschäftigung war, jemand loben zu können, sprach häufig mit Isabella von der Fürstin Barbara. Isabella gab sich Mühe, die Begeisterung ihrer Schwester und ihres Schwagers für die neue russische Freundin zu teilen; aber es gelang ihr nicht. Sie bemerkte im Gegenteil, daß ein Gefühl der Feindschaft gegen die Fürstin in ihrem Herzen Wurzel geschlagen hatte und täglich um sich griff. Sie schämte sich dieses Gefühles, sie wagte sich selbst kaum zu bekennen, daß es da sei, und um keinen Preis hätte sie davon mit ihrer Schwester oder mit irgend einer andern Person gesprochen; aber sie wußte, daß ihr die Fürstin unangenehm

war, und es machte sie ungeduldig, obgleich sie es sorgfältig verbarg, wenn sie dieselbe in Sir Henrys Briefen und in Lady Ashtons Reden preisen hörte.

Lady Ashton hatte mit weiblicher Neugierde eine lange Reihe von Fragen über die Fürstin Barbara an Sir Henry gerichtet.

„Du sagst,“ so schrieb sie ihm, „die Fürstin sei schön und gut. Aber das genügt mir nicht. Ich wünsche viel mehr von Roberts Pflegerin zu wissen. Ihr Männer seid wirklich schlechte Briefschreiber, selbst die besten von euch. Wenn Isabella, oder Marie, oder Tante Sophie in Wiesbaden wären, so würde ich schon längst wissen, welche Vorstellung ich mir von der Fürstin zu machen habe. Du wiederholst jeden Tag, sie sei schön und gut; aber ich weiß noch immer nicht, wie alt sie ist, ob groß oder klein, brünett oder blond, ob sie sich gut anzieht, ob sie singt, spielt u. s. w. Ich mache es Dir zur Pflicht, mir in deinem nächsten Briefe über alles dies und alles andere, die Fürstin betreffend, und was Dir einfallen mag, die vollständigste Auskunft zu geben.“

Sir Henry war in glücklicher Gemütsverfassung als er diesen Brief von seiner Frau erhielt. Der Arzt hatte ihm wenige Stunden vorher gesagt, daß Robert nun außer Gefahr sei und daß Sir Henry, unbesorgt um die Gesundheit seines Bruders, nach Paris zurückkehren könne. Sir Henry war bereits nahe an drei Wochen von seiner Familie abwesend. Er wußte, daß es Lady Ashton großes Vergnügen machen würde, das Ende des Karnevals in Rom zuzubringen, und er konnte ihr nun schreiben, sie solle sich reisefertig machen, er würde binnen wenigen Tagen

in Paris eintreffen, und man könne sich sodann, ohne weitern Zeitverlust, auf den Weg nach Rom machen. Über die Fürstin Barbara äußerte sich Sir Henry wie folgt: „Einliegend schicke ich Dir eine Photographie der Fürstin, die sie mir für Dich gegeben hat. Ich habe ihr dagegen Dein Bild geschenkt. Die Photographie ist sehr ähnlich, aber giebt doch nur eine unvollkommene Idee von der Schönheit des Originals. Denn das Eigentümliche im Gesicht der Fürstin ist der unruhige, ängstliche Blick der schönen, braunen Augen. Die Haare, die auf der Photographie schwarz erscheinen, sind hellbraun, beinahe von derselben Farbe wie die Augen. Die Fürstin ist so groß wie Du, also klein, obgleich Du mich lange Jahre glauben gemacht hast, Du seist mittlerer Größe. Sie hat winzige Hände und Füße, die feinen, langen Finger sind von eigentümlicher Beweglichkeit. Sie ist eine wahre Künstlerin, und sie hat in Robert, in dem ich nie einen Musikliebhaber vermutet hätte, einen unermüdlichen und dankbaren Zuhörer. Ihre Kleider sind immer sehr einfach, und doch blickt jedermann ihr nach, wenn sie sich auf der Straße zeigt. Sie ist „grande dame“ in der Haltung, in jeder Bewegung, und man würde sie niemals für etwas anderes als für eine vornehme Frau halten. Ich vermute demnach, daß ich deine Frage, ob sie sich mit Geschmack anziehe, entschieden mit ‚Ja‘ beantworten darf. Über ihr Alter kann ich dir nichts Bestimmtes sagen. Wenn sie längerr Zeit still gesessen hat, so erscheint sie, da sie sehr blaß ist und scharfgezeichnete Züge hat, älter als sie ist. In solchen Augenblicken würde ich sie auf dreißig Jahre schätzen; aber wenn sie von einer

Promenade in der frischen Luft zurückkehrt, oder wenn sie Klavier gespielt hat, überhaupt sobald sie etwas aufgeregt ist, was häufig vorkommt, so sieht sie um zehn Jahre jünger aus. Die Wahrheit dürfte zwischen den beiden Extremen liegen, und Du wirst Dich nicht irren, wenn Du annimmst, sie sei zwischen fünfundzwanzig und sechsundzwanzig Jahre alt. Ihre Stimme ist hoch und, für Deinen ruhigen Geschmack, vielleicht etwas zu laut. Sie spricht außerordentlich schnell, so schnell, daß man sich an ihre Sprechweise gewöhnen muß, um sie gut zu verstehen. Sie hat über vieles eigentümliche Ansichten, die ihr Bruder zu belächeln pflegt und die mich nicht selten in Verwunderung setzen. Aber sie ist frei von jeder Ziererei, und es ist unmöglich, bei aller Sonderbarkeit, aufrichtiger und einfacher zu sein, als sie es ist. Vom ersten Tage an ist sie mir mit herzgewinnender Offenheit und Freundlichkeit entgegengekommen, und wir sind jetzt die besten Freunde geworden. — Meinen Bruder behandelt sie wie ein krankes, verzogenes Kind, und er läßt es sich gern und ruhig gefallen. Jeder seiner Wünsche, vorausgesetzt, daß er nicht mit den ärztlichen Vorschriften in Widerspruch steht, gilt ihr als ein Befehl, dem alles andere rücksichtslos untergeordnet werden muß. Ich habe mit Massaloff darüber gesprochen, ich habe entschuldigen wollen, mit Ursache zu sein, daß die ganze Hausordnung in der Villa Sophia jetzt auf den Kopf gestellt ist, aber Massaloff hat mir geantwortet: ‚Sie können sich kaum vorstellen, wie glücklich es meine Schwester macht, gewisse kleine Opfer zu bringen, wie die Pflege Ihres Bruders dies hie und da erheischt. Sie ist die geborene barm=

herzige Schwester; sie ist als Krankenpflegerin in ihrem Beruf. Sie ist eine gute, edle Frau.' — Das ist sie in der That."

Isabella, die diesen Brief, nachdem Lady Ashton ihn gelesen, an sich genommen hatte, saß auf ihrem Zimmer und betrachtete die Photographie der Fürstin Barbara mit großer Aufmerksamkeit. Das Bild war in Petersburg von Bergamasco aufgenommen worden und hatte die hellen Lichter und tiefen schwarzen Schatten, die dieser Photograph seinen Bildern vorzugsweise giebt. Unwillkürlich machte Isabella Vergleiche zwischen sich und dem Bilde. Sie fielen nicht zu ihrer Befriedigung aus. Sie fand sich der Fürstin gegenüber unbedeutend und hilflos. Sie war entmutigt und niedergeschlagen. Hier war eine rätselhafte junge Frau, eine vornehme Dame aus der besten Gesellschaft, eine vollendete Künstlerin, eine sonderbare Persönlichkeit, die jeden Mann fesseln mußte, für die sich sogar der trockene, ruhige Sir Henry begeistert hatte. Diese Frau war reich, schön, sie hatte Robert nur Gutes erwiesen, und er war ihr zu großer Dankbarkeit verpflichtet. — Und auf der andern Seite stand sie, Isabella. Sie konnte in keiner Beziehung mit der Fürstin wetteifern. Sie war weder interessant, noch sonderbar: sie war ein einfaches, schlichtes Mädchen. In ihrem Herzen war nur ein Geheimnis, ein Geheimnis, das sie nie verraten durfte, — das Geheimnis ihrer Liebe für Robert. Sie war weder reich, noch schön, sie war nicht einmal gut und barmherzig wie die Fürstin. Sie hätte wohl auch einen unbekannten Kranken gepflegt, aber sie hätte sich nie zu dessen Sklavin gemacht, wie die Fürstin

es Robert gegenüber gethan hatte. Ja, Robert hätte sie gepflegt, und noch besser als die Fürstin, das wußte sie. Aber was konnte das nun nützen? Robert haßte sie, denn zweimal hatte sie ihn hart und streng zurückgewiesen; und Robert mußte nun die Fürstin lieben — und doch liebte niemand ihn so wie sie.

Sie musterte jeden Zug des Gesichtes, das ihr die Photographie zeigte. Sie gestand sich beschämt, daß sie nach einer Häßlichkeit, nach einem Fehler darin suchte. Aber sie konnte nichts derartiges finden. Die Fürstin war durchaus keine vollendete Schönheit; doch sah man auf den ersten Blick, daß sie eine vornehme und außergewöhnliche Frau sei. Die Abneigung, die Isabella bereits seit mehreren Tagen gegen die Fürstin gefühlt hatte, wurde immer stärker.

Sie trat vor den Spiegel und betrachtete sich aufmerksam. Sie konnte auch in ihrem Gesichte keinen Fehler entdecken, aber das beruhigte sie nicht. „Jedes Mädchen findet sich selbst hübsch,“ sagte sie sich. — Sie hätte in diesem Augenblicke wohl von einem ganz Unbefangenen hören mögen, daß sie schön sei und daß sie die Rivalität mit der Fürstin nicht zu fürchten habe.

Sie setzte sich wieder nieder und musterte die Photographie von neuem. Ihre Gedanken wanderten nach Wiesbaden. Sie sah im Geiste Robert und die Fürstin zusammen. Der Blick der braunen Augen der Fürstin war voller Zärtlichkeit und Hingebung. Gott weiß, welche Künste sie anwenden mochte, um Robert in ihren Netzen zu fangen! — Isabella haßte die Frau.

Massaloff hatte vor längerer Zeit einen seiner Lands-

leute, einen kurländischen Edelmann, den Baron von Böhck, bei Lady Ashton eingeführt. Der Baron war ein alter, reicher, leidenschaftsloser Müßiggänger, der kein anderes Vergnügen und keine andere Beschäftigung kannte, als in Gesellschaft zu gehen. Er stattete jeden Nachmittag zahlreiche Besuche ab, aß im Cercle de l'Union und war allabendlich, während eines Aktes wenigstens, in der Oper oder im Théâtre français zu sehen. Bei allen Hoffesten, großen Bällen und Soiréen war man sicher, ihn mit seiner strohgelben Perrücke, mit zahlreichen Orden und hoher, steifer Halsbinde anzutreffen. Er kannte jedermann, und jedermann kannte ihn. Er war neugierig, schwatzhaft, gefällig aber nicht gerade gutmütig. Man machte sich wohl manchmal über ihn lustig, aber man fürchtete ihn auch, und mit gutem Rechte, und man duldete ihn überall. Sein größtes Vergnügen bestand darin, kleine Aufträge für hochgestellte Bekannte auszuführen. Er bestellte in Odessa Cigarretten für den jungen Herzog C. und ließ für die Fürstin M. Veilchensträuße aus Nizza kommen. Er führte genau Buch und Rechnung über diese und ähnliche Auslagen und wußte immer eine Gelegenheit zu finden, um sie sich zurückerstatten zu lassen.

Wenige Tage vor Sir Henrys Rückkehr nach Paris besuchte er Lady Ashton. Das Gespräch, bei dem Isabella zugegen war, drehte sich hauptsächlich um den Gesundheitszustand Robert Ashtons. Der Baron wollte ganz genaue Auskunft haben, um der „schönen Frau von P.", die sich lebhaft für Herrn Ashton interessirte, einen vollständigen Bericht, um den sie ihn ersucht hatte, abstatten zu können.

Lady Ashton erzählte, daß die jüngsten Nachrichten beruhigend seien, daß Sir Henry in wenigen Tagen nach Paris zurückkehren werde, und daß sie daraus schließe, daß jede Gefahr als beseitigt zu betrachten sei.

„Nun das freut mich sehr — freut mich ungemein," sagte darauf der Baron, und gleichzeitig erhob er sich zum Gehen; aber Lady Ashton hielt ihn durch eine Frage zurück.

„Kennen Sie die Schwester Herrn Massaloffs, der wir alle zu so großem Danke verpflichtet sind?"

Isabella horchte auf. Der Baron ließ sich sofort wieder nieder. Seine Schwatzhaftigkeit war bekannt, und er wurde deswegen von vielen gemieden. Er hatte nur selten aufmerksame Zuhörer und schätzte sie, wenn er sie fand, sehr hoch.

„Ob ich die Fürstin W. kenne?" entgegnete er mit Wichtigkeit. „Warum sollte ich sie nicht kennen? — Ich kenne sie im Gegenteil sehr wohl. Als ich sie zum ersten Male sah, war sie so hoch," und er fegte mit der Hand über den Fußteppich, als wolle er dort den Staub wegjagen, „und seitdem habe ich sie nie aus den Augen verloren. — Ich war bei ihrer Hochzeit zugegen, ich war auch bei dem Leichenbegängnis des armen Fürsten W., ihres Mannes. Das war ein lieber, guter Mann. — Er nannte mich Onkel Böhck. Wir waren nicht verwandt; aber er hatte es sich so angewöhnt: er nannte mich Onkel. Er war ein gutmütiger, schwacher Mensch. Er konnte keiner Fliege etwas zu leide thun. Er war sehr reich, aber doch immer in Geldnot, weil er stets alles verschenkte, verspielte und verborgte, worüber er verfügen

konnte. Glücklicherweise war ein großer Teil seines Vermögens so angelegt, daß er nicht leicht daran rühren konnte, auch wurde er etwas sparsamer, nachdem er sich verheiratet hatte. Aber er war äußerst gutmütig. Seine Diener vergötterten ihn. Niemals schlug er sie, er schalt sie nicht einmal. Wenn sie eine Dummheit machten oder ihn betrogen, so lachte er nur. Er hatte freundliche lachende Augen und die schönsten Zähne, die ich je gesehen habe. Er hatte in Heidelberg studirt und er liebte Deutschland sehr. Warum? — Ich kann es nicht begreifen. Vielleicht waren es die Banken in Baden, Homburg und Wiesbaden, die ihn anzogen, denn er spielte gern. Er war ein schrecklicher Spieler. Er konnte Tage und Nächte lang am Spieltisch sitzen, und je mehr er verlor, je höher wollte er spielen. Auch wenn er gewann, spielte er gern hoch. Man brauchte nur zu sagen: ‚Alexis, quitte ou double‘, dann leuchteten seine Augen und niemals besann er sich und niemals sagte er ‚nein‘. Er war ein schrecklicher Spieler und er wäre am Spiele zu Grunde gegangen, wenn ihn nicht etwas anderes getötet hätte. Aber davon werde ich sogleich sprechen. — Ich sagte ihm einmal: ‚Höre auf zu spielen, du richtest ja deinen Leib und deine Seele zu Grunde.‘ Aber er lächelte nur und spielte weiter. In jener Nacht verlor er zehntausend Rubel an den alten blinden General B., der mit einem schwachen Auge viel besser sah als Alexis mit seinen beiden gesunden Augen. In demselben Winter heiratete er Barbara Paulowna Massaloff. — Was soll ich von ihr sagen? — Ist sie gut; ist sie schlecht? — Niemand weiß es. — Sie ist nicht bequem. — Sie ist

eine unglaublich eigenwillige Frau. Alexis zitterte vor ihr. Und doch, glaube ich, liebte sie ihn sehr, zu sehr vielleicht. Wenn Alexis etwas geschwärmt hatte — er war jung und lebenslustig als er sich verheiratete — so machte sie ihm solche Auftritte, daß die ganze Dienerschaft es hören mußte. Der arme Fürst! Nach sieben Jahren einer glücklichen Ehe war er tot! — Ich danke Ihnen. — Ich habe mich nicht verheiratet und ich werde mich auch nicht verheiraten. — Ich habe Alexis bleich, mager, still, schwermütig werden sehen. Dies alles, weil er eine liebende Gattin zu besitzen die Ehre hatte. — Eines Tages kam er zu mir. Er hielt große Stücke auf mich. — ‚Onkel,‘ sagte er, ‚das Leben ist eine schwere Last.‘ — Nun denken Sie sich den schönsten und reichsten Oberst in der Garde Seiner Majestät des Kaisers, der eines Tages zu Ihnen kommt, um Ihnen zu sagen: ‚Das Leben ist eine schwere Last.‘ — Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Und er weinte, — ja, wahrhaftig, er weinte. Und ich konnte mir nicht helfen, ich mußte auch weinen. — Nein! Barbara Paulowna ist eine treue Gattin gewesen: ihr Verdienst ist klein, denn sie liebte ihren Mann, und er war in jeder Beziehung liebenswürdig. Aber sie war eine unbequeme Frau. Ich versichere Sie, sie hat ihn getötet, sie hat ihn durch ihre Eifersucht, durch ihre Herrschsucht so sicher getötet, gerade als ob sie ihm Arsenik eingegeben hätte... Es giebt einfache Frauen, mit denen man sich gar nicht unterhalten kann. Sagt man: ‚Es ist schönes Wetter,‘ so antworten sie: ‚Ja, es ist schönes Wetter,‘ — und sagt man: ‚Es ist schlechtes Wetter,‘ so sagen sie: ‚In der That, es ist schlechtes Wetter.‘ Solche

Frauen sind nicht interessant, aber es sind bequeme Frauen. Die Fürstin Barbara ist keine bequeme Frau ..."

Der alte Schwätzer sprach noch lange unermüdlich weiter; aber Isabella hörte nicht mehr zu. Sie saß mit zusammengeschlagenen Händen und blickte unverwandt vor sich hin. — „Sie hat den Fürsten getötet, als ob sie ihm Arsenik eingegeben hätte; und sie wird Robert ebenfalls töten." — Sie konnte den Gedanken nicht los werden.

Endlich verstummte der Baron. Die Pause erweckte Isabella aus ihren Träumereien. Es war dunkel geworden, und Böhck empfahl sich. Als er gegangen war, lachte die gutmütige Lady Ashton laut auf.

„Nein, nein," sagte sie, „einen solchen Schwätzer habe ich wirklich in meinem Leben nicht gehört. Du hast es gut gemacht, Isabella: du bist darüber eingeschlafen — und ich bin auch ganz müde geworden."

Zwölftes Kapitel.

Sir Henry war seit vier Tagen wieder in Paris, und Lady Ashton war nun eifrig damit beschäftigt, die letzten Vorbereitungen zur Abreise nach Rom zu treffen. Aber sie war nicht in ihrer gewöhnlichen heitern Laune. Isabella hatte ihr am vorhergehenden Tage mit einiger Verlegenheit, aber auch mit großer Bestimmtheit die unerwartete Mitteilung gemacht, daß sie nicht mit nach Italien gehen werde und daß sie in Freshwater, bei der Tante Mary, die Rückkehr ihrer Schwester nach England abwarten wolle. — Lady Ashton war so überrascht, daß sie Isabella eine volle Minute lang nur mit stummen Erstaunen fragend anblicken konnte.

„Aber Isabella," sagte sie, als sie endlich wieder Worte gefunden hatte, „wie kommst du auf diese Idee? Du hast dich monatelang mit mir auf die Reise nach Rom gefreut, und nun im letzten Augenblick fällt es dir ein, nicht mitgehen zu wollen. Was ist vorgefallen, um diese plötzliche Änderung herbeizuführen?"

Isabella näherte sich ihrer Schwester und umarmte sie mit einer Zärtlichkeit, die bei ihr etwas Seltenes war.

„Liebe, gute Charlotte," sagte sie leise, „frage mich nicht und laß mir meinen Willen. — Ich gebe dir die Versicherung, es ist nichts Besonderes vorgefallen. Ich weiß eigentlich selbst nicht, weshalb ich nach Freshwater gehen will. Ich bin müde — ich weiß nicht warum — und ich möchte ein paar Wochen lang so recht ruhig mit Tante Mary leben. Hast du nicht auch Zeiten in deinem Leben gehabt, in denen du dich mehr nach Ruhe als nach Zerstreuung und Vergnügen sehntest?"

„Gewiß —"

„Nun, ich bin augenblicklich gerade in solcher Stimmung. Ich bin wohl und gesund — sei ganz beruhigt darüber — es fehlt mir Gott sei Dank nichts; aber ich bin niedergeschlagen und traurig; — das kann jedermann, auch ohne triftigen Grund, passiren, und das passirt mir heute. Der Gedanke an die lange Reise bis Rom erschreckt mich fast. Ich verspreche mir gar kein Vergnügen von dem Laufen von einer Kirche und einer Galerie nach einer andern Kirche und einer andern Galerie. Dagegen freue ich mich darauf, mit Tante Mary so ganz allein in der stillen, freundlichen Stube zu sitzen, Thee mit ihr zu trinken, ein Buch zu lesen und auf den Dünen spazieren gehen zu können. Es ist eine Laune. Gestatte mir, sie zu befriedigen. Sei gut, Charlotte!"

Lady Ashton konnte ihrer Schwester nie etwas abschlagen. Sie brachte ein großes Opfer, indem sie auf Isabellas Gesellschaft verzichtete; aber sie brachte es gern.

„Ich weiß nur nicht, wie ich Heinrich diese plötzliche Umwandlung deiner Pläne erklären soll," sagte sie.

„Sag' ihm ganz einfach die Wahrheit," antwortete

Isabella. „Sag' ihm, ich sei etwas angegriffen, ich fürchte die Anstrengung der Reise und zöge vor, eure Rückkehr aus Italien bei Tante Mary abzuwarten. Ich bin seit sechs Monaten nicht bei ihr gewesen. Ich bin ihr gewissermaßen einen Besuch schuldig, und sie wird sich freuen, mich ein paar Wochen bei sich zu haben. Ich war ja immer ihr Liebling, ich und . . ." sie wollte „Robert" hinzusetzen, aber sie stockte und wurde dunkelrot. Lady Ashton that, als ob sie dies nicht bemerkt hätte. — Am Abend berichtete sie ihrem Manne, wie immer, getreulich, was vorgefallen war. Sir Henry hörte ihr aufmerksam zu, erhob seinerseits auch keinen Widerspruch gegen Isabellas Reise nach Freshwater und fragte nur, ob Charlotte eine Erklärung für die sonderbare Handlungsweise ihrer Schwester geben könne.

Die gute Lady Ashton hatte nach einer mehrjährigen, glücklichen Ehe, selbst ihrem Manne gegenüber, noch eine schöne, mädchenhafte Schüchternheit bewahrt. Es kostete ihr einige Überwindung, Sir Henry zu gestehen, daß sie die Überzeugung gewonnen habe, Isabella liebe Robert. Aber sie brachte es doch endlich heraus.

„Isabella hat mir niemals auch nur durch ein Wort angedeutet, daß sie deinen Bruder liebe, aber ich weiß bestimmt, daß sie ihn liebt. Während der ganzen Zeit deines Aufenthaltes in Wiesbaden hat sie kaum gelebt. Sie schlich wie ein unruhiger Geist im Hause umher, und sie hat alle Briefe, in denen du von Roberts Krankheit sprachst, gelesen und wieder gelesen und immer wieder gelesen. Sie ist blaß und elend geworden. Ich habe sie seit Wochen nicht ein einziges Mal lachen hören. Ich hätte

sehr gewünscht, sie ginge mit uns nach Italien, denn sie würde sich dort sicherlich zerstreut haben; aber wenn sie es vorzieht, sich bei Tante Mary auszuruhen, so ist es wohl besser, wir lassen ihr ihren Willen."

Sir Henry war damit einverstanden, er erbot sich sogar, seine Schwägerin nach Freshwater zu begleiten; aber er wollte die Unterredung noch nicht abbrechen. Er war ein getreuer Bundesgenosse seines Bruders und er erinnerte sich rechtzeitig, daß, als Robert um Isabellas Hand angehalten, Charlotte gesagt hatte, sie werde ihre Zustimmung zu einer Heirat zwischen Isabella und Robert nicht geben. Er hielt den Augenblick für günstig, um Lady Ashton zu einem Widerruf ihrer alten Meinung zu bewegen.

„Glaubst du nicht auch, liebe Charlotte," begann er deshalb, „daß die beiden jungen Leute, wenn sie sich lieb haben, am Ende doch nichts Besseres thun könnten, als sich mit einander zu verheiraten?"

Lady Ashton machte eine abwehrende Bewegung, aber nicht so energisch, wie Sir Henry es hätte erwarten dürfen. Dieser, dadurch ermutigt, fuhr fort:

„Der Robert von heute gleicht dem Robert, der dir vor einigen Jahren mit Recht mißfiel, nur noch wenig. Er ist jetzt ruhig und ernst geworden. Man nennt ihn hier noch immer den ‚wilden Ashton'; aber der Name rührt von alten Zeiten her. Heute würde ihn niemand so taufen. Er hat mir versprochen, daß er nicht mehr spielen werde, und ich bin sicher, daß er sein Wort halten wird. Es giebt keinen zuverlässigern Menschen als ihn. — Er hat seine alten Schulden bezahlt, er besitzt nur noch ein kleines Vermögen; aber es würde

nicht schwer halten, ihm eine Stellung zu verschaffen, in der er rasch vorwärts kommen und genug verdienen könnte, um Frau und Kind zu ernähren. Ich hatte, kurz vor meiner Abreise von Wiesbaden, eine längere Unterredung über ihn mit Massaloff. ‚Robert ist kein gewandter, kein geistreicher Mensch,‘ sagte Massaloff, ‚aber er ist ein starker Mann. Ich habe mehr Vertrauen zu Männern seines Schlages, als zu den weltklugen, supervorsichtigen Individuen, die jedermann gefallen wollen und sich niemals einen wahren Freund machen. Solche Männer gehen selten ganz unter, aber noch seltener bringen sie es weit. Dem Starken gehört die Welt. Seien Sie unbesorgt um Robert. Er versteht sich schlecht auf Schnitzereien und Verzierungen, aber geben Sie ihm eine Axt, und er wird in unglaublich kurzer Zeit einen starken Baum fällen. Ich weiß, er ist des Lebens müde, das er während der letzten vier Jahre geführt hat, und er wünscht ein neues zu beginnen. Sie werden noch Ihre Freude an ihm haben. Glauben Sie mir‘ — So sprach Massaloff, eine Fremder, von Robert; und weshalb soll ich, sein Bruder, weniger gut von ihm denken? — Robert hat Isabellas Namen seit langer Zeit in meiner Gegenwart kaum erwähnt; aber ich bin fest überzeugt, er liebt sie wie am Tage, an dem er um sie anhielt, ja wahrscheinlich noch mehr. Weder Isabella noch Robert sind Leute mit leichten, wechselnden Herzen. Sie lieben sich seit Jahren und sie werden sich auch in Zukunft treu bleiben. Und nun frage ich dich also noch einmal, wäre es nicht für beide am besten, wenn sie sich heirateten?“

Charlotte wollte dazu weder unbedingt „Ja“ noch

„Nein" sagen. Ihre alte Furcht vor Roberts Vergnügungssucht und Leichtsinn war durch die letzten Ereignisse wohl teilweise, aber doch nicht ganz beseitigt worden; ihre Sorge für Isabellas Glück dagegen war dieselbe geblieben.

„Ich will dir einen Vorschlag machen," sagte sie, „der mir vernünftig scheint, und den du hoffentlich billigen wirst. — Roberts Genesung wird, wie du mir gesagt hast, eine langwierige sein. Er wird noch sechs Wochen, vielleicht zwei Monate in Wiesbaden bleiben müssen. Wir gehen jetzt nach Rom, und Isabella reist nach Freshwater. Augenblicklich ist also nichts zu thun. Im Monat Mai können wir alle in London zusammentreffen. Habe ich mich nicht in Isabella und hast du dich nicht in Robert getäuscht, lieben sie sich wirklich, so werden sie dann schon Gelegenheit finden, es sich zu sagen. Sie sind beide jung, es ist nichts verloren, wenn sie noch ein paar Monate warten. Wir können uns inzwischen darüber aufklären, ob Robert wirklich der Mann ist, dem wir unsere Isabella anvertrauen dürfen."

Dies waren größere Zugeständnisse, als Sir Henry erwartet hatte. Er nahm den Vorschlag seiner Frau mit Freuden an.

„Um eins möchte ich dich noch bitten," setzte Lady Ashton hinzu, „thue vorläufig nichts in der Sache, schreibe Robert nicht darüber, laß ihm den Glauben, daß er Isabellas Liebe verdienen muß. Das wird für die Zukunft besser sein, als wenn er sich einbilden darf, diese Liebe sei ihm ohne sein Verdienst geschenkt worden. Versprich mir das."

Sir Henry versprach es gern.

Zwei Tage darauf war die ganze Familie bei der Baronin Luçay zu einem Abschiedsmahle eingeladen. Die

Baronin hatte sich wieder mit Robert Ashton ausgesöhnt. Sie hatte erfahren, daß dessen Schuld an Jacques bezahlt worden sei, und war aus diesem Grunde schon geneigt, ihn milder zu beurteilen. Dazu kam, daß sie sich während Roberts Krankheit daran gewöhnt hatte, ihn zu bemitleiden, und daß sie seitdem noch nicht wieder Gelegenheit gehabt hatte, ihre neusten Ansichten über ihn zu ändern. Da sie jedoch stets auf irgend jemand in ihrer nächsten Umgebung böse sein mußte, und da die sanfte Lady Ashton und der ruhige, versöhnliche Sir Henry gewissermaßen unangreifbar waren, so erwählte sie sich Isabella als Opfer ihrer üblen Laune. — Isabella war nicht gerade kampflustig gestimmt, aber sie hatte der Tante Sophie den letzten heftigen Ausfall gegen Robert nicht verziehen, und die verschiedenen unfreundlichen Bemerkungen, die Frau von Luçay nun gegen sie richtete, wurden nicht eben freundlich von ihr aufgenommen. Jedermann bei Tische fühlte sich höchst unbehaglich, und alle, mit Ausnahme der Wirtin allein, waren froh, als die Tafel aufgehoben wurde, ohne daß es zu einem Auftritt zwischen Frau von Luçay und ihrer Nichte Isabella gekommen wäre. Charlotte hielt es jedoch für geraten, die noch immer drohende Gefahr eines Streites durch schleunigen Rückzug zu beseitigen. Unter dem Vorwande, daß die nah' bevorstehende Abreise ihr mancherlei zu thun gebe, bat sie ihre Tante um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen, und forderte dadurch Isabella ebenfalls zum Fortgehen auf. Der Wagen, den Lady Ashton erst zu einer spätern Stunde bestellt hatte, war noch nicht angekommen; aber es war schönes Wetter, die Entfernung zwischen der Wohnung von Frau von Luçay

und der Avenue Josephine nicht groß, und die Damen waren gern bereit, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Jacques erbot sich, die Gesellschaft zu begleiten. —

In der Straße angelangt nahm Lady Ashton den Arm ihres Gemahls und schritt langsam voran. Jacques und Isabella folgten in kurzer Entfernung. Jacques hatte seiner Cousine den Arm angeboten, den diese angenommen hatte. Sie fühlte sich ermüdet, und die freundliche Stütze war ihr angenehm. — Die jungen Leute gingen einige Minuten lang stumm neben einander her. Isabella war nicht zum Sprechen aufgelegt; Jacques dagegen dachte darüber nach, wie er etwas, was er auf dem Herzen hatte, sagen sollte.

„Sie gehen nun wieder fort," fing er endlich an, „und ich werde Sie vor dem nächsten Winter schwerlich wiedersehen."

„Kommen Sie diesen Sommer nicht nach England?" fragte Isabella unbefangen.

Jacques beantwortete diese Frage nicht. „Isabella," sagte er, „ich möchte mit Ihnen über etwas von großer Bedeutung für mich sprechen."

Er fühlte, wie der Arm des jungen Mädchens, der vertraulich fest auf dem seinen geruht hatte, plötzlich leichter wurde; aber sie zog ihn nicht zurück. Sie wußte ganz genau, was Jacques' nächste Worte nun sein würden, und sie fürchtete, sie zu hören.

„Lieber Vetter," sagte sie ängstlich, und ihre Stimme hatte einen eigentümlichen, weinerlichen Klang, der das junge Mädchen auf einmal schwächer und hilfloser zeigte, als sie bisher erschienen war; „lieber Vetter, bitte, sprechen Sie heute nicht davon . . ."

Jacques sah Isabella verwundert an. „Aber Sie wissen ja gar nicht, wovon ich sprechen will," sagte er mit einiger Bitterkeit.

„Doch, ich glaube, ich weiß es; — und wenn ich mich irre, so seien Sie mir nicht böse. Sie sind ja immer mein guter Freund gewesen . . . Ich fühle mich heute nicht ganz wohl."

„Nun ja, ich glaube auch, daß Sie wissen, wovon ich mit Ihnen sprechen wollte," antwortete Jacques traurig und niedergeschlagen, „und da Sie es wünschen, so werde ich schweigen. Aber Isabella, Sie müssen mir gestatten, daß ich Ihnen endlich einmal sage, was ich seit Jahren auf dem Herzen habe. — Wann darf ich zu Ihnen kommen? Wann wollen Sie mich anhören?"

Das war beinahe ebenso schlimm, als wenn Jacques seine Liebeserklärung in klaren Worten gemacht hätte. Isabella entgegnete mit sichtlicher Beängstigung:

„Ach, nicht morgen, bitte; nicht vor meiner Abreise, lieber Jacques. Können Sie mir nicht nach Freshwater schreiben? Oder können Sie nicht im Monat Mai nach London kommen? . . . Seien Sie mir nicht böse."

„Ich bin Ihnen nicht böse, Isabella, und ich will alles thun, was Sie wünschen. Ich will warten, bis Sie in Freshwater sind; und dann will ich Ihnen schreiben."

Jacques sprach traurig. Er war kein unternehmender, kühner Mann; er war im Gegenteil sehr schüchtern. Schon oftmals während des letzten Jahres hatte er die Absicht gehabt, um die Hand Isabellas anzuhalten, aber im entscheidenden Augenblick hatte ihm immer der Mut gefehlt, es zu thun. Als Franzose war ihm der Gedanke gekommen,

die Schwierigkeit zu umgehen und seine Mutter oder Lady Ashton zu ersuchen, als Vermittlerin zwischen ihm und Isabella aufzutreten; doch auch diesen Entschluß hatte er bis jetzt nicht zur Ausführung gebracht. Er wußte, daß Isabella sich in ihrer Wahl durch niemand beeinflussen lassen würde, er fürchtete, eine abschlägige Antwort von ihr zu empfangen, und er fühlte, daß es ihr leichter sein werde, einen ungünstigen Bescheid auf seinen Antrag einer dritten Person als ihm selbst zu geben. Aber seine persönliche Bewerbung war nun zurückgewiesen. Er zweifelte nicht, daß Isabella ihn richtig verstanden hatte, und er deutete ihre Bitte, sie augenblicklich nicht zu beunruhigen, als ein Abweisen seines Antrages. Er war sehr entmutigt, aber er wollte noch nicht alle Hoffnung aufgeben, er wollte ihr nach Freshwater schreiben.

„Ich danke Ihnen, lieber Vetter," sagte Isabella ganz leise.

Die jungen Leute beschleunigten darauf den Schritt und überholten Lady Ashton und Sir Henry. Die vier befanden sich nun auf dem breiten Fußsteg der Avenue Josephine, wo sie alle neben einander gehen konnten. Die vertrauliche Unterredung zwischen Jacques und Isabella wurde auf diese Weise unterbrochen.

Wenige Tage später reisten Lady Ashton und Sir Henry nach Rom ab. Vorher hatte Sir Henry seine Schwägerin Isabella bis nach Southampton begleitet und sie dort der Tante Mary anvertraut, die von Freshwater herübergekommen war, um ihren Liebling Bella in Empfang zu nehmen.

Dreizehntes Kapitel.

Es war Frühling geworden, und in Wiesbaden sah es freundlich und einladend aus. — Robert Ashton saß in einem großen Lehnstuhle am Fenster des Zimmers, in dem er lange Tage schwer krank darniedergelegen hatte und schaute behaglich auf das stille Landschaftsbild hinaus, das sich vor ihm ausbreitete. — Er war noch nicht ganz wiederhergestellt. Sein abgemagertes Gesicht bewahrte noch den müden, gleichgiltigen Ausdruck, der den Gesichtern Genesender eigentümlich ist; aber er litt nicht mehr. Er fühlte sich nicht krank und er empfand ein gewisses Wohlbehagen, den langen, sonnigen Tag ruhig und ungestört dahinleben zu können. Neben ihm auf dem Fußteppich schlief der Hund der Fürstin, ein großes, schönes Tier, das eine besondere Freundschaft für Ashton gefaßt hatte und ihn nur noch selten verließ.

Roberts Gedanken wanderten träge über die Begebenheiten der letzten Wochen. Die Ereignisse vor seiner Krankheit erschienen ihm fern, als lägen lange Jahre zwischen ihnen und dem Heute. Sir Henry und Jacques hatten ihm regelmäßig geschrieben. Er wußte, daß sein

Bruder und seine Schwägerin in Rom waren, und daß Isabella sich in Freshwater bei der Tante Mary Gower niedergelassen hatte. Es war ihm auch mitgeteilt worden, daß Jacques alles Geschäftliche für ihn in Paris geordnet habe: sämtliche Spielschulden waren einkassirt, sämtliche Gläubiger bezahlt. Vor einigen Wochen hatte ihm dies und Ähnliches große Sorgen gemacht, jetzt konnte er sich kaum genügend dafür interessiren, um Jacques' Briefe, die darüber berichteten, zu lesen. An Isabella dachte er mit Ruhe, ohne Erbitterung, ohne Hoffnung, ja fast ohne Sehnsucht. An dem Tage, wo er ihr zum letzten Mal Lebewohl gesagt, als er sich, nach vergeblichem Flehen um ihre Liebe, hoffnungslos von ihr abgewandt hatte, an jenem Tage hatte er ihr auch entsagt. Er fühlte, daß er damit alles aufgegeben hatte, was ihm das Leben teuer machte; aber er wußte auch, daß er daran nichts mehr ändern konnte, und daß es seine Pflicht sei, sein Geschick mit Ruhe zu tragen. Er glaubte, daß ihm dies ohne schweren Kampf möglich sein würde: er konnte nicht wissen, daß er selbst noch zu schwach war, um mit der ganzen Kraft seiner Seele verzweifeln zu können.

Es ist nicht jedermann gegeben, zu hassen, zu lieben, zu wollen, zu verzweifeln. Es erfordert dies eine ungebändigte, rohe Kraft, die nur den wenigsten zu eigen ist. Lieben und Hassen verwandeln sich bei dem modernen Alltagsmenschen in Gernhaben und Nichtleidenkönnen; — Wollen und Verzweifeln in schüchternes Wünschen und ohnmächtiges Bedauern. Aber Robert Ashton hatte geliebt. Die Krankheit allein hatte ihn augenblicklich zum Schwächling gemacht, hatte die trostlose Verzweiflung über

den Verlust der Geliebten nun in ruhige Wehmut, in mutlose Melancholie umgewandelt. — Das Heute kümmerte ihn noch weniger als die Vergangenheit. — Er empfand eine unbewußte, gewissermaßen kindliche Befriedigung, sich pflegen zu lassen. Das stille, wohlthätige Walten der Fürstin, die in seiner Gegenwart ihre unruhige Lebhaftigkeit abgelegt hatte, war ihm angenehm. Er hörte sie mit Vergnügen Klavier spielen, und er war ihr dankbar für die Aufmerksamkeit, mit der sie sich bemühte, alle seine Wünsche vorauszusehen und zu befriedigen. Aber er bemerkte ihre Abwesenheit kaum, sie fehlte ihm nicht, wenn sie nicht in seiner Nähe war, und er fühlte sich ebenso ruhig und wohl allein, wie in ihrer Gegenwart. Dasselbe galt von seinem freundlichen Wirte Massaloff. Er ließ sich von diesem die Pariser Zeitungen oder kurze, harmlose Novellen vorlesen, es war ihm ganz angenehm, sich mit ihm unterhalten zu können, er sah ihn mit Vergnügen kommen; aber es war ihm ziemlich gleichgültig, ihn auch wieder gehen zu sehen. Vor einigen Tagen schon hatte er seinem Bruder einige Zeilen schreiben können, um ihm anzuzeigen, daß er nicht mehr bettlägerig sei. Seitdem war es mit seiner Genesung rasch vorwärts gegangen, und heute hatte ihm der Arzt gestattet, zum ersten Male wieder auszufahren. Er hatte sich sorgfältig auf die kleine Promenade vorbereitet und er saß nun seit einer halben Stunde vollständig angekleidet auf seinem Zimmer und wartete geduldig, daß die Fürstin und Massaloff ihn abholen würden. Endlich hörte er das Rollen des Wagens, der vor der Thür anhielt, und gleich darauf erschien auch Massaloff, um ihn die Treppe hinunterzu-

führen. Die Fürstin wartete in der Vorhalle. Sie musterte den Anzug des Genesenden mit mütterlicher, zärtlicher Sorgfalt, sah, daß nichts fehlte, daß er warm genug angezogen sei, und nahm dann in der großen, bequemen Kalesche Platz neben ihm.

Es war eine schöne Spazierfahrt! — Die Luft war mild, der Himmel heiter, und in dem stillen Walde, durch den der Weg führte, grünte und blühte es. Robert, mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen, saß stumm und zufrieden in seiner Ecke. Als sie oben auf der Bergkuppe angelangt waren, wo der Blick ein großes, friedliches Landschaftsbild umfaßt, da ergriff Robert die Hand der Fürstin und führte sie langsam an seine Lippen und sagte mit gerührter, schwacher Stimme:

„Dies alles ist mir nun wieder geschenkt. Sie sind sehr gut für mich gewesen, Frau Fürstin. Ich danke Ihnen."

Sie antwortete durch einen leisen Druck der Hand, und er bog sich wieder zurück.

Diese Promenade wiederholte sich am nächsten und an den folgenden Tagen. Die drei fuhren gewöhnlich zusammen aus; einigemal war die Fürstin allein mit Robert. Es wurde nur wenig auf diesen Spazierfahrten gesprochen, aber das Verhältnis zwischen Robert und der Fürstin wurde mit jedem Tag ein innigeres. — Leute, die viel mit einander zusammen sind, ohne viel mit einander zu sprechen, sind in der besten Lage, sich gegenseitig liebzugewinnen.

Roberts Kräfte nahmen nun rasch zu. Bald fühlte er sich stark genug, um an einem schönen Punkte auszusteigen und, zuerst am Arme seines Freundes Massaloff, dann allein, später der Fürstin seinen Arm bietend, kleine,

immer mehr sich ausdehnende Promenaden zu Fuß zu machen. Und endlich nach einigen Wochen ruhigen Stilllebens waren die letzten Spuren der schweren Krankheit dem äußern Anschein nach verschwunden. Eine gewisse Müdigkeit und Reizbarkeit, die Robert früher nicht gekannt hatte, waren allein noch zurückgeblieben.

Robert war selbst zu der Zeit, wo er sich den Namen ‚der wilde Ashton‘ erworben hatte, ein ruhiger Mann gewesen. Seine sprichwörtlich gewordene Eigentümlichkeit hatte sich niemals in lauter, ausgelassener Lustigkeit geäußert: seine ‚Wildheit‘ war nichts als Furchtlosigkeit. Er war als tollkühner Reiter und verwegener Spieler bekannt geworden. Oftmals hatte er seinen Hals und sein Vermögen aufs Spiel gesetzt, ohne daß eine Muskel in seinem Gesichte gezuckt hätte. Zu Pferde, wie am grünen Tische, vor wie nach einem halsbrecherischen Rennen oder einer hohen Partie hatte er stets seine Ruhe bewahren können. Leute, die von dem ‚wilden Ashton‘ hatten sprechen hören und denen er als eine Pariser Berühmtheit zum ersten Male gezeigt wurde, waren gewöhnlich erstaunt gewesen, einen wortkargen Mann, ernsten, fast traurigen Gesichtes kennen zu lernen.

Robert war ein Träumer. Er konnte Einsamkeit nicht lange ertragen; aber von Zeit zu Zeit war sie ihm ein Bedürfnis. Während seiner Genesung wurde der Hang, allein zu sein, stärker in ihm. Er liebte es, in aller Frühe, ehe noch jemand anders in der Villa aufgestanden war, das Haus zu verlassen und zwecklos in dem alten Hochwald, der sich hinter Wiesbaden meilenweit ausdehnt, umherzuschweifen. Er hatte einen schönen,

stillen Platz entdeckt, wo er noch niemals von einem andern Spaziergänger gestört worden war. Dort, unbekümmert um andere und um sich selbst, konnte er stundenlang sitzen und, die müden Augen im Halbschlummer geschlossen, die wunderbare Waldstille wie eine köstliche Arznei in sich aufnehmen.

Wenn er von diesen einsamen Spaziergängen schweigsam und träumerisch nach der Villa Sophia zurückkehrte, so hatte er nicht selten ein freundliches und doch auch eifersüchtiges Verhör der Fürstin zu bestehen.

„Wo sind Sie wieder den ganzen Morgen gewesen? Im Walde gewiß, — und Sie sind viel zu weit gegangen. Sie sehen angegriffen aus. Sie sind noch nicht stark genug, um stundenlang umherlaufen zu dürfen. Ich werde es Ihnen vom Doktor verbieten lassen, wenn Sie mir nicht gehorchen wollen. Versprechen Sie mir, morgen nicht weiter als bis zur großen Buche zu gehen, und von dort, nachdem Sie sich ausgeruht haben, geradeswegs nach Hause zurückzukehren."

Robert versprach es lächelnd und that es auch; aber am nächst darauf folgenden Tag dehnte er dann seinen Spaziergang doch wieder weiter aus.

Man näherte sich nun dem Sommer, und Wiesbaden füllte sich langsam mit Kur- und Spielgästen. Robert hatte bereits zu verschiedenen Malen angedeutet, daß er die Gastfreundschaft seiner liebenswürdigen Wirte zu mißbrauchen fürchte und daß er beabsichtige, binnen kurzer Frist nach Paris zurückzukehren. Aber Massaloff sowohl wie die Fürstin hatten sich jedesmal mit lebhaftem Widerspruch dagegen erhoben.

„Was wollen Sie jetzt in Paris anfangen?" sagte Massaloff. „In vierzehn Tagen wird die große Stadt leer sein. Der halbe Klub ist bereits in Baden, Homburg und Wiesbaden, und in wenigen Wochen wird die andere Hälfte folgen. Wir haben hier die tote Jahreszeit tapfer überstanden, wir verdienen nun, uns während der schönen Saison dafür zu entschädigen. Kein Mensch würde daran denken, im Monat Mai von Wiesbaden nach Paris zurückzukehren. Ich, für meine Person, bleibe sicherlich noch vier bis sechs Wochen bei meiner Schwester. Gerade während des Frühsommers ist es hier am angenehmsten. Im Juli suche ich mir vielleicht einen kühlern Platz, denn um jene Zeit kann es hier, wie ich aus Erfahrung weiß, recht warm werden; aber bis dahin will ich es mir hier noch wohl sein lassen. — Sie dürfen uns nicht verlassen. Ich habe Sie während Ihrer Krankheit gepflegt; aber ich bin ein egoistischer Mensch und habe dies nicht aus uneigennütziger Barmherzigkeit gethan. Ich habe mir im Gegenteil immer gesagt, daß Sie mir dafür, wenn Sie einmal wieder gesund wären, Ihre Gesellschaft noch ein paar Monate lang schenken müssen. Kurz, ich lasse Sie nicht fort, oder ich zanke mich mit Ihnen. Sie haben nichts zu thun, es fehlt Ihnen hier hoffentlich nichts, und Sie bleiben bei uns."

Robert hatte in der That weder in Paris noch in London etwas zu thun. Eine große Sorglosigkeit um das eigene Geschick, die ihm immer eigentümlich gewesen war und die seit seiner Krankheit noch schärfer hervortrat, machte ihn im Grunde gleichgiltig dafür, ob er an diesem oder jenem Orte sei. Er dachte an ein Wort, das

Massaloff ihm am Abend vor der großen Partie gesagt und daß er nicht vergessen hatte, weil es aus der Seele gesprochen war: „Irgendwo regnet es immer; und ich finde nirgends Sonnenschein. Ob ich hier oder in London oder in Paris naß werde, kommt am Ende ganz auf eins hinaus.“ — Er versprach seinem Freunde nicht bestimmt, daß er noch zwei Monate lang in Wiesbaden bleiben werde, aber er ließ einen Tag nach dem andern dahingehen, ohne seine Abreise festzusetzen.

Gegen Mitte des Monats Mai erhielte er einen Brief seines Bruders, in dem dieser ihm mitteilte, daß die ganze Familie nun wieder in London vereinigt sei und daß sich jedermann darauf freue, ihn bald dort zu sehen. — Dies konnte jedoch Robert nicht veranlassen, Wiesbaden um einen Tag früher zu verlassen. Er nahm mit Bestimmtheit an, daß weder sein Bruder noch seine Schwägerin etwas davon wußten, daß Isabella seinen Antrag zum zweiten Mal abgewiesen hatte, und daß es ihm unmöglich gemacht sei, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Er ahnte nicht, daß er niemals bessere Aussichten gehabt hatte, als in diesem Augenblicke, Isabellas Hand zu gewinnen. Sie stand vor seinem Geist als das strenge, kalte Mädchen, das auf seine letzte verzweifelte Frage: „Und weiter haben Sie mir nichts zu sagen?“ nur geantwortet hatte: „Nichts“. — Isabella wollte nichts von ihm wissen. Sie hatte es ihm zweimal gesagt. Er wollte sich bemühen, sie zu vergessen. Keinesfalls wollte er in ihre Nähe gehen. Sie liebte ihn nicht. Daran konnte er nichts mehr ändern. Aber er wollte ihr seine Gegenwart nicht aufdrängen, er wollte sie nicht zur

Zeugin seines Schmerzes und seiner Schwäche machen. — Er schrieb seinem Bruder zurück, er befinde sich sehr wohl in Wiesbaden, er fürchte, die rauhe englische Luft könne ihm, da er sich noch immer etwas schwach fühle, schaden, und er zöge deshalb vor, noch einige Zeit auf dem Kontinent zu bleiben. — Damit waren vier bis sechs Wochen gewonnen. Das weitere kümmerte ihn wenig. — „Bis znm Monat Juli läuft wieder viel Wasser ins Meer,“ sagte er sich, „Gott weiß, was bis dahin noch alles geschehen kann.“

Unter den Gästen, die um diese Zeit nach Wiesbaden kamen und der Fürstin Barbara ihre Aufwartung machten, befand sich auch der alte Baron Böhck. — Robert, Massaloff und die Fürstin trafen ihn täglich im Kurgarten, bei der Musik, oder in den Spielsälen. Häufig kam er auch abends in die Villa Sophia. — Bei seiner Schwatzhaftigkeit war es natürlich, daß er auch des Besuches erwähnte, den er in Paris Lady Ashton und Fräulein Isabella Gower abgestattet hatte.

„Zwei höchst liebenswürdige Damen, mein verehrter Herr Ashton,“ sagte er, „zwei äußerst liebenswürdige, interessante, schöne Damen ... Ich mache Ihnen mein Kompliment, solche Verwandte zu besitzen. Ihrer Frau Schwägerin steht die Herzensgüte und Sanftmut auf dem Gesicht geschrieben; Fräulein Gower ist tout bonnement die schönste Person — die anwesenden Damen selbstverständlich ausgenommen — die ich in meinem Leben gesehen habe. Welcher Wuchs, welche Augen, welche Zähne und Lippen! — Perfekt, Perfekt! Ach, wenn ich noch jung wäre, wie ich mich da verlieben würde! ... Und

Sie haben sich dort nie verliebt, Herr Ashton? — Unglaublich, unglaublich! Aber so ist es: die einen verlieben sich leicht, die anderen schwer."

Robert saß wie auf Kohlen und wußte nicht, was er sagen sollte. Am liebsten hätte er den alten Schwätzer zur Thür hinausgeworfen.

Die Fürstin Barbara bemerkte gleichgültig: „Ich wußte gar nicht, daß Herr Ashton eine so schöne Schwägerin besitze. Er hat sich dessen nicht gerühmt. Das sieht seiner Bescheidenheit ähnlich."

Sie nahm seitdem häufig Gelegenheit, mit Robert von Lady Ashton und Isabella Gower zu sprechen. Eines Tages fragte sie ihn ganz harmlos: „Sind Sie niemals in Fräulein Isabella Gower verliebt gewesen?"

Robert, der in seinem Leben keine Unwahrheit gesagt hatte und der eine solche nicht sagen konnte, ohne sich sofort zu verraten, der aber bei dieser Gelegenheit die Wahrheit nicht sagen wollte, wurde rot wie ein eingeschüchtertes junges Mädchen und antwortete verlegen:

„Fräulein Gower hat mir niemals gestattet, mich in sie zu verlieben. Ich habe sie während der letzten drei Jahre kaum dreimal gesehen. Sie wohnte in England, und ich in Frankreich."

„So —" antwortete die Fürstin gedehnt. Es war augenscheinlich, daß der Bescheid sie nicht ganz beruhigt hatte; auch hatte sie Roberts Verlegenheit wohl bemerkt. Doch kam sie seit jenem Tage nicht wieder auf diesen Gegenstand zurück.

Der alte Baron von Böhck war aus Neugierde, sowie auch um Stoff zu seinen endlosen Erzählungen zu finden,

ein aufmerksamer Beobachter. Bei seinen häufigen Besuchen in der Villa Sophia bemerkte er manches, was dem trägen und zerstreuten Massaloff entgangen war. Eines Tages, als er mit diesem in den Alleen des Kurgartens Arm in Arm spazieren ging, überraschte er ihn im höchsten Grade, indem er in zweideutiger Weise zu verstehen gab, er glaube, die Fürstin habe mehr als eine rein freundschaftliche Zuneigung zu Robert gefaßt.

„Voyons!“ sagte Massaloff etwas ungeduldig, — „sprechen Sie deutlich, lieber Baron. — Sie haben den Namen meiner Schwester ausgesprochen und da habe ich ein Recht, Sie zu bitten, jedes Mißverständnis unmöglich zu machen.“

„Das soll geschehen, mein verehrter Freund,“ entgegnete Böhck eifrig. „Wem würde ich die Wahrheit sagen, wenn ich sie Ihnen vorenthalten wollte? Ich habe Ihren seligen Herrn Papa und Ihre verstorbene Frau Mutter gekannt, ich habe Sie und Ihre Schwester als Kinder auf meinen Knieen geschaukelt. Sie sollen alles erfahren, was ich weiß, oder zu wissen glaube. — Ja ich bin froh, mit Ihnen sprechen zu können. Denn warum? — Ein Geheimnis vor Ihnen war mir eine Last auf dem Herzen. — Aber zur Sache: Nichts steht mir ferner, das wissen Sie wohl, als der Fürstin etwas Unangenehmes nachsagen zu wollen. Ich kenne sie seit Jahren als die edelste und beste Frau. Nun frage ich Sie aber, lieber Freund, ist es eine Sünde, ist es zu verwundern, wenn das Herz der jungen, schönen Frau, nachdem es jahrelang geschwiegen hat, jetzt wieder spricht? Ich bin ein alter Mann, ich könnte ihr Großvater sein.

Weshalb soll ich nicht sagen, was ich zu sehen glaube? — Herr Robert Ashton ist ein äußerst anziehender Mann. Sie haben keine Idee, in wie hoher Gunst er bei den Frauen steht. — Ich kenne ein halbes Dutzend — ich sage die Wahrheit nicht — ich kenne eine Dutzend der schönsten Frauen, die alle mehr oder weniger vernarrt in ihn sind. Es war geradezu lächerlich, wie ich während seiner Krankheit überall Rede und Antwort zu stehen hatte: — ,Und der arme Herr Ashton, und der liebe Herr Ashton, wie geht es ihm, wo ist er, was treibt er, wird er genesen? Et patati et patata!' Es war ein rührendes Konzert. Ich konnte gar nicht so viel von ihm erzählen, wie man wissen wollte. — Herr Ashton gefällt den Frauen. — Warum? — Weil er ein großer, schöner Mann ist. Primo. — Secundo, weil er vorzüglich reitet und der ,wilde Ashton' genannt wird. Solche Namen haben stets einen eigentümlichen Reiz für Weiber. — Mich hat man immer nur ,Onkel Böhck' genannt. ,Onkel' ist nicht ein Beiname, der ein Frauenherz leicht bethört. — Tertio, weil er schüchtern und verschwiegen ist. Haben Sie ihn jemals von seinen Liebesabenteuern sprechen hören? Ich nie. Quarto — oder war ich schon quinto? — ich weiß es nicht mehr — es macht auch nichts aus — sagen wir quarto und schließen wir damit, weil quarto das Wichtigste ist. Quarto also: weil Ashton sich um die Frauen gar nicht zu bekümmern scheint. Er ist mit allen höflich, und er macht keiner den Hof, und keine kann sich rühmen, ihm jemals Fesseln angelegt zu haben."

Der alte Böhck mußte eine kurze Pause machen, um

Atem zu holen. Er hatte rasch gesprochen und war erschöpft. Aber er erholte sich schnell und fuhr fort:

„Nun, was ist in der Villa Sophia vorgefallen? Der ‚wilde Ashton‘ hat dort als der zahmste Patient drei Monate lang gelebt, er ist mit der Fürstin fortwährend zusammen gewesen, er hat mit ihr über alles Mögliche gesprochen und über alles Erdenkliche geschwiegen, er hat sie stundenlang mit seinen melancholischen Augen angesehen, er hat große Dienste von ihr empfangen. — Wie gern gewinnt man denjenigen lieb, den man zur Dankbarkeit verbunden hat! Die Fürstin, die ein weiches Herz hat — das wissen wir — hat ihn zunächst bedauert . . . und dann? . . . Vom Mitleiden bis zur Liebe ist bei guten Frauen der Weg nicht weit. Nun wage ich keineswegs zu behaupten, daß die Fürstin Herrn Ashton bereits liebe. Ich habe nichts gesehen, was mich zu einer solchen Behauptung berechtigen könnte; aber das sage ich Ihnen, verehrter Freund, die Fürstin ist auf dem besten Wege, Herrn Ashton ihr Herz zu schenken . . . Es ist ja auch gar nicht anders denkbar. Er beschäftigt sie den ganzen Tag, sie hat monatelang gewissermaßen nur für ihn gelebt, er ist liebenswürdig, — das ist er — weshalb sollte die Fürstin ihn nicht liebgewinnen? Es wäre im Gegenteil ein Wunder, wenn sie es nicht thäte. Sagen Sie selbst, Wladimir Paulowitsch, habe ich recht — habe ich unrecht?

Massaloff blieb einige Minuten lang stumm. Er war durch das, was er soeben gehört hatte, nicht gerade unangenehm berührt; aber er war dadurch überrascht. Daß der Baron sich nicht irre, sah er ein. Er erinnerte

sich jetzt sogar vieler kleiner Umstände, welche die Vermutung des Barons bestätigten und die er bis dahin unberücksichtigt gelassen hatte. Vor allen Dingen wollte er jedoch vermeiden, daß der alte Schwätzer seine Schwester zum Gegenstand des Stadtgespräches mache. Er wußte, daß er dies einzig und allein durch Schmeichelei erreichen konnte.

„Mein lieber Baron," sagte er, „ich bin fest überzeugt, daß alles, was Sie mir soeben gesagt haben, nur wohlwollend für meine Schwester und für mich gemeint ist. Also zunächst danke ich Ihnen für die Offenheit, mit der Sie gesprochen haben Aber dann habe ich Sie um einen Dienst zu bitten: Sie sind ein erfahrener, weltkluger Mann. Es ist wahrscheinlich, daß Sie recht haben. Sie werden jedoch zugeben, daß die Möglichkeit eines Irrtums nicht ganz ausgeschlossen ist. Meine Schwester ist eine weichherzige, gute Frau, die sich für jedermann, der leidend ist, aufopfern muß. Erinnern Sie sich nur, wie sie im vergangenen Jahr ihr Kammermädchen, als es die Blattern hatte, gepflegt hat. Und sie hatte das Mädchen kaum seit sechs Wochen im Hause, als es krank wurde. Die große Teilnahme, die sie augenblicklich für Herrn Robert Ashton zeigt, kann also möglicherweise nichts als Mitleiden sein für einen Mann, den sie wochenlang dem Tode nahe gesehen hat. Aber angenommen, daß dies nicht der Fall, daß die von Ihnen ausgesprochene Vermutung die einzig richtige sei, so ist es doch im Interesse meiner Schwester wünschenswert, daß die Sache in dem kleinen Klatschnest, das wir bewohnen, nicht verbreitet werde. Nicht jedermann hat Ihre Beobachtungsgabe, Ihren Scharfblick, mein lieber Baron. Ich selbst bin durch das, was Sie mir gesagt

haben, lebhaft überrascht worden. Ich bin mir, aufrichtig gesagt, noch nicht klar darüber, ob ich eine Heirat zwischen meiner Schwester und Ashton wünschen soll oder nicht. Ich habe über die Sache nie nachgedacht. Sie will reiflich überlegt sein. Vorläufig hat mir weder meine Schwester noch Ashton Veranlassung gegeben, sie in Erwägung zu ziehen. — Der Dienst, um den ich Sie also, als den ältesten Freund meiner Schwester bitte, ist der, daß Sie mir versprechen, die ganze Angelegenheit vorläufig noch geheim zu halten."

Das versprach der Baron auf das bereitwilligste und feierlichste. „Ich weiß sehr wohl," setzte er verschmitzt lächelnd hinzu, „daß ich den Ruf eines Mannes habe, der viel spricht. Es ist wahr, ich bin kein wortkarger Mensch. Wozu soll ich schweigen? Giebt es doch so viele komische Sachen zu erzählen. — Aber glauben Sie mir, Wladimir Paulowitsch, der alte Onkel Böhck mag noch so viel sprechen, er sagt doch immer nur das, was er gerade sagen will. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß ernste Menschen tiefe Denker seien; es ist ein noch größerer Irrtum, anzunehmen, daß schweigsame Menschen das Privilegium der Verschwiegenheit haben. Verlassen Sie sich auf mich: kein Wort von dem, was wir hier besprochen haben, wird, einem Dritten gegenüber, über meine Lippen kommen."

Vierzehntes Kapitel.

Massaloff ließ sich nach der Unterredung mit Böhck angelegen sein, seine Schwester sowohl wie deren Gast aufmerksamer zu beobachten. Es wurde ihm bald ganz klar, daß der alte Baron richtig gesehen hatte. Massaloff wußte nicht recht, ob er sich darüber freuen sollte oder nicht. — Ashton war ihm sehr sympatisch. — Aber war er der Mann, um seine Schwester glücklich zu machen? — Massaloff dachte viel darüber nach, ohne sich eine bestimmte Meinung bilden zu können. — Die Vermögensverhältnisse seines Freundes waren ihm nicht bekannt; doch glaubte er annehmen zu dürfen, daß Ashton nicht reich sei. Dieser Umstand konnte ihn weder für noch gegen seinen Freund beeinflussen. Massaloff selbst war reich; seine Schwester besaß ein großes Vermögen. Ashton war ein vornehmer Mann, darüber konnte kein Zweifel sein; ob er reich oder arm sei, war für Massaloff ohne Bedeutung. Man findet heutzutage noch in Ungarn und in Rußland Edelleute, für die Geld nicht denselben Wert hat wie für die meisten anderen Menschen. Massaloff gehörte zu diesen seltenen Ausnahmen. Der Grund dieser

Eigentümlichkeiteit war wohl, daß er in seinem Leben keine Geldsorgen gekannt hatte. — Was ihn weit mehr beunruhigte als die Geldfrage, war seine genaue Kenntnis des eigentümlichen Charakters seiner Schwester und seine vollständige Unkenntnis der Gefühle seines Freundes. Der alte Baron Böhck hatte recht, wenn er die Fürstin Barbara als eine „unbequeme" Frau bezeichnete. Sie war von der Natur so angelegt, daß sie auf die Dauer mit niemand, den sie liebte und mit dem sie häufig zusammen war, glücklich sein konnte. Der verstorbene Fürst W., ein guter, schwacher Mann, hatte sie unglücklich gemacht. Ashton glich dem Fürsten wenig; aber es stand durchaus nicht fest, daß er deshalb besser als dieser geeignet sei, die Fürstin zu beglücken. Massaloff, indem er über das ungetrübte Verhältnis nachdachte, das zwischen ihm und seiner Schwester bestand, kam zu dem Schlusse, daß ein Mann reiferen Alters, wie er selbst, der der Fürstin gegenüber eine Stellung geistiger Überlegenheit einnehmen könnte, am besten geeignet sein dürfte, sein zukünftiger Schwager zu werden. Aber ein solcher Mann befand sich augenblicklich nicht in der Gesellschaft der Fürstin; außerdem wußte Massaloff, daß Barbara sich ausschließlich von ihren eigenen Gefühlen leiten lassen würde, sobald es sich um ihre Verheiratung handelte. All' diese Theorieen und Spekulationen waren also überflüssig.

Massaloff bemühte sich, demnächst zu entdecken, ob Ashton die Zuneigung seiner Schwester erwidere. Aber auch darüber konnte er sich keine vollständige Aufklärung verschaffen. — Ashton war gern mit der Fürstin zusammen, er begleitete sie auf ihren Promenaden, er unterhielt sich

häufig mit ihr, er war ihr dankbar für alles Gute, das sie ihm erwiesen hatte, und versäumte nichts, um dies zu zeigen; aber er war in ihrer Gesellschaft, wie in Gesellschaft anderer, ruhig und gelassen, und nicht ein einziges Mal hatte Massaloff bemerkt, daß er, selbst in eifriger Unterhaltung mit der Fürstin, die langsame, träge Sprechweise aufgegeben hatte, die ihm eigentümlich war. — „Ich fürchte," sagte sich Massaloff, „daß dieses Liebesverhältnis ein einseitiges ist. Dann muß ich ihm sofort ein Ende machen. Barbara darf sich nicht in einen Mann verlieben, der ihre Zuneigung nicht erwidert."

Er bereute, vor wenigen Tagen noch darauf bestanden zu haben, daß Ashton nicht sofort nach Paris zurückkehre. Ein guter Vorwand, um dem vertraulichen Zusammensein in Wiesbaden ein Ende zu machen, wäre ihm augenblicklich sehr gelegen gekommen Aber ein solcher Vorwand fand sich nicht, und Massaloffs Befürchtungen waren nicht lebhaft genug, um ihn zu veranlassen, Ashton gegenüber weniger liebenswürdig und gastfreundlich als bisher zu sein. Er beschränkte sich deshalb darauf, Barbara und Robert so selten wie möglich allein zu lassen. Nachdem jedoch während der nächstfolgenden vierzehn Tage nichts von Bedeutung vorgefallen war, erschlaffte seine Aufmerksamkeit. „Wir sind nun ohne Unfall über vier Monate gekommen," sagte er sich, „wir werden auch über die letzten drei Wochen kommen."

Massaloff war, wie viele seiner Landsleute, leicht zu ermüden. Zähigkeit ist nicht eine hervorragende Eigentümlichkeit des russischen Charakters. Sich selbst gegenüber entschuldigte er seine Sorglosigkeit, indem er sich

sagte, daß die Gefahr, es werde zu einer Erklärung zwischen Robert und Babara kommen, gering sei, und daß, schlimmsten Falles, eine solche Erklärung noch etwas Glückliches für seine Schwester zur Folge haben könne. Sollte Robert sein Schwager werden — nun so wünschte er sich keinen bessern Schwager als ihn. „Irgendwie kommt schließlich immer alles in Ordnung; und diese Sache wird auch schon in Ordnung kommen,“ meinte er. Im allgemeinen kann man nie richtiger spekuliren, als wenn man auf menschliche Trägheit und Unaufmerksamkeit rechnet. Ein Gut, das nur durch lange, unausgesetzte, immerwache, nimmermüde Aufmerksamkeit bewahrt werden kann, geht gewöhnlich verloren.

Massaloff saß an einem heißen Juninachmittage im kühlsten Zimmer der Villa Sophia, als seine Schwester ihn auffordern ließ, eine Spazierfahrt mit ihr und mit Herrn Ashton zu machen. Aber Massaloff wollte sich soeben zu einer Siesta niederlegen und hatte bereits eine „Revue“ aufgenommen, um sich in Schlaf zu lesen. Er ließ sich deshalb bei seiner Schwester, wie er es oftmals gethan hatte, entschuldigen, machte es sich auf dem weichsten Sessel so bequem wie möglich, und schlief nach wenigen Minuten, mit dem offenen Buche in der Hand, sanft ein. — Robert und die Fürstin fuhren unterdessen in der Richtung des Neroberges zur Stadt hinaus.

Es war ein schwüler Sommertag. Über Wiesbaden selbst war der Himmel noch blendend weiß und rein; aber über den bewaldeten Hügeln, denen sich der schnell dahinrollende Wagen näherte, hatten sich schwarzgraue, drohende Gewitterwolken zusammengeballt. Die Luft war

schwer und still. Robert und Barbara fühlten sich beklommen und hatten seit langer Zeit nicht mehr gesprochen. Endlich gelangte der Wagen in den dunklen Schatten des Waldes; aber auch dort herrschte eine schwüle, erschlaffende Atmosphäre. Der Kutscher versetzte die schnellen Traber in eine langsamere Gangart, und bald darauf verfielen sie von selbst in trägen Schritt.

„Der Mann schläft," sagte die Fürstin nach einer Weile leise zu Robert. So war es in der That. Die ruhigen Pferde bedurften jedoch auf der leeren, ebenen Straße der Leitung nicht, und Robert hielt es für unnütz, den Kutscher zu wecken.

Die beiden saßen darauf wieder lange still neben einander. Plötzlich sagte Robert halblaut: „Ganz in der Nähe ist der schönste, stillste Platz im Walde."

Die Fürstin rief den Kutscher bei Namen und befahl ihm anzuhalten. Als dies geschehen war, sprang sie zuerst aus dem Wagen und sagte dann zu Robert, der ihr gefolgt war: „Führen Sie mich nach Ihrem Lieblingsplatz." Dem Kutscher bedeutete sie, an derselben Stelle zu warten.

Robert gab der Fürstin den Arm und bog vom Weg ab in den Hochwald hinein. Sie schritten geräuschlos über einen dichten, weichen Teppich halbfeuchten, braungelben Laubes, das sich seit Jahren unter den Bäumen aufgehäuft hatte. Über ihren Häuptern bildeten blätterreiche, mächtige Zweige alter Buchen und Linden ein grünes, schützendes Dach gegen die feurigroten Strahlen der Spätnachmittagssonne. Es regte sich kein Luftzug. Man hörte keinen Laut. Ashton, seines Weges sicher, bog bald rechts, bald links ab, um den bequemsten Pfad

für seine Begleiterin zu finden. Die Sylphidengestalt der Fürstin glitt in weichen Bewegungen neben ihm dahin. Eine wunderbare, berauschende Sympathie schien die Schritte der jugendlichen Gestalten in vollkommener Harmonie zu leiten.

„Hier sind wir an dem Platze,“ sagte Robert endlich. Sie waren an einer kleinen Lichtung angelangt, am Fuße einer uralten, mächtigen Eiche. Vor ihnen breitete sich die schöne, friedliche Taunuslandschaft aus: grüne Triften, gelbe Ährenfelder, dichtbewaldete Hügel und Berge. Wie ein silberner Faden durchschnitt der Main das stille, reiche Land. In der Ferne erblickte das Auge die roten Thürme der Kathedrale und die goldene Kuppel der russischen Kapelle von Wiesbaden, weiterhin noch zeigte ein unklarer großer Flecken, aus dem riesige, unklare Umrisse nebelhaft hervorragten, die Stadt Mainz. Ein lebendes Wesen war nirgends zu erblicken. Alles ruhte nachmittagsmüde.

Am Fuß der Eiche stand eine kleine, rohe, bemooste Bank. Die Fürstin zog ihren Arm langsam aus dem ihres Begleiters und ließ sich dort ermattet nieder. Robert stand einige Sekunden wie unentschlossen vor ihr. Dann setzte er sich ebenfalls. Keines sprach ein Wort. Langsam, beiden unbewußt gewissermaßen, legte sich der Arm des Mannes um die Gestalt der Frau und zog sie leise, leise an seine Brust. Sie gab nach wie weiches, geschmeidiges Wachs unter dem Druck der bildenden Hand, ihre ängstlichen braunen Kinderaugen blickten vertrauend zu ihm hinauf; aber plötzlich sah er den Blick nicht mehr, seine eigenen Augen schlossen sich, und zwei brennende Lippen-

paare waren in einem Kusse vereint. Im nächsten Augenblicke bog Barbara sanft das Haupt zurück, und ihre kleine, schwache Hand legte sich schüchtern abwehrend auf die Schulter des geliebten Mannes.

„Mein Robert, mein Geliebter!“ sagte sie.

Er erwachte wie aus einem Traum und stand schnell auf. Sie blickte verwundert, fast erschreckt zu ihm empor. Er war totenblaß geworden. Hundert Gedanken kreuzten sich in seinem Hirn: Isabella — die Fürstin — die Vergangenheit — das Heute — die Zukunft. Fast verwirrten sich seine Sinne; aber eins wußte er mit tödlicher Gewißheit, daß das, was er soeben gethan hatte, nun bei Strafe, in seinen eigenen Augen ehrlos zu werden, gesühnt werden müßte. „Bis zum Ende!“ war immer sein Wahlspruch gewesen; — „bis zum Ende,“ — sagte er sich auch jetzt wieder. „Mag kommen, was da kommen mag, ich will meine Pflicht thun.“ Er erhob den rechten Arm gleichsam wie zum Schwur, und ohne die Fürstin anzusehen, die Augen auf den gewitterschweren Himmel gerichtet, sagte er feierlich: „Ich will mein Bestes thun, damit du diese Stunde nie bereust,“ und den Blick dann auf die Fürstin herabsenkend, die sich furchtsam, durch den seltsamen Auftritt befremdet, noch nicht vom Platze gerührt hatte, setzte er freundlich beruhigend hinzu: „Komm Barbara, wir wollen nun deinen Bruder aufsuchen.“

Sie erhob sich freudig, bereitwillig und trat an seinem Arm den Rückweg bis zum Wagen an.

Das Gewitter war nun heraufgezogen und drohte jeden Augenblick sich über ihren Häuptern zu entladen. Ein scharfer Wind zog durch den Wald. Er hob das

trockene Laub wirbelnd empor, machte die großen Baumzweige ächzend schwingend und die rauschenden Blätter erzittern. Rötliche Blitze zerrissen das schwarze Gewölk, aus der Ferne ertönte das dumpfe, finstere Rollen des Donners. Große, laue Regentropfen fielen langsam nieder. Robert und Barbara beschleunigten ihre Schritte und erreichten nach wenigen Minuten den Wagen.

Der Kutscher hatte die Kalesche, die auf der Herfahrt offen gewesen war, nun zugemacht. Er schien etwas beunruhigt und versetzte seine Pferde in scharfen Trab, sobald die Fürstin und Robert im Wagen Platz genommen hatten. In demselben Augenblick brach das Ungewitter mit furchtbarer Gewalt los. Ein schwefelgelber, blendender Blitz zerschnitt die Luft und wurde von einem betäubenden Donnerschlage gefolgt, prasselnd und klatschend schlug der Regen gegen das Leder und die Scheiben des Wagens, und mit wütendem Geheul kam der Sturm gezogen. Die erschreckten Pferde machten einen Sprung vorwärts; aber es gelang dem Kutscher, sie rasch wieder zu beruhigen.

„Ich glaube, es ist besser," sagte Robert, „ich fahre. Der Kutscher ist vielleicht nicht stark genug, um die Pferde, wenn sie durchgehen sollten, zu halten."

„Nein, nein!" rief die Fürstin ängstlich. „Der Mann ist seit zehn Jahren in meinen Diensten, und die Pferde gehorchen ihm besser als irgend jemand anders. Ich will nicht allein bleiben."

Robert gab ohne ein Wort nach, und die Fürstin setzte nun freundlich und ruhig lächelnd hinzu: „Ich habe keine Furcht "

Sie hatte auch in der That nicht die geringste Furcht.

Es konnte ihr nichts geschehen, was sie nicht mit Robert teilte, und das konnte nichts Schlimmes sein.

Das Unwetter tobte fort. Blitze und Donnerschläge folgten sich in kurzen Zwischenräumen. Der lange Sommertag nahte seinem Ende noch nicht; doch war es in dem Wagen beinahe dunkel. Manchmal glaubte Robert, daß die Pferde durchgingen; aber dann hörte er die Stimme des russischen Kutschers, und seine Worte schienen die geängstigten Tiere immer wieder zu beruhigen.

„Sie hatten recht, sich auf den Kutscher verlassen zu wollen," sagte Robert, sich zu seiner Begleiterin wendend. „Der Mann versteht sein Handwerk besser als ich."

Robert bemerkte, daß er die Fürstin unwillkürlich wieder mit „Sie" angeredet hatte und er glaubte, daß die Fürstin dies auch bemerken müsse. Hätte er Isabella einmal in seinem Leben geküßt, so hätte das vertraulichste Verhältnis zwischen ihm und ihr sich nie wieder verändern können. Das wußte er, aber daran durfte er jetzt nicht mehr denken. Er warf sich vor, in diesem Augenblick daran gedacht zu haben. Er ergriff, um vor sich selbst den Fehler wieder gut zu machen, die Hand der Fürstin, führte sie an seine Lippen und behielt sie dann in seiner Hand. Die Fürstin saß still und unbeweglich neben ihm. Sie fühlte sich vollkommen glücklich. Sie konnte Roberts Gesicht nicht sehen, sonst würde der Ausdruck ruhiger Befriedigung, der auf ihren eigenen Zügen lag, rasch verschwunden sein.

Der weite Weg war in ungewöhnlich kurzer Frist zurückgelegt worden, und der Wagen näherte sich der Stadt. Das Gewitter hatte an Heftigkeit verloren, die

Luft war wieder hell geworden, aber es regnete noch immer in Strömen. In wenig Minuten konnte die Villa Sophia erreicht sein. Ashton hatte sich noch nicht klar gemacht, wie er vor Massaloff hintreten sollte. Er hatte der Fürstin im Walde gesagt: „Komm, wir wollen nun deinen Bruder aufsuchen.“ Er bereute dies nicht, aber er suchte vergeblich nach den Worten, die Massaloff über das, was vorgefallen war, aufklären sollten. Noch ehe er etwas gefunden hatte, bog der Wagen in den Park ein und hielt vor der Villa Villa Sophia. Massaloff stand grüßend auf der Veranda.

„Nun, sind Sie naß geworden?“ rief er den Ankommenden lächelnd entgegen. „Ich war etwas beunruhigt und bin froh, Sie wohl und munter wiederzusehen. — Wie haben sich die Pferde benommen?“

Weder Robert noch die Fürstin antworteten. Ashton half der Fürstin aus dem Wagen, er hielt die Hand, die sie ihm gereicht hatte, fest und trat so mit ihr in das Haus. Massaloff verließ gleichzeitig den Balkon und kam dem eintretenden Paar entgegen. Er drehte dem Lichte den Rücken zu, und sein Gesicht war im Schatten. Robert und die Fürstin dagegen standen voll beleuchtet vor ihm. Massaloff erriet auf den ersten Blick, noch ehe Robert ein Wort gesprochen hatte, was vorgefallen war. Er war dadurch eine Sekunde betroffen, aber auch nur eine Sekunde.

„Massaloff,“ sagte Robert mit fester Stimme, „ich habe um die Hand Ihrer Schwester angehalten und sie hat meinen Antrag nicht zurückgewiesen.“ Gleichzeitig ließ er Barbaras Hand fallen und reichte Massaloff seine Hand.

Dieser ergriff die dargebotene Rechte schnell und drückte sie herzlich und sagte mit sichtlicher Rührung: „Ich

wünsche Ihnen, lieber Ashton, und meiner Schwester von ganzem Herzen Glück.

Darauf umarmte er die Fürstin, die mit niedergeschlagenen Augen dagestanden hatte und nun leise und glücklich weinte.

Als Robert sich einige Stunden später allein in seinem Zimmer befand, schloß er, gegen seine Gewohnheit, die Thür zu, um sicher zu sein, von niemand gestört zu werden, dann setzte er sich nieder und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln. Seit dem Auftritt im Walde war er noch nicht im Stande gewesen dies zu thun. Die Gegenwart der Fürstin und ihres Bruders hatte ihn gezwungen, sich Gewalt anzuthun, um seine Verwirrung zu verbergen. Er hatte während des ganzen Abends, der ihm endlos lang erschienen war, eine fortwährende und furchtbare Beklemmung empfunden, er hatte gefühlt, daß nun sein Schicksal besiegelt sei und er hatte sich danach gesehnt, allein zu sein, um sich von der ganzen Ausdehnung seines Unglücks Rechenschaft ablegen zu können. Jetzt nun zogen die Ereignisse des Tags wieder an seinem Geiste vorüber. Wie war er dazu gekommen, die Fürstin zu umarmen? — Er liebte sie nicht. Niemals, das konnte er sich selbst in seinem Elend zur Ehre nachsagen, niemals war ihm der Gedanke gekommen, die ihm geschenkte Gastfreundschaft zu mißbrauchen. Er hatte sich in keiner Weise um die Liebe der Fürstin beworben, ihre Gunst war ihm sogar gewissermaßen gleichgiltig gewesen. Noch wenige Minuten vor dem verhängnisvollen Augenblicke, der über sein Leben enschieden hatte, würde er es für unmöglich gehalten haben, das zu thun, was er aus

freien Stücken gleich darauf gethan hatte. — „Ich war von Sinnen,“ sagte er. — Mit bitterer, nagender Reue dachte er an das, was geschehen. Es kam ihm vor, als ob er Isabella nun erst wirklich verloren habe. Heute früh war er noch frei gewesen, heute früh hatte er noch das Recht gehabt, sich um sie zu bewerben, heute früh konnte er noch hoffen . . . Jetzt war alles verloren. „Ich bin ein elender Mann,“ sagte er. — „Was bleibt mir nun zu thun übrig?“ fragte er sich sodann.

Er stand auf und ging, sich die Stirn reibend, unruhig im Zimmer auf und ab. Er blieb am Fenster stehen und schaute in die laue, helle Sommernacht hinaus. Eine Sternschnuppe fiel vom Himmel. Ein Aberglaube aus seiner Kindheit, wonach das in Erfüllung geht, was man sich in der kurzen Zeit wünscht, während der man eine Sternschnuppe erscheinen und verschwinden sieht, dieser alte Ammenglaube fiel ihm ein. „Ich wünsche, ich wäre tot,“ sagte er. — Er trat wieder vom Fenster zurück, und von neuem maß er das Zimmer mit unruhigen Schritten. „Was soll ich thun? Was soll ich thun?“ fragte er sich immer wieder. — „Bis zum Ende!“ antwortete er sich selbst endlich. Er wurde etwas ruhiger.

Der Gedanke, daß man eine Pflicht zu erfüllen hat und sie erfüllen will, ist in allen Lagen des Lebens ein tröstlicher. Nichts ist leichter, als seine Pflicht zu erkennen, wenn man sich nur nicht selbst belügen will. Robert befand sich einer edlen Frau gegenüber, die ihn vom Tode errettet hatte. Diese Frau liebte ihn. Mit schöner weiblicher Schüchternheit hatte sie ihm ihre Liebe verborgen bis zu dem Augenblicke, wo sie — wenn er nicht ein

ehrloser Mann war — mit Bestimmtheit annehmen mußte, er liebe sie. Er hatte sie in seine Arme geschlossen, sie, seine Wohlthäterin, die Schwester seines Freundes, die Frau des Hauses, dessen Thüren ihm in vertrauender Gastfreundschaft geöffnet worden waren. Sein erster Gedanke, nachdem dies geschehen, war der richtige gewesen. „Ich will mein Bestes thun," wiederholte er, und er fühlte sich beruhigt, ja gewissermaßen zufrieden.

Kein Mensch kann mit Sicherheit von sich selbst sagen, daß er wirklich ein Ehrenmann ist, bis er rein aus großer Versuchung, die in eines jeden Menschen Leben wenigstens einmal an ihn herantritt, hervorgegangen ist. Robert fühlte mit bitterem Stolz, daß er die Versuchung überwunden habe. Er öffnete ein kleines Album, das ihn nie verlassen hatte und das die Photographieen seiner verstorbenen Eltern, seines Bruders und die von Isabella Gower enthielt. Diese vier waren ihm die teuersten Menschen auf der Welt gewesen. Isabella hatte ihm vor Jahren, als er auf Reisen ging, als fünfzehnjähriges Mädchen ihre Photographie geschenkt, und hatte damals ohne Arg und ohne Zaudern darauf geschrieben: „To my dear friend Robert." Es hätte Robert in diesem Augenblick keine Überwindung gekostet, die Photographie zu vernichten. Er that es nicht, aus einem angeborenen Widerwillen gegen alles Theatralische. Er wollte das Bild nicht mehr täglich vor sich sehen, weil er glaubte, er habe nicht mehr das Recht dazu. Der leere Platz in dem kleinen Album gebührte in Zukunft der Fürstin, seiner Braut. Sie sollte ihn haben. Aber er wollte Isabellas Photographie nicht zerreißen; das kam ihm kindisch vor.

Er schob das Bild in einen Umschlag, den er versiegelte und auf den er, um ihn nicht mit anderen zu verwechseln, einfach schrieb: „Isabellas Bild, Juni 1865.“ Diesen Umschlag legte er dann in ein Portefeuille, das er auf Reisen mit sich führte und in dem er allerhand Papiere und Briefschaften von einiger Wichtigkeit aufzubewahren pflegte. Nachdem er dies gethan hatte, setzte er sich hin und blieb mit starren Gesichtszügen und trockenen Augen noch lange, lange sitzen.

Am nächsten Morgen, ehe er in den Salon hinabgestiegen war, in dem er mit der Fürstin und Massaloff zusammentreffen mußte, machte er sich zur Aufgabe, seinem Bruder zu schreiben, um diesem seine Verlobung anzuzeigen. Er war sehr verlegen, wie er dies anfangen sollte. Aber ein Gedanke, der ihm plötzlich kam — er wunderte sich, daß er ihn nicht sofort gehabt hatte, so einfach und natürlich erschien er ihm nun — machte ihm die Sache leichter. „Ich muß meinem Bruder schreiben“, sagte er sich, „als ob ich sehr glücklich über das sei, was vorgefallen ist, als ob ich mich nach reiflicher Überlegung und aus freien Stücken mit der Fürstin verlobt habe.“ Darauf nahm er die Feder, und nach kurzem Nachdenken schrieb er, wie folgt:

„Wiesbaden, Villa Sophia, den 21. Juni 1865.

Lieber Heinrich!

Ich habe gestern um die Hand der Fürstin Barbara angehalten und mein Antrag ist angenommen worden. Du hast die Fürstin kennen gelernt und Du teilst meine Bewunderung für sie. Sie ist das edelste weibliche Wesen,

das ich in meinem Leben angetroffen habe. Ich bin ihr dankbar für ihre Liebe und für das Vertrauen, das sie mir schenkt, und der große Zweck meines Lebens wird fortan sein, sie glücklich zu machen. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß Du mit Freude und Stolz eine Schwester in ihr willkommen heißen wirst. — Teile den Inhalt dieses Briefes den Deinigen mit, sowie Tante Mary, Frau von Luçay und Jacques. Ich bin augenblicklich nicht zum Schreiben aufgelegt. In einigen Tagen denke ich die nötige Ruhe gefunden zu haben, und dann will ich selbst das Versäumte nachholen. Meine Braut würde Dich gewiß herzlich grüßen lassen, wenn sie wüßte, daß ich schreibe. Aber es ist sieben Uhr morgens, und außer mir und den Kutschern scheint noch alles in der Villa Sophia zu schlafen.

Dein Robert."

Ashton las diesen Brief wieder durch und war nicht damit zufrieden. Es schien ihm, daß sein Bruder daraus ersehen müsse, daß er am Ende doch nicht so glücklich und zufrieden sei, wie er zu scheinen wünschte; aber dessen ungeachtet schickte er den Brief ab. „Wenn ich es auch zwanzigmal probirte", sagte er sich, „etwas Gutes würde ich doch nicht zu Stande bringen. Dies sagt das Notwendige und sagt die einfache Wahrheit, und das ist die Hauptsache."

Robert Ashton

Zweiter Teil

Erstes Kapitel.

Sir Henry und Lady Ashton wurden durch den Brief, in dem Robert ihnen seine Verlobung mit der Fürstin Barbara anzeigte, sehr überrascht, und die Überraschung war eine höchst peinliche. Die guten Leute hatten sich während ihres Alleinseins in Rom an den Gedanken gewöhnt, daß Robert Isabella heiraten werde, und beide waren in diesem Gedanken glücklich gewesen. Während der zahlreichen und langen Unterhaltungen, die sie über diesen Gegenstand gepflogen hatten, waren schöne Luftschlösser aufgebaut worden, die nun alle zusammenbrachen. Dazu kam bei Sir Henry ein gewisses Gefühl der Beschämung, und bei Lady Ashton, der dies nicht entging, ein Unwille, der nicht ganz frei von Mißachtung war, gegen den Mann, der dies Gefühl hervorrief. Robert war in Rom von seinem Bruder auf einen hohen Sockel gestellt worden, von dem er nun schnell wieder herabgezogen werden mußte.

Sir Henry war verlegen. Er wußte sich die Sache nicht zu erklären. „Sonderbar — sonderbar", sagte er ein über das andere Mal. Er konnte sich während des ganzen Tages nicht entschließen, etwas in der Angelegenheit

zu thun und die verschiedenen Aufträge seines Bruders auszuführen. Er sagte sich jedoch, daß er an Robert und auch an dessen Braut, mit der er seit seiner Abreise von Wiesbaden in ziemlich regelmäßigem Briefwechsel gestanden hatte, sofort schreiben müsse. Erst spät abends, nachdem Lady Ashton sich zurückgezogen und ihn mit seinen Gedanken allein gelassen hatte, gelang es ihm, die beiden Briefe aufzusetzen. Er zerriß zunächst ein halbes Dutzend Entwürfe, die ihn nicht befriedigten. Endlich standen die kurzen Briefe, die ihm so große Mühe gekostet hatten, wie folgt da:

„Lieber Robert!

Empfange meine herzlichsten Glückwünsche, sowie die meiner Frau (dieser kurze Zusatz: ‚sowie die meiner Frau‘ war ihm glücklicherweise im letzten Augenblick beim Abschreiben eingefallen.) Ich werde nach Deinem Wunsche die große Nachricht sofort nach Paris und nach Freshwater weitergeben. Man kennt dort die Fürstin Barbara als Deine Lebensretterin und man verehrt sie als solche; man wird stolz darauf sein, bald eine nahe Verwandte in ihr begrüßen zu können. Einliegend zwei Worte für Deine Braut. Ich bin zu erregt und zu beschäftigt, um Dir heute ausführlicher schreiben zu können aber ich hole dies bald nach. Ich denke auch, Dich nun binnen kurzer Frist zu sehen. Grüße Deinen zukünftigen Schwager, Massaloff, herzlich von mir. In treuer Liebe

Dein Henry.“

„Meine liebe und verehrteste Fürstin!

Robert teilt mir soeben mit, daß er um Ihre Hand angehalten und Sie ihm Ihr Jawort gegeben haben. Ich

wünsche Ihnen und meinem Bruder von ganzem Herzen Glück. Mögen Sie lange Jahre vereint leben und alles Gute, dessen Sie so würdig sind, in reichstem Maße genießen. Sie haben sich bereits meine Verehrung und meine Dankbarkeit erworben; es wird mir leicht werden, in Ihnen eine liebe Schwester zu begrüßen. Lassen Sie mich hoffen, daß Sie in mir für alle Zeiten einen treuen und ergebenen Bruder erblicken werden. Lady Ashton sendet Ihnen die herzlichsten Grüße und Glückwünsche."

Sir Henry war mit diesen Briefen ebenso unzufrieden, wie Robert es mit seinem Brief an ihn gewesen war. Sie kamen ihm kalt und förmlich vor. „Es sind Phrasen, wie man sie in jedem gedruckten Briefsteller findet", sagte er sich. Aber er fühlte, daß er eben nichts als leere Phrasen schreiben konnte und durfte. Er mißbilligte die Heirat, aber er hatte kein Recht, Robert dies zu schreiben. Das hätte nichts genützt, und hätte das Verhältnis zwischen ihm und seinem Bruder wahrscheinlich zerstört. Robert war ihm plötzlich rätselhaft geworden; aber er liebte ihn deswegen nicht weniger als früher. Er wollte sich nicht mit ihm zanken. Für die Fürstin fühlte er aufrichtige Verehrung. Dieser hatte er gar nichts vorzuwerfen. Robert hatte um ihre Hand angehalten; sie war vollständig frei und hatte den Antrag angenommen. Es wäre höchst ungerecht gewesen, ihr zu zürnen. Er hatte es nicht übers Herz bringen können ihr zu schreiben, daß er sich über die Verlobung freue; aber er hatte sagen dürfen, er wünsche ihr und seinem Bruder Glück. Das war die Wahrheit.

Die Briefe an Tante Sophie in Paris und Jacques

waren rasch geschrieben. Sie kosteten Sir Henry nicht die geringste Mühe. Aber etwas anderes war es, als es sich nun darum handelte, an Tante Mary und an Isabella zu schreiben. Mit diesen Schriftstücken konnte Sir Henry nicht fertig werden. Der vergeblichen Versuche müde legte er sich zu Bette, um die Sache am nächsten Morgen mit Lady Ashton zu überlegen.

Die kleine Frau wußte, wie gewöhnlich, guten Rat. „Das Beste ist, gar nicht zu schreiben. Ich werde auf einen Tag nach Freshwater gehen und die Sache mündlich erledigen“, sagte sie.

Sir Henry, der damit gern einverstanden war, telegraphirte darauf an Miß Mary Gower in Freshwater, Isle of Wight, und zeigte ihr an, daß Lady Ashton am nächsten Morgen mit dem ersten Schnellzuge von London abreisen und um zwölf Uhr mittags in Yarmouth eintreffen werde. — Besuche von Charlotte in Freshwater waren nichts Ungewöhnliches, und die angekündigte Reise bedurfte also vorläufig keiner weitern Erklärung.

Lady Ashton fuhr am nächsten Morgen zur festgesetzten Stunde ab. Sie reiste allein und hatte auf der Strecke zwischen London und Lymington zwei Stunden Zeit, um sich auf die Zusammenkunft mit ihrer Schwester vorzubereiten. Sie war ängstlich und unruhig wie jemand, der es übernommen hat einer geliebten Person den unerwarteten Todesfall eines nahestehenden Verwandten mitzuteilen. — „Wie wird Isabella die Nachricht aufnehmen?“ Das war ihre große Sorge.

In Lymington begab sie sich an Bord des Dampfbootes, das den Passagierdienst zwischen diesem Ort und

der kleinen Hafenstadt Yarmouth versieht. Schon aus weiter Entfernung erkannte sie am Landungsplatze Miß Gowers Ponychaise, und gleich darauf entdeckte sie auch unter den am Ufer Wartenden Tante Mary und Isabella. Das Herz schlug ihr. Wenige Minuten darauf hatte sie Tante und Schwester umarmt, war von beiden mit herzlicher Freude bewillkommnt worden und saß in der Ponychaise, Isabella gegenüber, neben Tante Mary, die, wie gewöhnlich, selbst die Zügel genommen hatte. Das kleine Fuhrwerk konnte nicht mehr als drei Personen fassen. Ein Diener war nicht mit nach Yarmouth gekommen.

Sobald der Wagen die Stadt verlassen hatte, entledigte sich Lady Ashton ihres Auftrages. Sie hatte sich vorher überlegt, daß dies das Beste sein würde. — „Die Sache sieht dann nicht so wichtig aus", hatte sie sich gesagt.

„Ich bringe eine große Neuigkeit", fing sie an. „Robert verheiratet sich."

Gott sei Dank! Nun war es gesagt.

„Mit der schönen russischen Fürstin!" rief Tante Mary lebhaft. „Habe ich recht?"

„Ja, du hast recht."

„Nun, das freut mich", fuhr das alte Fräulein schnell fort. „Das ist gerade eine Frau, wie ich sie Robert gewünscht hatte: gut, reich, schön und vornehm." Sie war so aufgeregt, daß sie gar nicht auf Isabella achtete. Sie überhäufte Lady Ashton mit Kreuz- und Querfragen, und nach jeder Antwort wiederholte sie: „Nun, das freut mich!"

Isabella hatte noch kein Wort gesprochen. Sie war vielleicht, als sie die Nachricht von der Verlobung empfing, etwas bleicher geworden; aber das war alles. Die Mit-

teilung kam ihr nicht unerwartet. Seit Monaten hatte sie sich an den Gedanken gewöhnt, daß Robert die Fürstin heiraten werde. Er heiratete sie nun in der That. Es war das Schlimmste, was ihr begegnen konnte; aber sie war darauf vorbereitet gewesen. Sie durfte nun nicht mehr hoffen, ihren Robert wiederzusehen. Herr Ashton, der Gemahl der Fürstin Barbara, war für sie ein Fremder. Der Freund ihrer Jugend, die einzige Hoffnung ihres reinen, stolzen Herzens war dahingegangen. Alles war nun verloren, und es gab keine Möglichkeit mehr, das Verlorene je wieder zu gewinnen. — So sieht ein Spieler das letzte Goldstück verschwinden, mit dem er, schon verzweifelnd, doch gehofft hatte, das Glück noch einmal an sich zu fesseln: mit bitterem, nagendem, stillem Schmerze, aber ohne leidenschaftlichen Zornausbruch.

Lady Ashton wagte kaum, einige verstohlene Blicke auf ihre Schwester zu werfen. Isabella fühlte sich aber von ihr beobachtet und atmete auf, als der Wagen endlich das kleine freundliche Landhaus, das Tante Mary seit langen Jahren bewohnte, erreicht hatte. Es war dem jungen Mädchen jedoch noch nicht gestattet, allein zu bleiben. Sie hatte Charlotte auf das für sie in Bereitschaft gesetzte Zimmer zu führen und die letzten Anordnungen zum Frühstück zu treffen.

Miß Mary Gower verwaltete ihre kleine Besitzung mit musterhafter Ordnung. Auf der ganzen Insel Wight gab es keinen besser gepflegten Garten, als den von Down-Cottage, und nirgends glänzten die Fenster so rein und so hell wie dort. Die ganze Wirtschaft war eine Verkörperung der Begriffe Reinlichkeit und Ordnung. Miß Gower hatte den ganzen Tag vollauf zu thun, — ob-

gleich die alten Diener und Mägde ihre Eigenheiten kannten und achteten und sich bemühten, ihr jeden Wunsch an den Augen abzusehen, damit alles stets bei ihr, vom Boden bis zum Keller, im Garten wie im Hof, in der makellosen Verfassung bleibe, in der sie sich allein ruhig und zufrieden fühlte. Aber wenn Isabella oder Marie von Luçay, Tante Marys Patenkind, nach Down-Cottage kamen, dann legte sich Miß Gower mit allergrößter Überwindung das Opfer auf, sich „gar nicht", wie sie sich ausdrückte, um die Wirtschaft zu bekümmern. „Junge Mädchen müssen haushalten lernen", sagte sie; und die Nichten wurden dann von früh bis spät in Atem gehalten. Sie mußten das Essen bestellen, den Garten überwachen, der Kuh und dem Pony zur rechten Zeit Besuche abstatten, die Wäsche herausgeben, die Töpfe und das Geschirr in Augenschein nehmen — kurz die Hausfrau vollständig vertreten. Tante Mary saß während der Zeit in ihrem kleinen Salon, mit viel zu großen Handschuhen auf den mageren, alten Händchen, einer großen, runden Brille vor den hellen blauen Augen, und mit einem guten, soliden, dicken Buch in der Hand, in dem sie seit Jahren während ihrer sogenannten „Feiertage" las oder zu lesen vermeinte. Aber sie fand nur selten die nötige Ruhe, um ein angefangenes Kapitel bis zum Ende durchzulesen. Ihre Gedanken verfolgten die unerfahrenen Stellvertreterin auf Schritt und Tritt. Manchmal wurde ihre Unruhe so groß, daß sie gegen ihren Willen aufstand, um der Nichte zu helfen. — „Es wird sonst zu viel für das arme junge Ding", sagte sie, um vor sich selbst den unnützen Eifer zu entschuldigen. — Diesmal hatte sie Isabella jedoch nur

auf „halbe Arbeit" gesetzt. Isabella war nicht so stark und so wohl wie gewöhnlich und bedurfte der Pflege. Tante Mary hatte ihr Seebäder und lange Spaziergänge verordnet und ihr nur die Verwaltung des Gartens und der Tafel abgetreten. Dies gab jedoch Isabella, besonders während der Anwesenheit ihrer Schwester, noch genug zu thun, um sie zu verhindern, viel allein zu sein.

Tante Mary hatte keine Ahnung davon, daß das Gespräch über Roberts Verlobung Isabella peinlich sein könnte und kam fortwährend wieder auf diese Angelegenheit zurück. Charlotte fühlte, daß ihre Schwester darunter leide und bemühte sich, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, aber es gelang ihr nur selten. Übrigens hatte Isabella den unerwarteten Schlag viel ruhiger ertragen, als Charlotte gefürchtet hatte, und die gute Frau glaubte sich mit dem Gedanken trösten zu können, daß Isabella den Schmerz, den sie augenblicklich noch fühlen mochte, mit der Zeit überwinden werde. Um dies zu beschleunigen wünschte sie, daß Isabella sich zerstreuen möge und schlug vor, sie solle mit ihr nach London zurückkehren.

„Du hast noch gar nichts von der Saison gehabt", sagte sie, „komm' wenigstens auf vierzehn Tage nach London, um dich deinen alten Freunden und Bekannten zu zeigen. Alle Welt fragt nach dir und wundert sich, weshalb du jetzt nicht in der Stadt bist. Du kannst im Monat August wieder nach Freshwater zurückkehren."

Tante Mary sagte dazu kein Wort. Isabella war einundzwanzig Jahre alt, man mußte daran denken, sie zu verheiraten, es war nicht gut für sie, daß sie sich ganz von der Welt zurückzog. Charlotte hatte recht, sie

aufzufordern nach London zu kommen. Aber Isabella wollte in dieser Beziehung keine Vernunft annehmen.

„Nein, nein! ich gehe nicht nach London", antwortete sie. „Ganz bestimmt, ich gehe nicht."

„Aber Isabella", sagte Lady Ashton, „willst du dich nicht wenigstens ein paar Tage zeigen? Was sollen die Leute denken, wenn man dich während der ganzen Saison nicht sieht?"

„Nun, sie können die Wahrheit denken", antwortete Isabella, „daß ich nicht ganz wohl bin und daß ich mich in Freshwater bei Tante Mary besser aufgehoben fühle, als in dem heißen staubigen London. — In Hyde-Park spazieren fahren, die Vorüberfahrenden ansehen und von ihnen angestarrt werden, in heiße Theater gehen, in überfüllten Sälen ersticken — nein, nein, ich werde krank, wenn ich nur daran denke! — Ich bleibe hier."

„Willst du gar nicht wieder zu uns kommen?"

„Aber, Charlotte ... Du willst mich böse machen ... Welche Frage! Ich mag nicht in London zu euch kommen, wo ich nichts von euch habe, wo du spät aufstehst, des Nachmittags Besuche machst oder empfängst und jeden Abend ausgehst. Sobald ihr euch in Alton-House niedergelassen habt, geselle ich mich selbstverständlich wieder zu euch."

Lady Ashton sah im Laufe des Abends und am nächsten Morgen ihre Schwester nur wenige Minuten allein. Es war klar, daß Isabella eine vertrauliche Unterhaltung mit ihr vermeiden wollte. Charlotte begriff dies und machte keinen Versuch, ihrer Schwester ein Geständnis abzulocken. Sie bemühte sich, vollständig harmlos zu erscheinen, als ahne sie nicht, was in Isabellas Herzen vorging. Isabella

durchschaute dies und war ihr dafür dankbar; aber sie wollte nicht sprechen.

Lady Ashton kehrte bereits am nächsten Tage nach London zurück; — und nun waren Miß Gower und Isabella wieder allein.

Nach dem Mittagsmahl bereitete sich Isabella zu ihrem gewöhnlichen großen Spaziergang vor. Seit vierundzwanzig Stunden sehnte sie sich darnach. Bis zum letzten Augenblick hatte sie gefürchtet, daß Tante Mary ihr anbieten werde, sie zu begleiten; aber glücklicherweise geschah es nicht. Miß Gower hatte nach der Abreise ihrer Nichte Charlotte, die nichts in Unordnung gebracht hatte, sehr viel zu thun, um alles wieder in Ordnung zu bringen.

Freshwater ist ein kleiner Ort, an der Westspitze der grünen Insel Wight gelegen. Während der kurzen Badesaison, in den Monaten August und September, versammeln sich dort einige wenige Gäste, gewöhnlich immer dieselben, die den anspruchslosen, freundlichen Ort liebgewonnen haben und denen die Ruhe, die sie dort finden, besser gefällt, als das laute Treiben anderer englischer Seebäder. Vor August und nach September ist es in Freshwater still und einsam.

Down-Cottage war auf der Düne, dicht am Meer gelegen. Isabella bog, ohne von jemand beobachtet zu werden, rechts ab, sobald sie das Haus verlassen hatte, stieg einen steilen Hügel empor und befand sich allein auf der weiten, grünen Düne. Vor ihr lag Alumn-Bay mit seinen regenbogenfarbenen Klippen, links die offene See und rechts, einem hellblitzenden Krystallspiegel gleich, der Solent, der die Insel Wight von England trennt. —

Zahlreiche Dampfboote, Segelschiffe, Fischernachen durchzogen den engen Meeresarm in allen Richtungen. Der klagende Schrei der Möwe hallte aus der Tiefe empor. Sonst ließ sich kein Laut hören.

Isabella ging rasch weiter, bis sie die äußerste Spitze der Insel erreicht hatte. Dort, angesichts der vom Sturm und den Wellen zerrissenen, scharfen, weißen Nadelklippen ließ sie sich endlich nieder. Nun konnte sie ihrem Schmerze, den sie bis jetzt niedergekämpft hatte, freien Lauf geben — aber sie weinte nicht. — Wie Robert vor wenigen Tagen in seinem Zimmer in Wiesbaden sich ratlos gefragt hatte: „Was soll ich thun?" so fragte auch Isabella sich jetzt: „Was bleibt mir noch zu thun übrig?" Sie war ebenso elend wie Robert, und sie war ratloser. Robert hatte sich sagen können: „Ich will meine Pflicht bis zum Ende thun", — und er hatte sich dabei eine bestimmte Aufgabe stellen können. Isabella sah nur ein ödes, freudenloses Leben, ohne Kampf und ohne Befriedigung, vor sich. Sie zürnte Robert nicht, sie glaubte nicht, daß sie ihm etwas vorzuwerfen oder zu vergeben habe. Sie hatte Robert von sich gewiesen, er war in seinem Rechte, sein Glück bei einer andern gesucht zu haben. Sie durfte ihn nicht anklagen, sie hatte nicht einmal das Recht, sich selbst zu beklagen. Und doch fühlte sie sich unverschuldet elend und verlassen . . . Sie saß lange Zeit unbeweglich, bis ihr die Augen, die sie unverwandt auf die blitzende See gerichtet hatte, zu schmerzen anfingen. Die Sonne sank hinter den in Dunst und Nebel gehüllten Höhen von Cornwallis goldigrot, von wunderbar reichfarbigen Wolkengebilden umgeben, ins Meer. Ein kalter Windzug fuhr

über die Düne und machte Isabella fröstelnd erzittern. Große, stille Thränen traten ihr in die brennenden Augen und fielen langsam auf die marmorblassen Wangen. Sie stand auf und trat den Heimweg an. Sie glaubte nicht, daß sie die Frage, was sie nun noch im Leben thun sollte, gelöst habe. Aber sie hatte sie gelöst, denn sie hatte sich gesagt: „Ich will ruhig fortleben, und ich will mich niemals beklagen, und niemand soll erfahren, wie unglücklich ich bin.“

Zweites Kapitel.

Die nächsten Tage gingen still und ereignislos in Freshwater dahin.

Isabella sah etwas blaß und angegriffen aus, aber sie bekümmerte sich um ihre häuslichen Beschäftigungen mit gewohnter Pünktlichkeit und sie klagte über nichts. Die Augen des alten Fräuleins folgten ihr jedoch häufig und mit zunehmender Besorgnis.

„Was mag dem Kinde fehlen?" fragte sich Miß Gower. „Es ist nicht natürlich, daß sie so still und traurig einhergeht." Aber Tante Mary war eine zurückhaltende, rücksichtsvolle Person und wagte es nicht, eine unbequeme Frage an ihre Nichte zu richten. Sie begnügte sich damit, sich gelegentlich nach Isabellas Befinden zu erkundigen. „Fehlt dir etwas, Bella? Bis du krank? Du ißt nicht halb soviel, wie ein Mädchen deines Alters, das den ganzen Tag in der freien Luft ist, essen sollte."

„Nein, Tante, mir fehlt nichts."

Bessern Bescheid konnte Miß Gower nicht erlangen, und ihre Unruhe über Isabellas Gesundheitszustand wuchs mit jedem Tage.

„Wenn sich das nicht bald ändert, so muß ich an

Charlotte schreiben," sagte sie sich. „Das Mädchen könnte krank werden. — Was mag ihr fehlen?"

Die Post kommt nur einmal des Tages in Freshwater an. Die Briefe und Zeitungen werden gegen neun Uhr vormittags ausgetragen. Miß Gower sowohl wie Isabella standen in regelmäßigem Briefverkehr mit den Verwandten in London und in Paris, und es verging selten ein Tag, ohne daß jede von ihnen einen oder mehrere Briefe empfing. Isabella, die des Morgens vor dem Frühstück an den Strand zu gehen pflegte, fand ihre Post gewöhnlich, wenn sie nach Hause kam, auf der gedeckten Tafel neben ihrer Serviette liegen. Die Briefe wurden häufig während des Essens gelesen und dann fast immer vorgelesen.

„Ich habe einen Brief von Charlotte empfangen," sagte Tante Mary eines Morgens, als Isabella, die soeben ihren Hut abgelegt hatte, in den Speisesaal trat. „Sie schreibt mir, sie sei nun fest entschlossen, Henry allein zur Hochzeit nach Wiesbaden reisen zu lassen. Sie will die Kinder nicht mitnehmen und sie will sie auch nicht allein zurücklassen. Ich kann es ihr nicht verdenken. Es macht viel Sorge, mit kleinen Kindern zu reisen. Aber es thut mir doch leid, daß keine von euch beiden bei Roberts Heirat zugegen sein wird."

Isabella antwortete nicht. Sie war in der Nähe der Thüre stehen geblieben und ordnete mit beiden Händen das wilde, blonde Haar, das der Wind am Strande zerzaust hatte. Sie trat jetzt an den Frühstückstisch und hob gleichgültig einen Brief auf, der dort, am gewöhnlichen Platz, für sie bereit lag. Sobald sie die Hand-

schrift auf dem Umschlag erkannt hatte, legte sie den Brief unerbrochen wieder nieder.

„Du mußt Jacques schreiben," sagte Tante Mary, über ihre Brille von der Zeitung aufblickend, „daß er seine Briefe besser frankirt. Ich habe neun Pence Strafporto bezahlen müssen. — Was schreibt er? Wie geht es Marie? Reist die ganze Gesellschaft nach Wiesbaden?"

„Ich habe den Brief noch nicht gelesen."

„Lies ihn, Kind, du hast noch lange Zeit. Du bist heute früher als gewöhnlich gekommen, und Croker bringt den Thee nie vor halb zehn Uhr."

Isabella fürchtete, durch längeres Säumen die Aufmerksamkeit ihrer Tante zu erregen und erbrach den Brief. Miß Gower, ohne Arges zu denken — denn nichts lag ihr ferner, als ihre Nichte überwachen zu wollen — hatte die Zeitnng niedergelegt und wartete, die Augen auf Isabella gerichtet, darauf, Nachrichten von ihrer Schwester Sophie und deren Kindern, Jacques und Marie, zu empfangen. Die Erwartung wurde nicht erfüllt. Jacques' Brief war ein sehr langes Schriftstück. Isabella las es nur ganz flüchtig und legte es dann wieder in seinen Umschlag, den sie in der Hand behielt.

„Nun?" fragte Miß Gower.

„Liebes Tantchen, ich kann dir nicht sagen, was Jacques schreibt."

Eine Pause trat ein. Miß Gower sah Isabella an, die mit gesenkten Augen dastand. Es schien ihr, als ob sie noch bleicher und trauriger aussehe als gewöhnlich. Sie glaubte endlich den Grund der unerklärlichen Schwermut ihrer Nichte zu ahnen. Sie ging langsam um den

Tisch, der sie von Isabella trennte, nahm, ohne ein Wort zu sagen, Isabellas Hand und führte ihre Nichte nach dem Sopha. Dort setzte sie sich mit ihr nieder.

Es war ein warmer, schöner Tag, ein Tag, wie Sonntags auf dem Lande, wenn alles zu ruhen scheint und alles zu Ruhe und Frieden einladet. Draußen rührte sich kein Laut. Im Zimmer, dessen Fenster nach der im hellen Sonnenschein leuchtenden See hin geöffnet waren, war es heimisch still.

Miß Gower legte Isabellas Kopf sanft an ihre gute treue Brust und sagte mit mütterlicher Zärtlichkeit:

„Was fehlt dir, mein Kind? Weshalb willst du deiner alten Tante nicht vertrauen, die niemand auf der Welt so liebt wie dich? Habe ich nicht deiner seligen Mutter auf dem Sterbebett versprochen, du solltest mir eine Tochter sein? Isabella, komm! sage mir, was dir fehlt! Du bist blaß und krank. Mir thut das Herz weh, wenn ich dich so still und traurig einhergehen sehe. Sage mir, was grämt dich?“

Isabella weinte leise.

„Was schreibt Jacques?“ fuhr Miß Gower fort. „Du weißt, Isabella, du kannst dich auf mich verlassen.“

Isabella reichte ihr, ohne ein Wort zu sagen, den soeben erhaltenen Brief. Miß Gower las nur die erste und die letzte Seite desselben.

„Nun,“ sagte sie beruhigt und freundlich lächelnd, „ist das ein Grund, vor mir Geheimnisse zu haben? Der gute Jacques hält um deine Hand an. Ich bin glücklich darüber. Meine liebe, liebe Isabella . . .“

Aber Isabella unterbrach sie, indem sie ganz leise sagte: „Ich kann niemals Jacques' Frau werden.“

Tante Mary wollte sich mit einem so unbegründeten Bescheide nicht abfertigen lassen und verlangte weitere Aufklärung. — Aufrichtige Zärtlichkeit hat große Gewalt über ein leidendes Herz. Isabella konnte den mütterlichen Liebkosungen des guten, alten Fräuleins nicht widerstehen, und ohne zu wollen, ohne recht zu wissen, was sie that, enthüllte sie ihr Geheimnis: Sie konnte Jacques nicht heiraten, weil sie einen andern liebte, dieser andere hatte sie früher auch geliebt, aber ein unglückliches Mißverständnis hatte sie getrennt, er war fortgegangen, und seitdem . . .

Hatte er eine andere geheiratet?

Nein, aber er hatte sich mit einer andern verlobt, und die Verheiratung sollte nun bald stattfinden.

„Robert?“ rief Tante Mary, erschreckt fragend.

Isabella nickte stumm mit dem Kopfe.

„Barmherziger Gott!“ sagte das gute Fräulein bestürzt und niederdeschlagen. „Das ist eine traurige Geschichte!“

Fernere vertrauliche Mitteilungen wurden durch das plötzliche Eintreten Crokers unterbrochen. Der alte Hausdiener bemerkte mit großem Erstaunen die rotgeweinten Augen der beiden Damen — denn Miß Gower hatte ihre Nichte nicht eine Sekunde allein weinen lassen, sondern hatte ihr im Gegenteil sofort und ohne die geringste Anstrengung Gesellschaft in dieser Beschäftigung geleistet — aber Croker war ein viel zu gut geschulter Diener, als daß er sich erlaubt hätte, seinem Erstaunen irgend welchen Ausdruck zu geben. Er setzte mit ernster, kalter Miene die einfachen Gerichte, aus denen das frugale Mahl bestand, auf den Tisch, und entfernte sich wieder.

Diese Unterbrechung hatte ihr Gutes. Sie gestattete Isabella und Miß Gower sich zu sammeln. Während des Frühstücks konnte die angefangene Unterhaltung nicht weiter geführt werden, denn Croker kam und ging, der Gewohnheit des Hauses gemäß, zu verschiedenen Malen. Sobald jedoch die Mahlzeit vorüber war, nahm Tante Mary ihren großen Strohhut und forderte Isabella auf, sie in den Garten zu begleiten. Dort, im Schatten einer alten Linde, mit dem blauen Himmel über ihrem Haupt und dem blauen Meer zu ihren Füßen, schüttete Isabella zum ersten Mal ihr volles Herz aus und erzählte der guten, treuen Tante die kurze Geschichte ihrer Liebe und ihrer Leiden.

Das alte Fräulein hörte mit stummer Teilnahme zu. Sie wußte keinen Rat. Das war es gerade, was Isabella von ihr verlangte. Sie hätte bereut, der Tante Mary ihr ganzes Vertrauen geschenkt zu haben, wenn diese versucht hätte, ihr die unglückliche Liebe auszureden und ihr vielleicht gar als Heilmittel vorzuschlagen, sie sollte Jacques heiraten. Das fiel der Tante Mary nicht ein. Ja, sie hätte sich ihrer Nichte geschämt, wenn diese jetzt daran gedacht hätte, einem andern ihre Hand zu reichen.

Miß Gowers Leben war ruhig dahin geflossen. Keine stürmische Leidenschaft hatte es bewegt. Sie war als junges Mädchen nicht hübsch gewesen, während ihre Schwester Sophie damals für eine große Schönheit galt, und sie hatte sich frühzeitig und ohne Bitterkeit mit dem Gedanken vertraut gemacht, sie sei bestimmt, eine alte Jungfer zu werden. Bei Lebzeiten ihrer Eltern hatte sie

in großer Zurückgezogenheit in einer kleinen Provinzialstadt gewohnt. Nach dem Tode ihres Vaters war sie mit ihrer kränkelnden Mutter nach Freshwater gezogen. Sie hatte die alte, schwache Frau jahrelang gepflegt, und hatte nach deren Ableben Down-Cottage, die einen Teil ihrer Erbschaft bildete, nicht wieder verlassen wollen. Dort, inmitten einer schönen, milden Natur, waren ihre Tage ruhig dahin geflossen. Sie war mit fremden Menschen nur wenig in Berührung gekommen. Die Verwandten, die sie am häufigsten sah, Lady Ashton, Sir Henry, Isabella, Jacques und Marie von Luçay hatten ihren Glauben an die Menschheit nicht erschüttert. Das sechzigjährige alte Fräulein besaß in vielen Beziehungen die rührenden, naiven Illusionen eines jungen Mädchens. Isabellas Erzählung hatte sie tief ergriffen. Es war die Erzählung einer unglücklichen Liebe. Eine solche Leidenschaft konnte und durfte, nach Miß Gowers Überzeugung, nicht fortargumentirt werden. Das Opfer derselben mußte im Gegenteil, wenn es nicht aller Würde und Poesie in Miß Gowers Augen entsagen wollte, entschlossen sein, mit dieser unglücklichen Liebe in das Grab zu steigen. Miß Gower war das Ideal einer Vertrauten für ein junges, unglückliches Herz. Isabella konnte sich an der Brust der alten Tante ausweinen. Sie fand dort innigstes Verständnis, und sie hatte nicht zu fürchten, daß ihr ein kalter, vernünftiger Rat gegeben werde, der ihre Gefühle verletzt hätte, und dem sie doch nicht gefolgt wäre.

Während der langen Unterredungen, die in den nächsten Tagen noch über Isabellas Verhältnis zu Jacques und Robert stattfanden, kamen die beiden Freundinnen

zu dem Entschlusse, daß Isabella den Antrag ihres Vetters abweisen müsse, und daß sie dann vorläufig ruhig in Freshwater bleiben solle. Das alte Fräulein empfand eine gewissermaßen egoistische Freude bei dem Gedanken, daß sie ihren Liebling, Bella, nun fortwährend um sich sehen werde. Auch Isabella fühlte sich ruhiger und zufriedener. Sie konnte nach Herzenslust traurig sein, ohne den ängstlich forschenden Blick ihrer Tante auf sich zu fühlen.

Das Leben, wie sie es nun vor sich sah, versprach ihr keine Freuden mehr; aber sie sah darin auch nicht die Gefahr neuer Schmerzen. Sie hatte, so glaubte sie, alles verloren, was sie verlieren konnte. Sie durfte nicht hoffen, ihr Glück wieder zu gewinnen; aber sie fürchtete nichts mehr. Eine wehmütige Ruhe, eine Ruhe, wie man sie nach dem Begräbnis eines geliebten Toten fühlt, kam über sie.

Der Brief an Jacques kostete Isabella weniger Mühe, als sie in den ersten Augenblicken gefürchtet hatte. Sie schrieb ihm ausführlich, sie schrieb ihm mit beinahe zärtlicher Freundlichkeit — und sie lehnte seinen Antrag ab. Sie bat ihn, ihr deswegen nicht zu zürnen, ihr seine Freundschaft zu bewahren, und sie versicherte, daß sie unter allen Umständen seine treue Freundin bleiben werde.

Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Briefe dem Absender mehr Befriedigung als dem Empfänger geben. Isabella, als sie das, was sie ihrem Vetter geschrieben, mit der Feder in der Hand aufmerksam wieder durchlas und hie und da einen Buchstaben ihrer großen, deutlichen Schrift noch deutlicher machte, Isabella war mit

ihrem Briefe an Jacques ganz zufrieden und fühlte eine Last von ihrem Herzen, als sie ihn in den Briefkasten geworfen hatte. Bald darauf vergaß sie die ganze Sache.

Abgewiesene Liebhaber bleiben eigentlich nur für eitle Mädchen ein Gegenstand dauernder Teilnahme. Von den anderen werden sie schnell vergessen, und die Erinnerung an sie taucht gewöhnlich erst nach langen Jahren wieder auf, wenn die einstmal Abgewiesenen gestorben sind, oder wenn sie es weit in der Welt gebracht, oder wenn sie aus irgend einem Grund einmal wieder von sich reden gemacht haben. Unserer Isabella that es leid, ihrem alten, lieben Freunde Jacques wehe gethan zu haben; aber sie gab sich keine Mühe, den betrübenden Gedanken an ihn festzuhalten, und er verwischte sich bald. — Es liegt einmal nicht in der menschlichen Natur, durch fernliegende, fremde Schmerzen anhaltend und tief ergriffen zu werden. Ein weiches Herz wird mehr gerührt durch den Anblick eines armen, kranken Kindes, als durch die Nachricht eines Unglücksfalles, bei dem Hunderte von Mitmenschen kläglich umgekommen sind. Das Leben wäre unerträglich, wenn Mitleiden die Schärfe des Schmerzes hätte, den man über eigene Leiden empfindet.

Als Jacques von Luçay Isabellas Brief empfing, riß er den Umschlag mit zitternden Händen auf und las die ersten Zeilen. Sie sagten alles, was er gefürchtet hatte. Er war darüber sehr unglücklich. Wenn jemand Isabella erzählt hätte, daß Jacques' Trauer um sie ebenso groß sein dürfte, wie ihr Schmerz um Robert, so würde sie das in Erstaunen gesetzt haben.

Jacques, nachdem er einige Tage trübsinnig umher-

gegangen war, erholte sich jedoch schnell von dem Schlage, der ihn getroffen hatte. Er hatte eigentlich niemals gehofft, daß er den großen Preis, Isabellas Herz, gewinnen könne. Er war nun sehr niedergeschlagen, aber er verzweifelte nicht. Er dachte zuerst mit schwacher Hoffnung auf Erfolg daran, seinen Antrag mündlich noch einmal zu erneuern. Der Mut, dies zu thun, fehlte ihm jedoch, und darauf nahm er sich vor, eine größere Reise anzutreten. Er hatte in seinen zahlreichen Mußestunden viel Romane gelesen und einige Weisheit aus seiner Lektüre gezogen. Es kam häufig in Romanen vor, daß abgewiesene Liebhaber und ähnliche Unglückliche auf weiten Reisen Ruhe suchten und fanden. Jacques wollte dies Mittel probiren. Er wollte noch einige Wochen in Europa bleiben, um der Hochzeit seines Freundes Robert beizuwohnen, und um seine Vorbereitungen zur Reise in Ruhe treffen zu können, — und dann wollte er nach Amerika gehen. Vielleicht gelang es ihm, Isabella durch sein freiwilliges Exil zu rühren. Diese Hoffnung war für den Augenblick sein einziger Trost, aber sie war ein großer Trost.

Das menschliche Herz ist, Gott sei Dank, nicht stark genug, um heftige Schmerzen lange ertragen zu können. Jacques hatte bereits aufgehört vollständig trostlos zu sein, und Isabella fühlte sich ebenfalls schneller, als sie es für möglich gehalten hätte, zu neuem Leben erwachen. Der Gedanke an ihr verlorenes Glück, der sie wochenlang gepeinigt hatte, verfolgte sie nicht mehr wie früher. Sie konnte es über sich gewinnen, an andere zu denken, für andere zu sorgen. Der brennende Egoismus, der jeden

tiefen Schmerz kennzeichnet, ohne den ein großer Schmerz nicht denkbar ist, erkaltete allmählich. Ihre alte Thätigkeit kehrte wieder und mit ihr die Teilnahme für ihre Umgebung.

Die Nachricht von der nun nahe bevorstehenden Verheiratung Roberts kam natürlich auch nach Down-Cottage, aber man sprach dort kein Wort darüber. Isabella hatte in einem Augenblick tiefster Rührung der Tante Mary ihr ganzes Herz öffnen können. Sie hatte dies nicht bereut; aber es lag nicht in ihrem Charakter, ihren Kummer zum alltäglichen Gegenstand der Unterhaltung zu machen. Roberts Name war seit jenen ersten Tagen nicht wieder über ihre Lippen gekommen, sie hatte niemals wieder angedeutet, daß sie sich unglücklich fühle und daß sie ein Recht habe, unglücklich zu sein. Sie hatte eine Vertraute gefunden; sie suchte keine Leidensgenossin. Sie fühlte sich nun, nachdem sie ihr Herz einmal hatte erleichtern können, stark genug, um ihr Schicksal, wie schwer es auch sein mochte, allein zu tragen.

Tante Mary, die trotz ihrer mädchenhaften Unerfahrenheit einen klaren Verstand besaß und die nicht leicht etwas unberücksichtigt ließ, was ihrer Isabella wohl oder wehe thun konnte, hatte sich ebenfalls zur Regel gemacht, so wenig wie möglich von allem zu sprechen, was die Erinnerung an Robert hätte erwecken können. Und so kam es, daß dieser sowie seine Braut vollständig aus den Unterredungen zwischen Tante und Nichte ausgeschlossen wurden. Ja, Miß Gower konnte es sogar über sich gewinnen, einige Briefe Lady Ashtons zu verheimlichen und ohne Isabellas Wissen zu beantworten, nur weil in diesen Briefen von Robert und der Hochzeit die Rede war.

Der Sommer nahte seinem Ende. Lady Ashton hatte London verlassen und befand sich auf ihrem Landsitz in Devonshire. Sir Henry war in Wiesbaden, und Isabella, deren Gesundheitszustand sich bedeutend verbessert hatte, bereitete sich darauf vor, Tante Mary auf einige Wochen zu verlassen, um ihrer Schwester, die darüber klagte, mit den kleinen Kindern allein zu sein, in Alton-House Gesellschaft zu leisten.

Drittes Kapitel.

Um diese Zeit, gegen Ende August, hatten sich nun die meisten unserer Freunde und Bekannten in Wiesbaden eingefunden, um dort der Feier von Roberts Hochzeit, die in den ersten Tagen des Monats September stattfinden sollte, beizuwohnen.

Robert sowohl wie die Fürstin und ihr Bruder hatten den Wunsch gehegt, die Heirat in aller Stille zu begehen. Man hatte nur die allernächsten Verwandten, die allervertrautesten Freunde dazu einladen wollen. Aber reiche und vornehme Leute besitzen gewöhnlich eine größere Anzahl naher Verwandten und vertrauter Freunde, als sie sich selbst träumen lassen. Die Liste der einzuladenden Gäste war mit jedem Tage mehr ausgedehnt worden, bis Massaloff eines Abends lächelnd erklärt hatte, er sei der Meinung, man brauche nun nicht mehr so wählerisch zu Werke zu gehen und könne alle Welt zur Hochzeit bitten, da er an den Fingern einige vierzig bis fünfzig unvermeidliche Gäste herzählen könnte.

Sir Henry Ashton, Frau von Luçay und deren Kinder, Jacques und Marie, befanden sich selbstverständlich unter den Gebetenen; aber auch Baron Böhck, der älteste Freund

der Familie Massaloff, sowie der junge Brook, der mit den Luçays nach Wiesbaden gekommen war, hatten in erster Linie mit eingeladen werden müssen. Später nach der eben angeführten Bemerkung Massaloffs, hatte man sich entschlossen, auch oberflächlichen Bekannten Karten zuzuschicken: der alte Marquis de Montgeaux, den wir bereits als einen Verehrer von Roberts Charakter kennen gelernt haben, der Freiherr d'Alizières, den Ashton und Massaloff als ein Mitglied ihres Klubs wenn auch nicht hochschätzten, so doch wohl kannten — und viele andere waren bei dieser Gelegenheit bedacht worden.

Die Fürstin Barbara hatte zuerst etwas empfindlich bemerkt, daß Lady Ashton und deren Schwester Isabella die Einladung zur Hochzeit abgelehnt hatten. Sir Henry hatte das Nichterscheinen der beiden Damen jedoch so gut zu entschuldigen gewußt, daß die Fürstin sich darüber beruhigt zu haben schien.

Frau von Luçay hatte anfänglich nicht die Absicht gehabt, sich wegen des Herrn Robert Ashton, „den sie nicht besonders verehrte" und wegen einer russischen Fürstin, „die sie nie gesehen hatte und gar nicht kennen zu lernen wünschte", aus ihrem gewöhnlichen Geleise bringen zu lassen. Schließlich hatte sie jedoch den Bitten ihres Sohnes und den Vorstellungen des Freundes ihres Sohnes, des Herrn Brook, nachgegeben. Jacques war nämlich von Sir Henry gebeten worden, seine Mutter zu bewegen, nach Wiesbaden zu gehen.

„Charlotte will nicht kommen", hatte er gesagt, „und ich kann es ihr nicht verdenken. Sie kann die Kinder nicht gut allein lassen und sie kann sie noch weniger au

vier oder fünf Tage mit nach Wiesbaden nehmen. Der kleine Richard ist kränklich, und die lange Reise während der heißen Jahreszeit würde ihn zu sehr angreifen. Isabella kann ohne ihre Schwester selbstverständlich nicht kommen; Tante Mary endlich ist nicht zu bewegen, Freshwater zu verlassen. Wenn Ihr also fort bleibt, so bin ich gewissermaßen der einzige, der Roberts Sippschaft bei der Hochzeit vertreten würde. Ich fürchte, daß dies einen ungünstigen Eindruck auf die Fürstin und auf Massaloff machen könnte. Thu' also dein Bestes, um deine Mutter zu bewegen, dich zu begleiten."

Jacques hatte dies versprochen. Er war unter allen Umständen gern geneigt, Sir Henry gefällig zu sein, er hatte noch einen andern Grund, weshalb es ihm recht war, die Reise in Gemeinschaft mit seiner Mutter, seiner Schwester und seinem Freunde Brook zu machen. Dieser junge Mann hatte nämlich eine lebhafte und schlecht verhohlene Zuneigung zu Marie von Luçay gefaßt. Jacques billigte dies. Er kannte Brook seit langer Zeit als einen zuverlässigen, gutmütigen Menschen. Außerdem war Brook reich; kurz, Jacques wünschte sich keinen bessern Schwager als ihn. — Nun hatte aber Frau von Luçay während des vergangenen Winters den Vicomte d'Alizières mit großer Zuvorkommenheit empfangen, und Jacques sagte sich, daß seine Mutter wohl geneigt sein dürfte, einen Antrag dieser ihm unangenehmen Persönlichkeit zu begünstigen. Auf Marie glaubte Jacques sich nicht verlassen zu dürfen. Sie war in seinen Augen ein Kind, der Gehorsam, der Mutter gegenüber, als erste Pflicht gelehrt war, und die einen von dieser empfohlenen Bewerber

kaum zurückzuweisen gewagt haben würde. Es lag Jacques daran, seine Schwester vor seiner Abreise nach seinem Wunsche verlobt, womöglich verheiratet zu sehen, und er war deshalb bereit, einen Reiseplan zu befürworten, der in vollständig harmloser Weise ein häufiges Zusammensein zwischen Marie und Brook zur Folge haben mußte.

Marie hatte zu der Reise nach Wiesbaden gern „Ja" gesagt. Die Nachricht von Roberts Verlobung hatte sie im ersten Augenblick tief erschüttert; aber das junge, leichte Herz hatte bald wieder ruhig und lebensfroh geschlagen. Der stille, für sie geheimnisvolle Herr Robert Ashton, von dem ihre Mutter nur mit finsterem Kopfschütteln zu sprechen pflegte, und dessen Namen sie von ihrem Bruder und dessen Freunden oft mit Bewunderung hatte nennen hören, war für Marie ein Gegenstand scheuer Verehrung gewesen. Sie hatte es gewissermaßen nicht gewagt, ihn zu lieben. Er war ihr nun ganz entrückt, — aber er stand ihr deswegen kaum ferner als er ihr je gestanden hatte. Charles Brook dagegen flößte Marie keineswegs „scheue Verehrung" ein. Er war ein gefälliger, freundlicher, junger Mann, der glücklich schien, wenn Marie ihm einen Auftrag erteilte, und der ihr jeden Tag irgend eine kleine Gefälligkeit zu erweisen wußte. Seine Gesellschaft war dem jungen Mädchen angenehm, sie vermißte ihn, wenn er einen Tag hingehen ließ, ohne sie zu besuchen, und sie versprach sich Vergnügen von einer Reise, auf der er sie begleiten würde. Sie wußte, daß sie in diesem Falle stets einen gehorsamen und eifrigen Diener in ihrer Nähe haben würde. — Dazu kam eine harmlose Neugierde: sie wollte die schöne Fürstin Barbara,

Roberts Lebensretterin, wie sie bei den Ashtons genannt wurde, kennen lernen, und dann wünschte sie auch beobachten zu können, wie Herr Robert Ashton am Tage seiner Hochzeit aussehen werde. Sie wollte ihm von ganzem Herzen Glück wünschen, er sollte sehen, daß er in der kleinen Marie eine gute Freundin habe.

Sämtliche Personen, die soeben genannt worden sind, mit Ausnahme Roberts und seiner Braut, die ein sehr zurückgezogenes Leben führten, waren täglich im Kurgarten oder in den Spielsälen zu erblicken. d'Alizières saß von früh bis spät am Roulette, schien zu verlieren und war sehr übler Laune, Massaloff, Böhck, Jacques und der Klubveteran erschienen in unregelmäßigen Zwischenräumen am grünen Tisch, gewannen oder verloren kleine Summen und verschwanden wieder, Sir Henry spielte nicht, Brook endlich war nie anders als in Begleitung von Frau von Luçay zu sehen. Er führte sie häufig durch die Spielsäle, und hatte auch einmal ein paar Louisd'or an der Trente et Quarante-Tafel riskirt, dies augenscheinlich jedoch nur, um Frau von Luçay mit der Bedeutung der kabbalistischen Diagramme, die auf dem grünen Tuche gezeichnet waren, bekannt zu machen. Brook hatte noch im vergangenen Jahr eine nicht unbedeutende Summe in Baden verloren. Nun sprach und blickte er, als ob Trente et Quarante, Pair et Impair, Passe et Manque niemals den geringsten Reiz für ihn gehabt hätten. — Böhck und der Klubveteran, die dies beobachteten und denen es nicht entging, weshalb Brook auf einmal ein so gesetzter junger Mann geworden war, vergnügten sich höchlich über sein Benehmen.

„C'est égal“, sagte der Veteran, „ich will im Interesse unseres intriganten Freundes Charley nur wünschen, daß Fräulein Marie, die eine ganz charmante junge Person zu sein scheint, mit den Jahren nicht ebenso essigsauer wird, wie ihre Frau Mama. — Eine unbequeme Schwiegermutter! Was meinen Sie dazu, Böhck?“

Der alte Baron war derselben Meinung. Die beiden betrachteten die Verheiratung zwischen Charley Brook und Marie von Luçay bereits als eine abgemachte Sache. Außer diesen wohlwollenden und ruhigen Beobachtern bekümmerten sich nur die Nächstbeteiligten, nämlich die Baronin und Jacques, um die alltägliche, harmlose Liebesgeschichte, die einen vollständig regelmäßigen Verlauf zu nehmen schien. — d'Alizières, der vor einiger Zeit das Haus der Frau von Luçay häufig besucht und deshalb bei Jacques in dem Verdachte gestanden hatte, ein Bewerber um die Hand seiner Schwester zu sein, war durch das Spiel so vollständig in Anspruch genommen, daß er für das Treiben im Garten, wo Marie und Brook gewöhnlich saßen, blind war. Übrigens hatte er sich nach dem Duell nur oberflächlich mit Brook ausgesöhnt, und die Gesellschaft der Baronin, in der Brook nun immer zu finden war, bot ihm nicht mehr dieselben Annehmlichkeiten wie früher.

Das verlobte Brautpaar, Robert und Barbara, war dagegen ein Gegenstand vielseitiger und aufmerksamer Beobachtung.

Sir Henry hatte sich, seitdem er in Wiesbaden war, vollständig mit der neuen Heirat ausgesöhnt. Lady Ashton hatte ihm nach ihrer Rückkehr von Freshwater einen be-

friedigenden Bericht erstattet über den Eindruck, den die Verlobungsanzeige auf Isabella gemacht hatte. Er war in dieser Beziehung beruhigt. — „Am Ende", sagte er sich, „ist es Isabellas Schuld allein, wenn Robert sie nicht geheiratet hat. Er hat um ihre Hand angehalten, und sie hat seinen Antrag abgewiesen. Sie mag in diesem Augenblick noch darüber verletzt sein, daß Robert sich so schnell getröstet hat; aber dieser kleine Verdruß der Eitelkeit wird sich bald legen. Ich hoffe, sie heiratet Jacques. Das ist gerade der Mann, der zu ihr paßt und den ich ihr wünsche." — Auf der andern Seite entdeckte er täglich neue Vorzüge an seiner zukünftigen Schwägerin, der Fürstin. Sie war von großer Liebenswürdigkeit, von herzgewinnender Güte und Sanftmut. Ihre Schönheit, die mehr im Ausdruck des Gesichts als in den Zügen selbst lag, war durch ihre glückliche Stimmung bedeutend gehoben. Der Blick, das dankbare zufriedene Lächeln, mit dem sie Sir Henry als „neuen Bruder" begrüßt, hatte diesen ganz für sie gewonnen. Der Unterschied zwischen ihrem und Roberts Alter war gering — Robert war neunundzwanzig Jahre alt, die Fürstin siebenundzwanzig. — Sir Henry hätte es gern gesehen, wenn dieser Altersunterschied größer gewesen wäre. Aber auch darüber setzte er sich hinweg. Robert war ernst, die Fürstin dagegen lebhaft. Sie war und erschien durchaus nicht zu alt für ihren zukünftigen Gemahl. Endlich konnte Sir Henry, obgleich er ein uneigennütziger Mensch war, die gesellschaftlichen Vorteile, die mit der Heirat verbunden waren, nicht ganz unberücksichtigt lassen. Die Fürstin war sehr reich. Es war nun nicht mehr von Bedeutung,

daß Robert sein eigenes Vermögen verschwendet hatte. Eins nur beunruhigte Sir Henry: Robert sah nicht glücklich aus.

„Ich weiß nicht, was ihm fehlen mag", sagte er einige Tage vor der Hochzeit, als er mit Jacques in den zum Kurgarten gehörigen Anlagen spazieren ging. „Er muß sich von seiner Krankheit noch immer nicht erholt haben. Ich finde ihn nicht nur blaß und angegriffen, ich finde ihn traurig. Das beunruhigt mich."

Jacques nahm die Sache leicht.

„Ich habe Robert niemals lustig gesehen", antwortete er. „Es liegt in seiner Art, mit einem Leichenbittergesichte die tollsten Streiche zu machen. Ich bin überzeugt, er fühlt sich ganz glücklich. Er wäre undankbar, wenn er es nicht thäte. Daß er etwas angegriffen aussieht, mag eine Folge seiner Krankheit sein. Aber er wird sich bald erholen . . . Erinnerst du dich noch der Unterredung, die wir vor seiner Abreise nach Wiesbaden, am Vorabend des Tages, als er die große Partie gewann, über ihn hatten?" Sir Henry nickte bejahend. — „Damals", fuhr Jacques fort, „sagte ich: Robert muß eine reiche Heirat machen oder er muß auswandern. Er macht nun eine sehr reiche Heirat. Desto besser. Ich bin herzlich froh darüber, — und du kannst es auch sein. Mache dir Roberts wegen keine Sorgen . . . Was für ein sorgendes Herz du hast, mein alter Henry! Lerne doch zufrieden sein!"

Sir Henry lächelte dazu, aber er war nicht beruhigt. Das Wesen seines Bruders gefiel ihm nicht. Er hatte vor einigen Tagen einen schwachen Versuch gemacht, ihn

zu vertraulichen Mitteilungen über seinen Gemütszustand zu veranlassen. Dieser Versuch war gescheitert. Auf eine freundliche Frage, ob ihm etwas fehle, hatte Robert mit ungewöhnlicher Gereiztheit geantwortet, es fehle ihm nichts, aber er besitze keine gesellschaftlichen Talente, und man möge nicht von ihm verlangen, daß er sich zur Erheiterung seiner Umgebung verwenden lasse. Sir Henry war etwas betroffen über diesen Bescheid gewesen und hatte dies in seiner Miene gezeigt. Darauf hatte ihm Robert die Hand genommen, und mit etwas befremdendem Pathos gesagt: „Beunruhige dich nicht Heinrich. Ich bin ganz glücklich. Ich wäre ein schlechter Mensch, wenn ich es nicht wäre.“

Robert war nicht der Mann, ein Geheimnis zu verraten, das die Ruhe der Fürstin in Frage gestellt hätte. Sein Schmerz war tief in seiner Brust begraben und sollte dort verborgen bleiben. Er fühlte nicht das Bedürfnis, das schwächeren Naturen eigen ist, sich das schwere Herz durch Klagen zu erleichtern. Er war stark genug, die Last, die ihn drückte, allein zu tragen. Wozu hätte es auch genützt, seinen Bruder in sein Geheimnis einzuweihen? Er hätte diesem dadurch nur unnütze Sorgen gemacht. Das wollte er nicht, — und er schwieg beharrlich.

Die Fürstin Barbara war durch den Gemütszustand ihres Bräutigams nicht beunruhigt. Robert erwies ihr jede Aufmerksamkeit, die selbst die anspruchsvollste Frau hätte erwarten können. Es lag nicht in seiner Art, ihr Schmeicheleien zu sagen, ihr täglich neue Liebeserklärungen zu machen. Das hatte sie längst bemerkt, das erwartete sie auch nicht von ihm. Gerade der ruhige, männliche Ernst, der ihn, seitdem sie ihn kannte, nie verlassen hatte,

war es, der ihr gefiel. Sie fürchtete ihn. Sie nahm sich in seiner Gegenwart zusammen, um gesammelt und ruhig zu erscheinen, um nicht zu laut und zu rasch zu sprechen. Aber sie wollte sich vor ihrem zukünftigen Manne fürchten. Er sollte in ihren Augen nicht der erste beste sein, vor dem sie sich in keiner Beziehung in acht zu nehmen brauchte. — Sie hätte ihn gern einmal gefragt, ob er sie liebe, wie sie ihn. Seine Antwort, die sie voraus sah, hätte sie glücklich gemacht. Sie wußte, daß er sie liebte. Sein Wesen zeigte es; aber sie hätte es so gern ein einziges Mal aus seinem Munde gehört. Oft hatte sie sich vorgenommen, die Frage an ihn zu richten. Im entscheidenden Augenblick hatte ihr der Mut gefehlt, es zu thun. — „Das würde ihm kindisch erscheinen", hatte sie sich seufzend gesagt. „Er ist über dergleichen Gefühlsäußerungen erhaben." Unwillkürlich dachte sie an ihre Verlobung mit dem Fürsten zurück. Alexis Sergiewitsch hatte damals täglich auf den Knieen vor ihr gelegen und ihr ewige Liebe zugeschworen. Er war ein guter Mann gewesen. Robert glich ihm gar nicht, — Robert stand unendlich hoch über ihm. Aber sie hätte doch gewünscht, Robert sagte ihr ein einziges Mal: ‚Ich liebe dich —'. „Er beweist mir durch jede seiner Handlungen, daß er mich liebt," tröstete sie sich sodann, „und später wird er es mir auch sagen."

Massaloff war so blind wie die Fürstin. Robert hatte um die Hand der Fürstin angehalten. Das war ihm ein genügender Beweis, daß er sie liebe. Er hatte eine viel zu hohe und richtige Meinung von dem Charakter seines zukünftigen Schwagers, als daß ihm der Gedanke

hätte kommen können, Ashton beabsichtige eine Geldheirat zu machen. Er ahnte nichts von dem Vorgang im Walde, der der Verlobung unmittelbar vorhergegangen war. Als er seine Schwester einmal gefragt hatte, wie es gekommen sei, daß Robert ihr plötzlich seine Liebe erklärt hätte, hatte sie ihm eine ausweichende und etwas verlegene Antwort gegeben. Er glaubte, das weibliche, schüchterne Zartgefühl seiner Schwester verletzt zu haben, bereute seine Frage und kam nicht wieder auf diesen Gegenstand zurück. Die Sache beunruhigte ihn nicht und machte ihn deswegen auch nicht wißbegierig. Er glaubte, Robert habe in ernsten klaren Worten, wie dies in seiner Art lag, seine Liebe erklärt, und Barbara habe ihm zu verstehen gegeben, daß sie seine Gefühle erwidere. Er behandelte Robert ohne jegliches Mißtrauen, er beobachtete ihn nicht. Der Gedanke, daß Robert seine Schwester heiraten könne, ohne sie zu lieben, lag ihm fern.

Die einzigen die etwas klar in der Sache sahen, aber auch nicht ganz klar, denn sie täuschten sich in dem Motiv zu Roberts Handlungsweise, waren der Baron Böhck und der Klubveteran. Die beiden alten Herren waren langjährige Freunde. Sie gehörten derselben Gesellschaft und denselben Klubs an, sie sahen sich, wenn sie in Paris waren, das heißt acht Monate lang im Jahre, fast täglich. Sie aßen häufig zusammen und tauschten ihre Erinnerungen aus alten Zeiten aus. Sie hatten eine Generation an sich vorübergehen sehen, sie sahen nun ein neues Geschlecht emporwachsen. Sie fühlten, daß sie demselben nicht angehörten, und dies befestigte das Verhältnis, das zwischen ihnen bestand. Böhck und der

Veteran waren nicht Freunde im poetischen Sinne des Wortes, aber sie waren alte, treue Verbündete, die sich gegenseitig manchen Dienst im Leben erwiesen hatten, die sich gut kannten und sich innerhalb ziemlich weiter Grenzen Vertrauen schenkten.

Eines Abends, als Böhck und der Marquis besonders gut zu Nacht gegessen hatten und sich nun im Speisesaal des Kurhauses mit etwas geröteten Gesichtern beim Kaffee gegenüber saßen, brachte der Veteran die Unterhaltung zufälligerweise auf Robert Ashton und die Fürstin Barbara. — „Ist die Fürstin B. wirklich so reich, wie man sagt?“ fing er an.

Böhck zog ein schweres silbernes Etui aus der Tasche, nahm eine Cigarette daraus, steckte diese an, blies eine dicke Rauchwolke durch die Nase und antwortete nach einer Pause, deren Ende der Veteran ohne jede Ungeduld abgewartet hatte:

„Sie ist reich. Sie ist sehr reich; das heißt, was nennen Sie reich? — Sie ist nicht so reich wie Rothschild, aber sie ist reicher als Sie und ich. — Sie hat fünfzigtausend Rubel jährlichen Einkommens.“

„A la bonne heure! da hat Ashton einen glücklichen Griff gethan. Ich gönne es ihm. Aber unter uns gesagt, Ashton war jemand, von dem ich nicht erwartet hätte, daß er eine Geldheirat machen würde. Ich tadle ihn deswegen nicht. Er hat sehr weise gehandelt, weiser als ich es ihm zugemutet hätte, aber ich stelle fest, daß er meine Erwartungen getäuscht hat.“

Böhck beschäftigte sich wieder mehrere Sekunden lang mit seiner qualmenden Cigarette. Dann bog er sich zurück,

schlug ein Bein über das andere, sah den Veteran lang und fest an und sagte endlich gewichtig:

„Sie irren sich, Montgeaux."

Der Marquis de Montgeaux kannte die Manieren und Grimassen seines Klubgenossen in- und auswendig. Er ertrug die lange Pause und den langen Blick mit vollständiger Ruhe und antwortete im gleichgültigsten Tone:

„Möglich, Böhck, aber ich glaube es nicht."

„Sie irren sich, Montgeaux", wiederholte der Baron, schärfer betonend. „Sie irren sich. Glauben Sie mir: Sie irren sich." Er schob den Teller, der vor ihm stand, beiseite, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch, legte das glattrasirte, runzelige, gelbe Kinn auf die beiden breiten Daumen, und nachdem er sich auf diese Weise seinem Freunde nahe genug gebracht hatte, um mit ihm sprechen zu können, ohne von seinen zahlreichen Tischnachbaren gehört zu werden, fuhr er fort! „Was ich Ihnen nun sagen werde, darf nicht weiter gehen, als von mir zu Ihnen."

Der Marquis nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Nun dann: Sie irren sich, Montgeaux! — Denn warum? — Ashton heiratet die Fürstin nicht ihres Geldes wegen . . . er heiratet sie überhaupt nicht . . ."

Der Veteran blickte erstaunt und fragend auf. Böhck, nachdem er sich einige Sekunden lang an der Überraschung seines Freundes geweidet hatte, ergänzte seinen Gedanken wie folgt:

Er heiratet sie nicht ... denn *sie* heiratet ihn. — Ah! verstehen wir uns", fuhr er mit großer Lebhaftigkeit fort, als fürchte er nun, unterbrochen zu werden, „verstehen wir uns: es ist ein großer Unterschied, ob ich

jemand heirate — das thue ich nur aus freien Stücken — oder ob ich von jemand geheiratet werde — dazu kann ich gezwungen worden sein. — Ich sage Ihnen: die Fürstin heiratet Herrn Ashton, und er hat mit der Sache ungefähr gerade so viel und ebenso wenig zu thun wie Sie und ich. — Man täuscht den alten Böhck nicht so leicht, lieber Montgeaux. Habe ich nicht Augen? Habe ich nicht Ohren? Bin ich etwa taub und blind? — Nein! — Ich kann sehen, ich kann hören und ich will Ihnen sagen, was ich gesehen und gehört habe: — Die Fürstin läßt Herrn Ashton nicht eine Sekunde aus den Augen. Ihr Blick, voller Zärtlichkeit und Unruhe, verfolgt ihn auf Schritt und Tritt. Sobald er sich ihr naht, errötet und erbleicht sie, entfernt er sich, folgt ihm ihr Auge mit wehmütiger Klage. Sie hat seltsam beredte Augen, die Fürstin. Man kann darin alles lesen, was in ihrem Herzen vorgeht. Und sie will es nicht verbergen, sie ist zu stolz, um es verbergen zu wollen, sie achtet uns zu gering, um ein Geheimnis vor uns zu haben. Sie liebt Herrn Ashton, und ihre Augen sagen es aller Welt ... Und der glückliche Bräutigam? Er ist blaß und elend, er ist schweigsam und niedergeschlagen. Er bringt der Fürstin täglich einen schönen Blumenstrauß, er giebt ihr den Arm und führt sie spazieren, er unterhält sich mit ihr, er bückt sich, wenn sie den Fächer fallen läßt. — Ach! Montgeaux, wenn wir nicht so steife Rücken hätten, so könnten wir das alles ebenso schön machen wie der auserkorene Bräutigam, und wir würden dabei wahrscheinlich weniger verdrießlich aussehen als er. — Ashton ist ein schlechter Schauspieler. Sein Komödienspielen kann den alten Böhck nicht täuschen.

Er liebt die Fürstin nicht, — er bedauert, sie zu heiraten, — er möchte von ihr frei sein . . . Das haben meine Augen gesehen!"

„Gestatten Sie mir, lieber Baron, Ihnen zu bemerken," unterbrach nun der Marquis, „daß das, was Sie mir da mitteilen, meine Ansicht nur bestätigt. Ich besitze nicht Ihre scharfe Beobachtungsgabe und ich habe nicht bemerkt, daß Ashton anders sei, als ich ihn während der letzten Jahre gekannt habe. Aber zugestanden, daß er jetzt unwirsch und verdrießlich geworden ist, daß die Heirat ihn nicht glücklich macht, so beweist dies in meinen Augen nur, daß er die Fürstin einzig und allein ihres Geldes wegen nimmt —"

„Sind Sie fertig?" fragte Böhck ungeduldig. „Haben Sie noch etwas hinzuzusetzen? Kann ich endlich auch einmal zu Worte kommen?"

„Ich habe vorläufig mein Herz wieder ausgeschüttet," antwortete Montgeaux, gutmütig lächelnd, „und ich werde Sie nicht wieder unterbrechen."

„Sehr wohl. — Dann ist die Reihe also endlich an mir ... O, Montgeaux, blinder alter Freund, ich bewundere Ihre Naivität! Heiratet man denn nur, weil man liebt oder weil man reich werden will? — Ich will Ihnen etwas Ehestatistik vortragen. Ich sehe, Sie haben in dieser Beziehung noch alles zu lernen. Hören Sie: Ein Zehntel, allerhöchstens ein Zehntel der Männer heiratet aus Liebe, zwei Zehntel vielleicht: aus Vernunftgründen, aus Finanzrücksichten, wenn Ihnen das besser paßt, drei Zehntel werden, ohne daß man sie um Rat fragt, von Vater oder Mutter, von Onkel oder Tante in den Stand der heiligen Ehe ge-

trieben." — Er hob beide Hände auf und zählte an den Fingern: „Eins — zwei — drei — Total: sechs Zehntel. Da bleiben also noch vier Zehntel. — Nun, glauben Sie mir, lieber Montgeaux, glauben Sie der Erfahrung eines unparteiischen, alten Junggesellen, der sich seit sechzig Jahren in der Welt umgesehen hat, der weder für noch gegen die Frauen eingenommen ist, aber der sich über ihr Treiben immer höchlichst vergnügt hat, — glauben Sie mir, vier Zehntel der verheirateten Männer, und darunter die größten und stärksten, ja, auch die klügsten und die besten, sind von kleinen, zarten, schwächlichen Wesen nolens volens zum Altar geführt worden."

Es hielt schwer, den praktischen Veteran für abstrakte Fragen zu erwärmen. Böhck wußte dies, und seine Höflichkeit mahnte, das Thema abzubrechen. Aber das Bedürfnis, seine Theorieen über Ehebündnisse an den Mann zu bringen, war stärker, als gesellschaftliche Rücksichten für einen gutmütigen alten Freund. Er begnügte sich deshalb damit, dem Marquis ein zweites Gläschen fine Champagne anzubieten, und nachdem er ihn dadurch wieder gekräftigt hatte, fuhr er salbungsvoll, belehrend fort:

„Junge, eitle Männer — und wir sind alle einmal jung gewesen und die meisten von uns sind eitel — lassen sich mit unglaublicher Leichtigkeit von einem Mädchen in Fesseln schlagen. Sind sie noch obendrein gutmütig und schwach, so erscheinen sie vollständig hilflos in den Händen eines weiblichen Wesens, das sich vorgenommen hat, sie zu erobern und zu unterjochen. Dies allein erklärt ja, weshalb so viele häßliche Mädchen, selbst wenn sie gleichzeitig arm und unliebenswürdig sind, häufig gute Partieen

machen. Die traurige Legion der alten Jungfern ist hauptsächlich aus schüchternen Mädchen zusammengesetzt. Die Mutige, wenn sie nur einigermaßen ihre Kraft kennt, führt den Bräutigam heim. — Liebe, und ich spreche von der besten Sorte, ist bei jungen Männern in den meisten Fällen nichts als die Befriedigung grenzenloser, kindischer Eitelkeit. Junge Leute verlangen gar nicht darnach, zu lieben. Sie wollen geliebt oder noch mehr, bewundert werden, und sie fangen erst an, Gegenliebe zu empfinden, wenn sie sich geliebt oder bewundert wähnen. Ein junges Mädchen zum Beispiel, welches es versteht, einen jungen Mann glauben zu machen, sie halte ihn für ein geheimnisvolles Wesen, kann ziemlich sicher sein, daß sie den Fant in ihren Netzen fangen wird. — Und, Montgeaux, Sie wissen es so gut wie ich: es gibt blauäugige, leicht errötende Jungfrauen, die den Mut haben, dem albernsten, oberflächlichsten Gecken zu sagen, sie hielten ihn für ein geheimnisvolles Wesen, währenddem alte abgehärtete Schmeichler verlegen sein würden, demselben Narren auch nur anzudeuten, er sei besser als ein ganz gewöhnlicher Alltagsmensch. — Glücklicherweise für die armen Männer sind nicht alle Mädchen sich ihrer Macht bewußt. Die meisten von ihnen bilden sich ein, daß sie schön und liebenswürdig sein müssen, um zu gefallen. Irrtum, mein Verehrtester! Junge Männer lieben es, Komödie zu spielen, und viele unter ihnen sind in ihrer Rolle vorzügliche Schauspieler. Ihr Triumph ist, wenn sie ohne irgend einen vernünftigen Grund, eine Frau davon überzeugen können, sie seien unverstanden, sie seien verkannt. Diejenige Frau, die, guten oder schlechten Glaubens, auf diesen Scherz eingeht, die —

entschuldigen Sie den Ausdruck — hineinzufallen scheint, und dem jugendlichen Phantasten das Zeugnis einer ‚problematischen Natur,‘ einer ‚rätselhaften Seele‘ auszustellen wagt, diejenige kann den eitlen, harmlosen Mann nach ihrer Pfeife tanzen lassen, wie sie will.“

Der alte Marquis de Montgeaux war ein schlechter Zuhörer unmittelbar nach dem Essen. Trotz der doppelten Ration Alkohol, die ihm von Böhck eingegeben worden war, wurden ihm die Augen schwer. Böhck bemerkte es. Er fürchtete, daß ihm sein Opfer entgehen möge.

„Habe ich recht?“ fragte er, um seinen Tischgenossen zum Sprechen zu zwingen, und dadurch seine erschlaffenden Geister noch einmal zu erwecken.

„Vollkommen,“ antwortete der Veteran mit etwas schwerer Zunge, „aber ich sehe nicht ein,“ setzte er leise gähnend hinzu, „welche Anwendung Ihre Philosophie auf Robert Ashton und die Fürstin Barbara findet. Ich kenne meinen Robert auch. Wenn man einen Menschen jahrelang am Spieltisch und auf der Rennbahn gesehen hat, so kann man ihn kennen lernen, ohne daß dazu außerordentlicher Scharfsinn erforderlich sei. Es ist Ashton gar nichts daran gelegen, ob man ihn für rätselhaft hält oder nicht. Er ist schlicht und einfach in Worten und Thaten. Auch glaube ich nicht, daß er sich durch irgend welche Schmeichelei hat fangen lassen. — Was soll ich mir den Kopf zerbrechen, um eine Erklärung für die Heirat zu finden, wenn das Wort ‚Geldheirat‘ alles erklärt? — Ashton hat viel Geld verloren, er ist verschwenderisch, er konnte seine Finanzen nur durch eine reiche Heirat wieder herstellen, — er heiratet jetzt eine reiche Frau. Die Schlußfolgerung ist klar . . .“

„Wenn Sie mich nur ein einziges Mal aussprechen lassen wollten, Montgeaux!“

Der Veteran war an diesen Vorwurf gewöhnt und erfreute sich immer daran. Er lächelte geduldig und sagte: „Verzeihung, lieber Baron. Ich glaubte, Sie hätten mich um meine Meinung gefragt. Fahren Sie, bitte, fort. Ich höre Ihnen aufmerksam zu.“

Darauf steckte er sich resignirt eine frische Cigarre an, und Böhck, höchlichst erfreut, die Schlafsucht des alten Herrn verscheucht zu haben, fuhr besänftigt und freundlich fort:

„Nun denn: ich wollte nur zunächst den allgemeinen Grundsatz aufstellen, daß viele Männer gegen ihren Willen, im günstigsten Fall ohne daß man sie um Rat gefragt hätte, von zarten Frauenhänden in den Stand der Ehe gezogen werden. Geben Sie mir darin recht, so werden wir uns auch über den Rest leicht verständigen. — Ich behaupte nämlich, daß die kleine Fürstin den großen Robert am Gängelbande hält, und sich von ihm, einzig weil es ihr gefällt, zum Altar führen läßt. — Wie hat sie das erreicht? Ich weiß es nicht. Wer kann es wissen? Sie rühmt sich ihrer Künste nicht, und Ashton giebt natürlicherweise auch keine Aufklärung. Es ist möglich, daß sie ihn durch Schmeicheleien bethört hat. — Sie glauben Ashton zu kennen. Sie kennen ihn nur in seinem Verkehr mit Männern. Sie kennen ihn nur halb. Ashton mag Frauen gegenüber ganz anders sein, als Sie es für möglich halten. Aber — zugestanden, daß Sie Ashton richtig beurteilen — glauben Sie denn, daß die Fürstin nur einen Pfeil in ihrem Köcher gehabt habe? Die Schmeicheleien mögen an Ashton abgeprallt sein, — sie hat ihn mit einem andern

Geschoß erlegt. Nicht sie hat sich ihm ergeben — er ist von ihr in Fesseln geschlagen worden. Heiratete Ashton aus Liebe, so würde er nicht so niedergeschlagen und traurig aussehen, heiratete er des Geldes wegen, so würde er, heute wenigstens, nicht gesenkten Hauptes einhergehen. Ich habe bemerkt, daß Männer die Geldheiraten machen, während der Verlobung äußerst glücklich erscheinen. — Nein! Ashton heiratet nicht aus Liebe und er heiratet nicht, um reich zu werden." Böhck holte tief Athem und schloß langsam und feierlich, mit einer kurzen Pause zwischen jedem Worte: „Ashton heiratet . . . heiratet, weil . . . die Fürstin . . . von ihm geheiratet sein will. — Quod erat demonstrandum! — Und nun, Montgeaux, noch ein Wort: Was ich hier gesagt habe, bleibt unter uns. Ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit!"

„Was das anbetrifft, so seien Sie ganz unbesorgt," antwortete der Veteran.

Die beiden alten Herren erhoben sich, verließen den Speisesaal und gingen in den hellerleuchteten Garten, wo sich eine zahlreiche, geputzte und laute Gesellschaft versammelt hatte. Man hörte heiteres Lachen, man sah auch viel niedergeschlagene, sorgenschwere Gesichter — glückliche und unglückliche Spieler. — Die Heiteren und die Traurigen gingen, ein jeder um seinen Nachbar unbekümmert, ein jeder nur mit seinen eigenen Sorgen und Freuden beschäftigt, gleichgültig an einander vorüber.

Charley Brook, eine Cigarre im Munde, spazierte mit zufriedener Miene die breite Allee vor dem Kursaal auf und ab. Von Zeit zu Zeit blickte er nach der Uhr. Er erwartete Frau von Luçay und deren Tochter. — Ein glücklicher Spieler! —

Robert Ashton saß inzwischen in seinem Zimmer am offenen Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Vom Kursaal her ertönte ein lustiger Walzer, von der guten Kapelle mit großer Kunst vorgetragen. — Unser Freund befand sich nun am Vorabend seiner Hochzeit Der „glückliche Bräutigam", wie Böhck ihn genannt, hatte kein frohes, hoffnungsvolles Lächeln auf den Zügen: er sah ermattet und niedergeschlagen aus. Das Spiel um das Glück seines Lebens schien nun hoffnungslos für ihn verloren; aber er wollte die verzweifelte Partie bis zum Ende durchspielen. Er hatte in früheren Jahren in manchem Rennen ein schlechtes Pferd geritten: man hatte hundert zu eins gegen ihn gewettet, aber er hatte es immer für seine Pflicht gehalten, sein Bestes zu thun, um das Ziel als Erster zu erreichen. Manchmal war er unterwegs gestürzt und war nicht angekommen. Einigemal hatte ihn das Glück begünstigt und er hatte ein Rennen, das anfänglich für ihn verloren galt, schließlich doch noch gewonnen. Es war sein Grundsatz, nie eine Partie bis vor dem Ende aufzugeben. — Zwar sah er keine Hoffnung mehr, sein Glück zu gewinnen, alles schien verloren, aber er wollte sich nicht für besiegt erklären, er wollte bis zum letzten Augenblick, bis zum Ende fortkämpfen.

Am nächsten Tage fand die Hochzeit statt. Die vornehme Gesellschaft von Wiesbaden war bei der Feierlichkeit zahlreich vertreten. Alle rühmten die vornehme Grazie der Braut, die ernste, männliche Schönheit des Bräutigams. Marie, mit einem großen Blumenstrauß in der Hand, brachte ihre Glückwünsche stotternd und errötend dar. Brook sagte, indem er Robert die Hand drückte: „Ich folge dem guten

Beispiel, je eher, je lieber.“ Sir Henry drückte seinem Bruder in stummer Rührung die Hand. Böhck brachte beim Frühstück den Toast auf das Wohl des glücklichen jungen Paares aus. Massaloff zeigte sich als liebenswürdiger, aufmerksamer Wirt. Die Baronin von Luçay bemerkte zu d'Alizières, die Braut müsse mindestens zehn Jahre älter sein als der Bräutigam, sie täusche man durch Toilettenkünste nicht, — d'Alizières bekräftigte dies durch ein gezwungenes Lächeln. — Jacques, Roberts Brautführer, hatte die Anordnungen zur Abreise der Neuvermählten so vorzüglich getroffen, daß diese sich entfernen konnten, ohne daß außer Jacques und der aufmerksamen Baronin irgend jemand etwas von ihrem Verschwinden bemerkt hätte.

Sir Henrys alter Diener, der Robert als Kind gekannt hatte, öffnete dem jungen Ehepaar die Wagenthür. „Viel Glück, Herr Robert,“ sagte er, „viel Glück auch Ihnen, Madame.“

Robert antwortete nicht, aber Frau Barbara Ashton dankte herzlich. — Der Wagen fuhr ab, und der Diener kehrte kopfschüttelnd in das Haus zurück. Das Aussehen des Bräutigams, seines alten Freundes Robert, hatte ihm durchaus nicht gefallen.

Viertes Kapitel.

Nach Beendigung der kurzen Hochzeitsreise ließ Ashton sich mit seiner Frau in Paris nieder. Das neuvermählte Paar bewohnte dort Rue Barbet de Jouy im Faubourg St. Germain ein herrschaftliches Gebäude, das Massaloff, unmittelbar nach der Verheiratung seiner Schwester, in ruhigem, vornehmem Stil mit verschwenderischer Freigebigkeit hatte einrichten lassen. Massaloff war eifrig bemüht gewesen, allen Wünschen, die seine Schwester und sein Schwager in Bezug auf ihre Wohnung hegen konnten, zuvorzukommen. — Gut bezahlte Pariser Arbeiter können Wunder thun: sie hatten in diesem Falle Vorzügliches geleistet, und Massaloff, der keineswegs leicht zu befriedigen war, konnte nicht umhin, dem Tapezier seine vollständige Befriedigung auszusprechen, als dieser ihn triumphirend durch das ganze Haus führte, um ihn, wenige Tage vor der Ankunft der Neuvermählten, sämtliche Einzelheiten der rechtzeitig in Stand gesetzten prachtvollen Wohnung bewundern zu lassen.

Massaloff hatte seiner Schwester mit dieser Einrichtung eine Überraschung bereiten wollen. Wohl war in seinem Brief an sie die Rede davon gewesen, daß er sich um

ihre Wohnung in Paris bekümmere, aber er war auf keine Einzelheiten eingegangen, und da man ihn als einen leidlich trägen und bequemen Menschen kannte, so hatten Robert und seine Frau angenommen, sie würden zunächst nur ein vorläufiges Unterkommen in Paris vorfinden. Ihre Überraschung, als sie sahen, daß sie sich getäuscht hatten, war groß, aber nicht so freudig, wie Massaloff es erwartet hatte.

Beide dankten ihm herzlich für die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit und lobten seinen vorzüglichen Geschmack beide ließen es sich angelegen sein, Teilnahme für die sinnreichen Einzelheiten der Einrichtung an den Tag zu legen; aber Massaloff vermißte die gewissermaßen kindliche Freude, mit der glückliche junge Eheleute die erste gemeinschaftliche Wohnung zu betreten pflegen. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Reise seine Schwester und Robert ermüdet habe und daß sich ihre Befriedigung in den nächsten Tagen in weniger zurückhaltender Weise äußern werde.

Das war jedoch nicht der Fall. Barbara, eine an Reichtum gewöhnte und durch Luxus verwöhnte Frau, bemerkte kaum, daß sie in ihrer neuen Wohnung jede erdenkliche Bequemlichkeit fand. Sie war zerstreut, ja sogar verstimmt und Massaloff glaubte aus ihrem ganzen Wesen den Schluß ziehen zu dürfen, daß sie sich in seiner Gegenwart Zwang auferlege, um zufriedener und glücklicher zu scheinen, als sie in Wirklichkeit war. Dies machte ihm Kummer; aber er hielt es für geraten, sich darüber, vorläufig wenigstens, nicht auszusprechen.

Roberts Wohnung, im zweiten Stockwerk des Hauses

gelegen — die Gemächer seiner Frau nahmen das erste ein — bestand aus einem Arbeitskabinet, einem Rauchzimmer und einer kleinen Schlafstube. Massaloff hatte zur Einrichtung dieser Zimmer die Möbel benutzt, die in Roberts Junggesellenwohnung auf dem Boulevard Malesherbes gestanden hatten.

„Da bin ich doch endlich einmal wieder zu Hause!“ rief Robert freudig aus, als Massaloff ihm dies zum ersten Male zeigte. — „Besten Dank!“ setzte er sodann, sich zu seinem Schwager wendend, hinzu — „Sie haben mir eine große Freude gemacht!“

Als Massaloff später über Roberts Ausruf nachdachte und das Benehmen seines Schwagers mit der Verstimmung seiner Schwester in Verbindung brachte, da drängte sich ihm mehr und mehr die Überzeugung auf, daß das Verhältnis zwischen Barbara und Robert kein so inniges geworden sei, wie er es gehofft hatte. — Verschiedene kleine Vorfälle, die er zu beobachten Gelegenheit hatte, bestätigten ihn in dieser Vermutung. So ritt zum Beispiel Robert sein eigenes störrisches Pferd, das, wie Luçay gesagt hatte, niemand in Paris außer dem „wilden Ashton“ hätte besteigen wollen, und weigerte sich, eine schöne, ruhige Stute, die Massaloff für ihn gekauft hatte, satteln zu lassen. Er bewunderte das Tier, er lobte es, er dankte Massaloff dafür; aber er benutzte es nicht.

„Ich bin an meinen Gaul gewöhnt,“ sagte er, als Massaloff ihm darüber eine Bemerkung machte. — „Es macht mir Spaß, mich mit ihm herumzuzanken. Ich fürchte mich nicht vor ihm, und schließlich muß er mir doch immer gehorchen. Die fromme Stute mag in Gesell-

schaft recht bequem sein. Wenn Barbara ausreitet, will ich sie darauf begleiten; aber wenn ich allein bin, so langweilt mich ein Pferd, das nur meinen Willen kennt. Ich bin kein Tyrann: blinder Gehorsam macht mich ungeduldig."

Massaloff forderte darauf seine Schwester auf, Ashton während seiner Promenaden zu begleiten; aber diese antwortete kleinlaut: „Ich glaube, Robert reitet am liebsten allein. — Ich mag ihn nicht stören."

Massaloff, der in der Nähe seiner Schwester wohnte, besuchte sie fast täglich. Es fiel ihm auf, daß er das junge Paar nur selten beisammen sah. — Barbara saß gewöhnlich in ihrem Boudoir mit einem Buch in der Hand; Robert war in seinem Zimmer. Was trieb er dort? Massaloff wagte nicht, ihn zu fragen. — Robert langweilte sich.

Eine große Gleichgültigkeit war seit einiger Zeit über ihn gekommen. Er war des Lebens, das er führte, müde; aber er wollte es ruhig weiterleben — bis zum Ende. Er vermied es, die Größe seines Unglücks in seinen eigenen Augen zu übertreiben.

„Ehen, in denen der Mann die Frau, oder die Frau den Mann nicht liebt, sind nichts Außergewöhnliches" — sagte er sich — „mein Los ist ein alltägliches. Ich muß mich darüber trösten."

Es gelang ihm auch, sich zu trösten. Er war nicht geradezu unglücklich, er war nur nicht glücklich. Die Vergangenheit war ihm weit entrückt. Das, was er als Jüngling zu erringen gehofft hatte, war für immer verloren. Er gehörte nicht zu den Leuten, die mit ihrem

Grame spielen. Er hatte sich bemüht, den Gedanken an Isabella aus seinem Geiste zu verbannen, und mit der Zeit war ihm dies, wenn auch nicht vollständig, so doch beinahe gelungen. Das Bild der Geliebten tauchte nur noch selten in seiner Erinnerung auf. Isabella war für ihn tot. Er konnte ohne Bitterkeit an sie denken, wie er ohne Hoffnung und ohne Reue an sie dachte. — Die Zukunft ließ ihn gleichgültig. Was konnte er noch hoffen? Sein Lebenspfad führte in gerader Linie durch ein ödes Land, durch eine freudenlose Wüste. Und neben ihm ging eine kleine, zanksüchtige Frau. Sie war an ihn gekettet, er konnte und durfte sich nicht von ihr losreißeu, sie hielt ihn zurück, er mußte seine Schritte nach den ihrigen mäßigen. Wenn sie noch still und ruhig einhergegangen wäre! Aber fortwährend tönte in seinen Ohren ihre hohe Diskantstimme. Ihr schnelles lautes Sprechen war ihm unangenehm geworden. — „Das werde ich nun mein ganzes Leben lang hören müssen" — sagte er sich. Die Zukunft versprach ihm keine Genugthuung. Ashton wollte nicht daran denken. — Die Gegenwart? . . . Er hatte sich bemüht, sie für seine Frau und für sich angenehm zu machen. Es war ihm nicht gelungen. Barbara war ihm ein Rätsel, war ihm vollständig unverständlich. Er hatte keine Ahnung davon, wie sie von ihm behandelt sein wollte. Er war, ohne daß ihm das ein Opfer gekostet hätte, ein aufmerksamer und gefälliger Ehemann. Er sagte nur selten „nein" zu einem Vorschlage, den sie ihm machte. — „Wollen wir in die Oper gehen?" — „Ja". — „Wollen wir spazieren fahren?" — „Ja". — „Soll ich meinen Bruder einladen? Wollen wir allein essen? Ge-

fällt dir mein neues Kleid?" — „Ja — ja — ja!" — Die Antwort war nicht immer so kurz, aber sie war immer dieselbe.

„Hast du gar keinen eigenen Willen?" fragte sie eines Tages, durch diese fortwährende Nachgiebigkeit ungeduldig gemacht.

Robert suchte in seinem schlichten Verstande nach einer Antwort, die seine Frau befriedigen sollte. — „Es macht mir Freude, das zu thun, was du willst," — antwortete er. — „Weshalb soll ich deinen Vorschlägen nicht beistimmen?"

Diese Antwort war die Veranlassung eines ersten Auftritts.

„Macht es dir wirklich Freude? Hast du mich wirklich lieb?" fragte Barbara.

„Ja wohl, es macht mir Freude."

„Und hast du mich lieb?" fuhr Barbara fort.

„Wie kannst du das fragen?"

„Das ist keine Antwort."

„Was soll ich antworten?"

„Sage mir, daß du mich liebst."

Robert hätte gern geantwortet, was seine Frau von ihm verlangte; aber es war ihm unmöglich, die drei Worte, die Barbara hören wollte, auszusprechen. Sein Gefühl sträubte sich nicht etwa gegen die Unwahrheit, die diese Worte enthalten haben würden. Nein! Sein Gefühl gebot ihm im Gegenteil, bei dieser Gelegenheit unwahr zu sein. Es war seine erste Pflicht, Barbara auf jede Weise davon zu überzeugen, daß er sie liebe. Aber es war ihm nicht möglich in dem Augenblicke zu sagen: „Ich liebe dich".

„Ich bemühe mich, dir durch mein ganzes Leben zu beweisen, daß ich dich lieb habe", brachte er hervor.

„Nun so sage mir ein einziges Mal: ‚Ich liebe dich', du hast es mir nie gesagt. Ich habe seit sechs Monaten darauf gewartet, es von dir zu hören. Ich habe mich danach gesehnt. Ich habe des Abends gebetet, daß du es mir sagen möchtest. Sage mir ein einziges Mal: ‚Ich liebe dich' — und ich will dich nie wieder quälen, und du sollst es mir nie wiederholen, ich will ewig daran glauben." — Sie schmiegte sich zärtlich an ihn, und ihre ängstlichen braunen Augen hefteten sich flehend auf die seinen.

„Nun ja," sagte er lächelnd und doch etwas verdrießlich, „ich liebe dich." — Er kam sich selbst albern vor, indem er so sprach.

„Wie kalt du das sagst. Man hört, daß du dir einen großen Zwang auferlegst."

„Aber, wie soll ich es sagen?"

„Ich kann es dir nicht erklären, wenn du es nicht fühlst: ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß ich die elendeste Frau auf der Welt bin. — Du liebst mich nicht!"

„Sei vernünftig, Barbara."

Barbara wollte nicht vernünftig sein. Sie warf sich in eine Sophaecke und fing an heftig zu weinen und zu schluchzen. — Dieser Auftritt ereignete sich eines Abends im Salon, nach dem Essen, und Ashton fürchtete jeden Augenblick, Massaloff oder einen der Diener in das Zimmer treten zu sehen. Der Vorgang war ihm im höchsten Grade peinlich. Er bemühte sich, seine Frau zu beruhigen; aber er fand nicht die richtigen Worte, um dies zu erreichen. Endlich verlor er die Geduld und verließ sie,

in der Voraussetzung, daß sie sich, wenn sie allein sei, vielleicht schneller trösten werde. — Nach einer Stunde ließ sie ihn bitten, in ihr Zimmer zu kommen. Er begab sich sofort zu ihr. Sie fiel ihm um den Hals, bat ihn, ihr ihr thörichtes Wesen zu verzeihen und versprach, in Zukunft vernünftiger zu sein.

Robert war immer sehr verlegen, wenn ihn jemand um Verzeihung bat. Seine erste Bewegung war sodann stets, sich selbst anzuklagen.

„Du hast gar nicht um Verzeihung zu bitten," sagte er bei dieser Gelegenheit. „Ich habe dir, ohne es zu wollen, Ursache gegeben, dich zu ärgern. Also sei ruhig. Alles ist wieder in Ordnung." Darauf hatte Barbara ihm dankend die Hände geküßt, was ihn stets unangenehm überraschte, und die Sache war damit abgethan gewesen.

Wenige Tage darauf hatte Frau Barbara Ashton jedoch schon neue Ursache gefunden, sich selbst unglücklich und Robert ungeduldig und verdrießlich zu machen. Robert hatte nämlich am Morgen einen kleinen Unfall mit seinem Pferde gehabt. Das Tier war durchgegangen, und als er es mit Aufgebot seiner ganzen Kraft hatte aufhalten wollen, war ein Steigbügelriemen gerissen. Er war dadurch einen Augenblick dermaßen aus dem Gleichgewicht gekommen, daß er beinah aus dem Sattel gefallen wäre. Gleich darauf hatte er sich jedoch wieder festgesetzt, und es war ihm gelungen, Herr des Pferdes zu werden. Barbara hatte gehört, wie er nach seiner Rückkehr dem Stallknecht gesagt hatte:

„Sie wissen, daß das Pferd eigensinnig und unbequem ist, und sie sollten es niemals satteln, ohne Gürtel, Zügel

und Riemen sorgfältig zu untersuchen. Ich hätte mir heute, Dank Ihrer Nachlässigkeit, den Hals brechen können."

Als Ashton eine Stunde später mit seiner Frau im Salon war, fragte diese besorgt, was vorgefallen sei. Robert gab die verlangte Auskunft in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise.

Barbara ließ ihn kaum aussprechen. „Versprich mir," sagte sie aufgeregt, „das gefährliche Tier nie wieder zu besteigen. Verkaufe es, verschenke es auf der Stelle!" — Davon wollte Robert jedoch nichts hören. Das Pferd war ein starkes nnd schnelles Tier; er ritt es gern und wollte sich, einer Laune seiner Frau wegen, nicht davon trennen. — Barbara bestand auf ihrem Willen. — „Kannst du meiner Ruhe nicht dies kleine Opfer bringen?" fragte sie.

Die Redensart von „den kleinen Opfern" war Frau Ashton sehr geläufig. Sie hatte damit bereits oft ihren Willen erreicht. Diesmal wurde Robert ungeduldig als er dieselbe wieder hörte.

„Du verlangst fortwährend kleine Opfer von mir," sagte er, „und da ich dir stets nachgebe, so wird es schließlich dahin kommen, daß ich nichts mehr thun darf, was mir Vergnügen macht."

„Weshalb sagst du mir das so unfreundlich?"

Robert war sich bewußt, mit vollständiger Mäßigung gesprochen zu haben. Er antwortete deshalb: „Ich sage es dir nicht unfreundlich; ich stelle nur eine Thatsache fest."

„Nein, du bist sehr unfreundlich, du bist ganz aufgeregt."

„Du irrst dich. Ich bin ganz ruhig.“

„Du solltest dich nur sehen!“

Nun wurde Robert ungeduldig. Sein Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen die Ungerechtigkeit seiner Frau. Er wußte, daß er ruhig war und ruhig erschien, und es verletzte ihn, daß Barbara, die dies sehen mußte, das Gegenteil behauptete.

„Es sieht beinahe aus, als wolltest du mich verdrießlich machen,“ sagte er. „Ich begreife nicht, welche Genugthuung du dir damit bereiten kannst.“

Er stand auf und trat ans Fenster. Es schneite. Die Straße war still und öde. Im Zimmer rührte sich nichts. Barbara hatte seine letzte Bemerkung unbeantwortet gelassen und saß, dem Fenster den Rücken zukehrend, am Kamin. Robert stand ein paar Minuten lang, ohne an etwas anderes zu denken, als an die Ungerechtigkeit seiner Frau. Er bemühte sich, seinen Ärger darüber niederzukämpfen. Die ruhige, mit Schnee bedeckte Straße, das stille Zimmer gaben jedoch seinen Gedanken bald und unwillkürlich eine andere Richtung. Die Gegenwart entschwand, und ein Bild aus der Vergangenheit tauchte langsam vor seiner Seele auf. — Er sah sich an einem trüben Wintertage, wie dem heutigen, in einem andern stillen Zimmer: auf der Straße lag tiefer Schnee, schwerbeladene Wagen rollten geräuschlos darüber hin, am Fenster, dem Lichte den Rücken zukehrend, stand, einer Verklärten gleich, eine hohe schlanke Gestalt. Die Züge traten deutlicher hervor, nun sah er die ruhigen blauen Augen, das blonde Haar, den stolzen Mund — Isabella! — Es war ihm, als höre er die geliebte Stimme, tief und

ruhig, so ganz anders, so viel schöner als die hohen, scharfen Diskanttöne, die noch vor wenigen Minuten wie ein Mißton an sein Ohr gedrungen waren. — Er wandte sich trostlos vom Fenster ab.

Barbara saß noch immer am Kamin. Sein Blick fiel auf die kleine, zarte Frau, und er sah, daß sie still und bitterlich weinte. Tiefes, schmerzliches Mitleiden zog in seine Brust. Sie war unschuldig an seinem Unglück, sie liebte ihn, und er fühlte, daß es außer seiner Macht läge, sie glücklich zu machen. Er trat leise an sie heran und legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte wehmütig sanft:

„Warum weinst du, Barbara?“

Sie erhob ihr in Thränen glühendes Gesicht. Die braunen Augen hefteten sich ängstlich spähend auf ihn; aber sie antwortete nicht.

„Ich möchte dich so gern glücklich machen,“ fuhr er fort. „Sag' mir, was ich thun soll, um dich zu beruhigen.“

„Habe mich nur etwas lieb,“ antwortete sie, „sonst verlange ich nichts.“

Er beugte sich zu ihr hinab und küßte ihr die Stirn.

„Versprich mir,“ setzte sie hinzu, „das Pferd nicht wieder zu reiten.“

Das Mitleiden, die Rührung, die er einen Augenblick empfunden hatte, verschwanden plötzlich. Er wurde wieder ruhig und verdrießlich.

„Sehr wohl,“ antwortete er, „du sollst deinen Willen haben.“

Ähnliche Auftritte hatten sich seitdem häufig wieder-

holt. Robert bemühte sich, sie zu vermeiden. Wenn er sah, daß ihm dies nicht gelingen konnte, so entfernte er sich. Seit einiger Zeit war er, am Tage sowohl wie des Abends, häufig allein in seinem Zimmer. Barbara wurde ihm mit jedem Tage weniger sympathisch; und doch wußte er, daß sie ihn liebte, und er warf sich vor, durch seine Lieblosigkeit die Ursache ihres Unglücks zu sein. Er zeigte sich ihr gegenüber aufmerksam, gefällig, höflich; aber das war alles. Er liebte sie nicht, und es war ihm unmöglich, Liebe für sie zu heucheln.

Fünftes Kapitel.

Das kleine Arbeitszimmer, in dem Robert Ashton sich vorzugsweise aufhielt, hatte Aussicht auf einen parkähnlichen Garten. Im Frühling und im Sommer sah es dort freundlich aus. Dann blühten reichfarbige Blumen auf den wohlgepflegten Beeten, die Hunde spielten auf dem grünen Rasen, und in den Zweigen der alten Bäume zwitscherten lustige Spatzen. Jetzt hatte der Winter den Garten mit einer Decke von Frost und Reif überzogen, die Blumen waren verschwunden, der Rasen war verödet, und in den Zweigen der kahlen Bäume war es tot und still.

Barbara hatte, gleich nach dem Einzug in die neue Wohnung, die Gewohnheit angenommen, häufig in das Arbeitszimmer ihres Mannes zu kommen. Robert hätte das eine kleine Zimmer in dem großen Hause gern für sich allein gehabt; aber er hatte nicht gewagt, dies zu verlangen. Wenn er allein sein wollte, so mußte er ausgehen; zu Hause war er nie sicher, ungestört bleiben zu können. Barbara brachte ihm seine Briefe auf das Zimmer, sie holte sich dort Zeitungen und Bücher, sie schrieb ihre Briefe am liebsten an seinem Arbeitstisch,

und da sie unordentlich und nachlässig war und nicht ahnte, daß sie ihrem Mann dadurch unangenehm wurde, so konnte Robert, wenn er von einem Spaziergang nach Hause kam, häufig bemerken, daß sie während seiner Abwesenheit in seinem Zimmer gewesen und an seinem Tische gesessen hatte.

Robert war in jener Weise unordentlich, die Leuten, welche nicht neugierig sind und deshalb den Fehler der Neugierde bei anderen nicht vermuten, eigentümlich ist. Er besaß zwar verschließbare Möbel und Kasten in seinem Zimmer, aber er benutzte beinahe nie einen Schlüssel. Er hatte blindes Vertrauen zur Ehrlichkeit seiner Diener; daß dieselben, oder daß irgend jemand, der in sein Zimmer kam, neugierig sein konnte, zog er nicht in Erwägung. Seine Briefe und Papiere lagen auf dem Tisch oder in den offenen Schubladen seines Schreibtisches. Übrigens hatte er keine Geheimnisse aufzubewahren. Er empfing oder schrieb keinen Brief, den seine Frau nicht hätte lesen können.

Barbara war nicht neugierig im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die Angelegenheiten fremder Leute waren ihr gleichgültig; aber ihre argwöhnische, eifersüchtige Liebe für Robert ließ sie, diesem gegenüber, neugierig und rücksichtslos erscheinen. Robert hatte bereits bemerkt, daß sie in seiner Abwesenheit in den Schubladen seines Arbeitstisches gekramt hatte. Er zuckte darüber die Achseln. Er selbst achtete fremde Briefschaften oder Schriftstücke wie fremdes Eigentum. Es kränkte ihn, bei seiner Frau andere Grundsätze zu finden, sie wurde ihm dadurch noch unangenehmer; aber er hielt es für unnütz, ihr darüber ein

Wort zu sagen. Er hätte sich in ihre Seele hinein geschämt, wenn er das gethan hätte. Wenn sie ihn beargwohnte und wenn die Befriedigung ihrer Neugierde sie beruhigte, so wollte er sie ungestört in seinen Papieren nachforschen lassen, ohne sich darüber zu beklagen. Er konnte jedoch nicht umhin, seine Frau bei dieser Gelegenheit mit Isabella zu vergleichen. — Wäre es denkbar gewesen, daß diese je versucht hätte, Kenntnis eines Briefes zu erlangen, der nicht für sie bestimmt war? — Nein. — Sie hatte ein stolzes Herz, das nichts Kleinliches wünschen konnte.

Robert hatte Isabella nun vollständig aus den Augen verloren. Er wußte nicht einmal, wo sie sich jetzt aufhielt. Sir Henry, mit dem er in ziemlich regelmäßigem Briefverkehr stand, erwähnte ihres Namens niemals in seinen Briefen an ihn. — Jacques war nicht in Europa. Er hatte, bald nach Roberts Verheiratung, eine größere Reise angetreten. — Marie hatte sich mit Charles Brook verlobt. Das Brautpaar war mit der Baronin von Luçay in Rom. — Es war niemand in Paris, der Robert über Isabella hätte Auskunft geben können. Doch schien Barbara zu merken, daß das junge Mädchen Roberts Gedanken beschäftige. Sie sprach seit einiger Zeit häufig von ihr.

Zwischen Lady Ashton und Frau Barbara Ashton hatte sich ein vertrauliches Verhältnis, wie Sir Henry es gewünscht hätte, nicht bilden wollen. Die beiden Damen waren in England, bald nach Roberts Verheiratung, mit einander bekannt geworden, sie hatten auch ein paar höfliche Briefe mit einander gewechselt, aber weitere Fortschritte hatte die Verbindung nicht gemacht. Charlotte und Barbara ge-

fielen sich gegenseitig nicht. Doch hatte keine der andern etwas vorzuwerfen.

Wenige Wochen, nachdem Robert und Barbara sich in Paris niedergelassen, hatte Sir Henry seine Frau aufgefordert, den Winter ebenfalls dort zu verleben. Lady Ashton hatte dies abgeschlagen.

„Tante Sophie ist in Rom,“ sagte sie, „Isabella will nicht von Freshwater fort. Ich würde in Paris ganz allein sein. Ich ziehe vor, in England zu bleiben.“

„Du würdest durchaus nicht allein sein,“ antwortete Sir Henry, „Robert und seine Frau werden während des ganzen Winters in Paris bleiben und haben uns wiederholt aufgefordert, sie zu besuchen.“

Darauf antwortete Lady Ashton nur: „Ich kenne Barbara noch so wenig. Ich weiß nicht, ob ihr meine Gesellschaft auf die Dauer angenehm sein würde. Ich ziehe vor, wenn du nichts dagegen hast, in England zu bleiben.“

„Gefällt dir Barbara nicht?“ fragte Sir Henry.

„Sie mißfällt mir nicht gerade,“ entgegnete Lady Ashton kleinlaut, „aber ich glaube, wir passen nicht recht zu einander. Sie hat so viel Ausländisches und Fremdartiges in ihrer Erscheinung und Art und Weise zu sein, sie ist so ganz anders als meine anderen Verwandten und Freundinnen. Offen gesagt: ich habe keine Lust, ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.“

Gegen das Vorurteil einer sanften Frau ist schwer ankämpfen. Sir Henry wußte dies und bemühte sich nicht, Lady Ashtons Meinung für Barbara günstig zu stimmen. — Im allgemeinen sprach man bei den Ashtons in England jetzt nur selten von Robert und beinahe nie

von Barbara. Robert hatte seit seiner Verheiratung gewissermaßen aufgehört, ein Mitglied des engsten Familienkreises zu sein. Lady Ashton schien sich nicht mehr um ihn zu kümmern, Barbara war ihr vollständig fremd geblieben.

Bei den Ashtons in Paris dagegen wurde häufig von den nahen Verwandten in England gesprochen, und seit einiger Zeit nahm die Unterhaltung nicht selten eine unangenehme Wendung. Barbara glaubte Ursache zu haben, sich über Lady Ashton zu beklagen und ergriff jede Gelegenheit, um in unfreundlicher Weise von ihr zu sprechen. Über Isabella hatte sie weniger zu sagen, da sie diese nicht kennen gelernt hatte; aber sie erkundigte sich fortwährend nach ihr. Die Unterhaltung über sie war für Robert peinlich, und er hatte seiner Frau deshalb bereits zu verschiedenen Malen wiederholt, daß er Fräulein Isabella Gower während der letzten fünf Jahre beinahe gar nicht mehr gesehen hatte. Aber Barbara schien dies überhören zu wollen und kam mit ermüdender Beharrlichkeit immer und immer wieder auf dasselbe Thema zurück.

„Dein Bruder scheint nicht nach Paris kommen zu wollen," bemerkte Barbara eines Abends, als sie nach dem Essen mit Robert allein im Salon saß. „Ist das nicht sonderbar?"

Es kam Robert nicht sonderbar vor und er sagte so.

„Als er in Wiesbaden war," fuhr Barbara fort, „hat er mir oftmals gesagt, er würde den Winter mit uns in Paris verleben. Ich bin überzeugt, seine Frau hat es ihm nicht erlaubt."

Robert antwortete nicht.

„Ich kann deine Schwägerin nicht leiden," setzte Barbara trocken und bestimmt hinzu.

„Das thut mir leid," entgegnete Robert, „denn sie ist eine gute Frau."

„Sie ist herrschsüchtig, eigensinnig und voller Vorurteile. Alle Engländerinnen gleichen ihr."

„Sie ist eine gute Frau," wiederholte Robert, „du kennst sie nicht; beurteile sie nicht so unfreundlich und so ungerecht."

„Ich bin ihr mit offenen Armen entgegengekommen," sagte Barbara. „Sie hat mich von sich gestoßen, als ob ich ihrer nicht würdig wäre. Sie hat mich unfreundlich und ungerecht behandelt, und mein Urteil über sie ist weder hart, noch falsch."

„Ich habe nicht bemerkt, daß sie dich unfreundlich aufgenommen hätte," beschwichtigte Robert; „sie ist schüchtern und zurückhaltend, und du hast sie zu wenig gesehen, um dir ein richtiges Urteil über sie bilden zu können. Sie ist eine gute Frau."

Barbara bestand auf ihrer Meinung.

„War es freundlich von ihr, daß sie nicht einmal ihre nächsten Verwandten eingeladen hat, um mich mit ihnen bekannt zu machen? Es sah wirklich aus, als ob sie sich meiner schämte!"

„Wie kannst du nur so sprechen, Barbara?"

„Sage ich die Unwahrheit? Hat sie uns nicht gewissermaßen in Quarantäne gehalten? Nicht einmal ihre Schwester habe ich kennen gelernt, die berühmte Isabella, von deren Schönheit jederman in London sprach." Bar=

baras Stimme wurde mit jedem Satze lauter und höher. Robert kannte diese Anzeichen. Sie stellten einen Auftritt in drohende Aussicht. Er nahm seinen Hut, um sich zu entfernen.

„Wo gehst du hin?" fragte Barbara.

„Ich will etwas frische Luft schöpfen."

„Weshalb fliehst du meine Gesellschaft?"

Robert kam von der Thür wieder bis nach dem Kamin zurück, vor dem seine Frau saß, und antwortete ruhig:

„Ich will hier bleiben, oder ich will dich bitten, mich zu begleiten, wenn du die Freundlichkeit haben willst, das Gespräch über meine Schwägerin abzubrechen."

„Weshalb soll ich nicht von deiner Schwägerin und deren Schwester sprechen?"

„Weil es mir unangenehm ist, von der Familie meines Bruders etwas anderes als Gutes zu hören, und weil du nie ein freundliches Wort über sie zu sagen hast."

Barbaras Augen leuchteten. Robert sah, daß, wenn er noch eine Minute bliebe, der Sturm über ihn ausbrechen würde. Er fühlte sich den Zornausbrüchen seiner Frau gegenüber ohnmächtig. Die Ruhe, die er ihnen entgegenzusetzen pflegte, war weit entfernt, beruhigend zu wirken. Barbara wurde dadurch im Gegenteil nur heftiger. Ein Mittel, den Frieden herzustellen, hätte es wohl gegeben; aber es war Robert unmöglich, es anzuwenden. Wenn er sich seiner Frau genähert, wenn er sie umarmt und wenn er ihr gesagt hätte: „Sei ruhig, liebe Barbara, und bekümmere dich nicht um fremde Menschen, bekümmere dich um mich, ich stehe dir am nächsten, und niemand liebt dich wie ich," — wenn er so gesprochen hätte, so

würde ihn die unglückliche Frau mit Freudenthränen um Verzeihung gebeten haben, und seine leisesten Wünsche würden ihr Befehle gewesen sein. — Robert wußte das. Er konnte deshalb seiner Frau nicht zürnen; aber es widerstand seiner Natur, ihr gegenüber eine Zärtlichkeit, die er nicht empfand, zu heucheln.

„Ich werde in einer halben Stunde wiederkommen,“ sagte er und er entfernte sich, ohne Barbaras Antwort abzuwarten. Diese warf sich in einen Sessel, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte.

Draußen wehte unfreundliche, naßkalte Luft. Seit einigen Tagen war Tauwetter eingetreten, und die Straßen waren feucht und schmutzig. Ein starker Nebel, der die zahlreichen Gaslaternen beinahe lichtlos erscheinen ließ, hatte sich über die Stadt gelagert. — Robert durchschritt, um das Wetter unbekümmert, die öden Straßen des Quartier St. Germain, die ihn von der Seine trennten, und erreichte die Kais. Er wandte sich darauf nach rechts und näherte sich der Brücke de la Concorde. Als er dort angelangt war, blieb er stehen. Er erinnerte sich, daß er vor etwas mehr als einem Jahre mit Massaloff auf demselben Flecke gestanden, und daß sein Freund damals gesagt hatte: „Das ist ein einladender Platz für Leute mit Selbstmordgedanken.“ — Ja, es war ein Platz, wo dem Unglücklichen der Gedanke, sich von dem schweren Leben zu befreien, leicht kommen konnte.

Robert hoffte seit Monaten nichts mehr vom Leben. Er war zu stolz, um sich zu beklagen, er hatte nirgends Trost gesucht und nirgends Trost gefunden. Der Ge-

danke, daß er eine Pflicht zu erfüllen habe, hatte ihn bisher noch aufrecht erhalten. Jetzt sah er, daß es ihm unmöglich sei, seine Pflicht zu erfüllen. Er konnte sich nicht zwingen, Barbara zu lieben, er konnte sie nicht glücklich machen. Langsam und schwer zog dunkle Verzweiflung in seine Brust und füllte sein ganzes Herz. Das Leben bot ihm keine Freude mehr, und er konnte niemand mehr Freude geben. Er beugte sich weit über das Brückengeländer und blickte sehnsüchtig hinunter in die schwarze Flut. Dort war Ruhe, dort war er sicher, den unruhigen, ängstlichen Augen zu entgehen, die ihn seit Monaten auf Schritt und Tritt verfolgten, dort konnte ihn die scharfe Diskantstimme, die ihn wie ein Messer verwundete, nie wieder erreichen — Er beugte sich noch weiter hinab. Dunkle Nebel entstiegen der Tiefe. Sie schienen sich zu gespenstigen Formen zusammenzuballen. Sie winkten ihm zu. Und in dem Gurgeln und Plätschern des vorbeifließenden Stromes glaubte er eine Weise wie die eines Schlummerliedes zu hören, vernahm sein Ohr leise geflüsterte, sich immer wiederholende Worte: „Ruhe und Frieden — Ruhe und Frieden.“ — Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Er atmete schwer. — Aber plötzlich packte ihn eine furchtbare Beklemmmung, und dicke Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Wie ein Blitz war vor seiner Seele ein helles Bild vorübergezogen und hatte dort plötzlich wieder Licht gemacht. — Heinrich, Charlotte und Isabella waren ihm eine Sekunde erschienen. — Was würden sie sagen, wenn man ihnen die Nachricht brächte, daß er ...? Er dachte den Gedanken nicht aus. Er warf sich vom Brücken-

geländer zurück, als hätte er glühendes Eisen berührt, und verließ schnellen Schrittes den unheimlichen Platz.

Aber er konnte nicht nach Hause gehen. Seine Sinne waren verwirrt. Er mußte sich sammeln. In den Champs Elysées, die er nun erreicht hatte, waren nur wenig Fußgänger zu erblicken. Robert konnte dort seinen Gedanken ungestört nachhängen. Sie bestürmten ihn in wilder Verwirrung. Es war ihm lange unmöglich, zu irgend einem Entschlusse zu kommen. Nach und nach wurde er ruhiger. — Was auch kommen möge, er wollte fortkämpfen, er wollte nicht aus Furcht vor dem Leben zum Verbrecher werden. Er selbst hatte sich die Last aufgebürdet, die ihm nun das Dasein so schwer machte. Er wollte diese Last tragen, bis er sich daran gewöhnt und sie ihm leichter erschien, oder bis er darunter zusammenbräche. Aber er wollte ausharren „bis zum Ende“.

Als er sich seiner Wohnung wieder näherte, war es bereits spät geworden. Er hörte die Turmglocke der Kirche von St. Clotilde elf Uhr schlagen. Er fühlte sich sehr ermattet und er wünschte, sich ungestört zur Ruhe begeben zu können. Er hoffte, daß Barbara bereits zu Bett gegangen sein würde. Der Diener, der ihm die Thür öffnete, antwortete ihm jedoch auf seine Anfrage — die gnädige Frau sei noch im Empfangs-Zimmer.

Robert zog sich langsam den Überrock aus und trat in das hell erleuchtete Gemach. Barbara hatte ihn kommen hören und wartete auf ihn. Sie stand in der Mitte des Zimmers, hinter einem runden Tisch, auf dem Bücher und Zeitungen lagen, im vollen Lichte einer großen Lampe, die auf demselben brannte. Robert sah auf den

ersten Blick, daß sie nicht beruhigt, daß sie im Gegenteil außerordentlich aufgeregt sei. Sie war totenblaß, und ihre Augen leuchteten beängstigend.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen,“ sagte sie, sobald er die Thür hinter sich geschlossen hatte. Er erkannte ihre Stimme kaum. Sie klang tief und heiser. Er blickte sie verwundert und staunend an. — „Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht liebten,“ fuhr sie schnell, aber noch immer leise fort, „aber ich wußte nicht, daß mir eine andere Ihre Liebe entzog.“

Robert zuckte die Achseln. — „Noch einen Auftritt heute abend?“ fragte er entmutigt. — „Gönne mir Ruhe. Ich bin müde. Laß es bis morgen.“

Sie maß ihn mit einem Blick des Hasses und der Verachtung. „Also darum waren Ihnen meine Unterhaltungen über Lady Ashton und Miß Gower stets so unangenehm? Darum verließen Sie mich, als ich soeben wieder von ihnen sprach? Darum sagten Sie mir, Sie wollten nichts anderes als Gutes von der Familie Ihres Bruders hören?!“ — Die Stimme wurde bereits lauter und näherte sich der gewöhnlichen hohen Tonlage.

„Ich verstehe wirklich nicht,“ antwortete Robert, noch immer ruhig.

„Sie verstehen nicht? So? Und was bedeutet dies? Verstehen Sie nun?“ — und mit heftiger Gebärde warf sie eine kleine Photographie, die sie in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch. Robert erkannte das Porträt Isabellas. Er griff langsam darnach. Sie kam ihm zuvor.

„Gieb mir das Bild,“ sagte er ernst und fest, „es ist mein Eigentum.“ Sie lachte höhnisch und laut auf.

„Nein!“ rief sie, „Sie halten mich wirklich für zu gutmütig!“

„Sei vernünftig, Barbara, ich will dir alles erklären; gieb mir das Bild.“

„To my dear friend!“ parodirte sie mit vor Zorn zitternder Stimme, „und: Juni 1865 — hier! hier! Nimm dein Bild zurück!“ Sie zerriß es wütend, und warf ihm die Stücke vor die Füße.

Er sah sie betroffen an. War sie von Sinnen?

„Das ist also die schöne Miß Isabella Gower, die Ihnen niemals gestattet hatte, sich in sie zu verlieben, aber die sich nicht scheut, dem Bräutigam einer andern heimlich ihr Porträt zu schenken, das dieser sorgfältig verbirgt? Das ist also das Vorbild englischer Zucht und Sitte, das ich nicht würdig war, kennen zu lernen, das man in England sorgfältig vor mir verbarg? — To my dear friend Robert! Juni 1865! — Sie sind ein falscher, schlechter Mann! Sie haben mich getäuscht! Sie haben mich belogen! Sie haben gelogen — gelogen!“

Robert fühlte, daß ihm das Blut zu Kopfe stieg, daß er aufhörte, Herr seiner selbst zu sein, daß ein Unglück geschehen konnte, wenn er noch einen Augenblick in Gegenwart der Frau blieb, die ihm nun wie eine Furie gegenüberstand. Er wagte es nicht mehr, sie anzusehen, er fürchtete, jede Gewalt über sich zu verlieren. Er wandte sich schnell ab und näherte sich der Thür. — Sie rief ihm noch nach: „Gelogen!“

Ein Bedienter, der mit dem Ohr an der Thür gelauscht hatte, sprang erschreckt zurück, als er seinen Herrn mit bleichem Gesichte aus dem Salon treten sah. Der

Diener hörte darauf schnelles Hin- und Hergehen in dem kleinen Arbeitszimmer, und nach wenigen Minuten sah er Robert Ashton wieder erscheinen. Er trug eine Reisetasche in der Hand und sah noch immer bleich und verstört aus. Währenddem der Bediente ihm behülflich war, den Überrock anzuziehen, wurde die Salonthüre geöffnet, und Barbara, ohne herauszutreten, sagte halblaut und anscheinend ruhig: „Robert — einen Augenblick — bitte!"

„Entschuldige mich — ich muß sofort ausgehen," — antwortete Ashton ebenfalls ganz ruhig, aber ohne Barbara anzusehen; und in demselben Augenblick hatte er auch bereits die Hausthür geöffnet und war verschwunden.

Barbara trat in das Zimmer zurück, und der Diener setzte sich, albern lächelnd, auf eine Bank im Vorzimmer und spielte mit seinen Daumen.

Barbara war nach dem heftigen Zornausbruche, zu dem sie sich hatte hinreißen lassen, schnell wieder ruhiger geworden. Sie war mit Robert noch keineswegs ausgesöhnt. Argwohn und Eifersucht nagten noch immer an ihr. Aber sie hätte nun die Erklärungen, die sie vor wenigen Minuten höhnisch zurückgewiesen hatte, gern entgegengenommen. Sie liebte Robert, sie glaubte sich von ihm getäuscht; aber sie war nun bereit einzusehen, daß er sich möglicherweise entschuldigen könnte. Sie sammelte die Stücke, in die sie Isabellas Photographie zerrissen hatte, sorgsam vom Fußboden auf und legte das Bild wieder zusammen. Der Kopf war unversehrt geblieben. Welch' edles, schönes, stolzes Gesicht! Wie ruhig und klar blickte es aus den großen Augen hervor! Und wie jung, beinahe kindlich noch die ganze Erscheinung! —

Isabella mußte einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt sein; auf der Photographie erschien sie nicht älter als sechzehn, höchstens siebzehn Jahre. Doch konnte kein Zweifel darüber sein, daß Robert das Bild erst kürzlich erhalten, denn auf dem Umschlag, in dem Barbara es vor einigen Stunden gefunden hatte, stand von Roberts Hand geschrieben: „Isabellas Bild. Juni 1865.“ Weshalb hatte er ihr verborgen, daß Isabella es ihm geschenkt hatte? Weshalb hatte er wiederholentlich behauptet, er habe seit Jahren beinahe jede Verbindung mit der Schwester seiner Schwägerin abgebrochen? Er mußte das Bild wenige Tage vor oder nach seiner Verlobung empfangen haben, und er hatte ihr nie davon gesprochen. Es war ihr nicht entgangen, daß ihm jede Unterhaltung über Isabella peinlich war. Weshalb? — Aber sie wollte nun seine Entschuldigungen hören. — Wenn er nur bald käme! — Sie sah nach der Uhr. — Mitternacht war bereits vorüber. — Sie wartete noch eine halbe Stunde. Dann wurde sie unruhig. — Sie verließ den Salon und ging in Roberts Arbeitszimmer.

Der Diener hatte das Gemach, seitdem Robert es verlassen, noch nicht wieder betreten. Barbara bemerkte, daß die Schieblade des Schreibtisches, in der Robert Papiere von Wert aufzubewahren pflegte, offen stand und leer war. Auch die große Schreibmappe, in der Barbara Isabellas Photographie gefunden hatte, war verschwunden, ebenfalls eine kleine Kiste aus Eisenblech, welche Roberts wenige Juwelen — einige Ringe, Knöpfe und Tuchnadeln — enthielt. Barbara erinnerte sich, daß Robert vor zwei Tagen eine nicht unbedeutende Summe Geldes,

die ihm von Sir Henry eingeschickt war, in diese, mit einem Sicherheitsschloß versehene Kassette gelegt hatte.

Sie sah sich verstörten Blicks in dem leeren Zimmer um. Eine furchtbare Angst überfiel sie. Sie öffnete die Thür und lauschte aufmerksam. Nichts rührte sich in dem großen Hause. — „Er ist fort,“ sagte sie langsam und leise. „Er hat mich verlassen . . . Herr Gott, erbarme Dich meiner!“

Einige Minuten lang war sie vollständig betäubt; dann erwachte sie zum Verständnis ihrer Lage. Sie versuchte zuuächst noch, sich mit falschen Hoffnungen zu täuschen. „Er kann mich nicht verlassen haben. Es ist nicht möglich. Ich bin seine Frau. Er darf mich nicht verlassen. Er wird zurückkommen. Ich bin thöricht, mich zu ängstigen.“ Aber ihre Angst verminderte sich nicht. Sie setzte sich an den Schreibtisch und warf mit fieberhafter Hand einige Zeilen auf ein Blatt Papier. Dann klingelte sie.

„Tragen Sie diesen Brief sogleich zu meinem Bruder,“ befahl sie dem Diener, der eingetreten war. „Ist mein Bruder nicht zu Hause,“ setzte sie hinzu, „so suchen Sie ihn. Sie müssen ihn auffinden! Und bringen Sie mir seine Antwort sofort zurück. Verstehen Sie? Sofort!“ Der Diener lief die Treppe hinunter, und wenige Sekunden darauf hörte sie ihn das Haus verlassen.

Barbara war zu aufgeregt, um ruhig an demselben Flecke bleiben zu können. Sie ging wieder in den Salon und öffnete ein Fenster, das auf die Straße hinausging. Der Wind blies ihr rauh und kalt ins Gesicht; aber sie achtete es nicht. Sie beugte sich hinaus in die Nacht

und lauschte, — lauschte, ob sie den bekannten Schritt des Geliebten nicht hören werde. Alles war still in dem vornehmen, öden Viertel. Sie hörte das Rollen eines schnellfahrenden Wagens. Er näherte sich. Das Herz pochte ihr stärker. Aber der Wagen hielt an, ehe er das Haus erreicht hatte. Sie hörte die rauhe Stimme des Kutschers, die den Portier weckte. Sie vernahm, wie die Thore des benachbarten Hôtels schwerfällig und langsam geöffnet wurden. Dann ertönte lautes, schnell verhallendes Wagengerolle — und gleich darauf wurde es wieder still — totenstill.

Sie trat in den Salon zurück. Sie zitterte heftig. Sie näherte sich dem Kamine und sah nach der Uhr. — Halb zwei Uhr morgens. Der Diener mußte zurückkommen. Robert hatte das Haus vor Mitternacht verlassen. Er war nun schon zwei Stunden fort. Sie ging eiligen Schrittes in ihr Zimmer. Die alte russische Kammerfrau, die seit langen Jahren in ihren Diensten stand, war auf einem Stuhle eingeschlafen. Barbara weckte sie, und ließ sich Hut und Mantel von ihr geben. In dem Augenblick, als sie den Salon verlassen wollte, um zu ihrem Bruder zu gehen, hörte sie eilige Schritte in der Straße. Sie lief an das offene Fenster. Es war der von ihr abgesandte Diener, der die mit Ungeduld erwartete Antwort endlich brachte. Barbara nahm ihm den Brief im Vorzimmer ab und zerriß den Umschlag zitternder Hand. Der Brief enthielt nur zwei Zeilen:

„Robert ist bei mir. Sei ganz ruhig. Ich komme in wenigen Minuten. Wladimir.“

Eine plötzliche Ermattung kam über sie, und sie sank ohnmächtig nieder. Die Kammerfrau, die Barbaras Aufregung bemerkt hatte und die mit ihr in den Salon getreten war, sah ihre Herrin erbleichen und einige Schritte zurücktaumeln. Mit einem leisen Schrei war sie an ihrer Seite. Sie bedurfte keiner Hilfe, um die leichte, leblose Gestalt in das Nebenzimmer zu tragen und dort auf ein Ruhebett zu legen. Nach einigen Minuten schlug Barbara die Augen wieder auf.

Sechstes Kapitel.

Robert war, nachdem er Barbara verlassen hatte, nach der Wohnung seines Schwagers geeilt. Massaloff war nicht zu Hause. Der Diener vermutete, daß sein Herr im Klub wäre. Robert ließ sich darauf Feder und Papier geben, schrieb einige Zeilen und befahl dem Diener, den Brief so schnell wie möglich zu besorgen.

„Nehmen Sie eine Droschke,“ sagte er, „und kommen Sie nicht zurück, ohne Herrn Massaloff aufgefunden zu haben. Eilen Sie!“

Der Diener lief davon und ließ Ashton allein.

Massaloff saß in seinem Klub am Spieltische, als ihm Roberts Brief übergeben wurde. Er öffnete ihn langsam und las ihn. Dann steckte er das Papier ruhig in die Seitentasche seines Rocks, hielt noch einen starken Coup gegen die Bank, gewann, nahm sein Geld zusammen und erhob sich.

„Verlassen Sie uns schon?“ fragte Montgeaux, der neben ihm saß.

„Ich komme vielleicht noch einmal zurück,“ antwortete Massaloff gelassen, „aber für den Augenblick muß ich mich, zu meinem Bedauern, entfernen.“

Er stieg bedächtig die Treppe hinunter und trat langsam auf den Boulevard hinaus. Sein Wagen war vorgefahren. „Nach Hause!“ rief er dem Kutscher zu, „und schnell!“ Nach wenigen Minuten war er in seiner Wohnung angelangt.

„Nun, was giebt es zu so später Stunde?“ fragte er, sobald er Robert begrüßt hatte, „hoffentlich nichts Schlimmes?“

„Nichts Gutes,“ antwortete Ashton.

Der Diener trat in diesem Augenblick in das Zimmer, um Holz auf das Kaminfeuer zu legen. Massaloff ließ ihn gewähren, dann, als der Mann mit seiner kurzen Arbeit fertig war, sagte er ihm: „Bleiben Sie im Vorzimmer und kommen Sie nur, wenn ich Sie rufe.“ — Der Diener entfernte sich. „So,“ fuhr Massaloff fort, sich an Ashton wendend, „nun sind wir ungestört. Was giebt es?“

Robert erhob sich und stellte sich mit dem Rücken an den Kamin. Massaloff, der ihm gegenüber auf einem Sessel Platz genommen hatte, bemerkte, daß er sehr bleich war. „Sie sind nicht wohl, Ashton;“ sagte er teilnehmend, „ich fange an unruhig zu werden. — Sprechen Sie! Was ist vorgefallen?“

„Massaloff,“ begann Robert, „ich muß mich von meiner Frau trennen.“ Er sprach langsam, feierlich. Seine tiefe Stimme war ruhig; doch klang in derselben große innere Erregung.

Massaloff richtete die trägen, dunklen Augen fragend doch nicht feindlich auf den Sprecher. — Seit Wochen hatte er bemerkt, daß seine Schwester und sein Schwager nicht glücklich seien. Er hatte Barbara zu verschiedenen

Malen mit rotgeweinten Augen angetroffen. Robert war ihm traurig und verstimmt erschienen. Er war täglich darauf vorbereitet gewesen, von Barbara Klagen über Robert zu hören, wie er sie in früheren Zeiten von ihr über den Fürsten Alexis Sergiewitsch gehört hatte. — Barbara hatte geschwiegen, Robert nie geklagt. Nun zeigte dieser ihm an, daß er sich von seiner Frau zu trennen beabsichtige. Die Nachricht war Massaloff im höchsten Grade peinlich; aber er war gewissermaßen darauf vorbereitet, und er war weit entfernt, seinem Schwager ohne weiteres unrecht zu geben. Dazu kannte er seine Schwester zu gut und hatte er eine zu hohe Meinung von Ashtons Charakter.

„Ich ahnte, daß ein Unglück kommen würde,“ sagte er nur.

„Ich bin nicht zu Ihnen gekommen‘“ fuhr Robert fort, „um Ihre Schwester bei Ihnen zu verklagen. Ich will Ihnen nur den Entschluß, den ich gefaßt habe, erklären und mit Ihnen beraten, was zu thun ist, damit Barbara so wenig wie möglich unter den Folgen unserer Trennung leide. — Ich bin nicht glücklich, Massaloff. — Ich verlange jedoch nicht, daß dies berücksichtigt werde. Ich selbst habe diesen Umstand nicht in Erwägung gezogen, als ich den Entschluß gefaßt habe, meine Frau zu verlassen. Aber Barbara ist ebenfalls unglücklich, ist vielleicht unglücklicher als ich, und ich habe die Überzeugung gewonnen, daß es mir unmöglich ist, sie glücklich zu machen. Unser Zusammensein ist eine fortwährende Qual für sie. Es vergeht nicht ein Tag, es vergeht kaum eine Stunde, ohne daß ich ihr Veranlassung gebe,

sich über mich zu ärgern. Und ich sehe, daß es mir nie gelingen wird, dies zu ändern. Barbara stellt Ansprüche an mich, die in ihren Augen berechtigt sind, die ich nun aber einmal nicht erfüllen kann. Sie wünscht mich anders zu sehen als ich bin. Da kann ich nicht helfen. Ich kann mich nicht ändern. Ich habe mir Mühe gegeben, es zu thun; es ist mir nicht gelungen. Barbara hatte gehofft, mit mir glücklich zu werden. Sie fühlt sich bitter getäuscht. Sie ist elend. In ihrem Unmut darüber ist sie nicht immer ganz gerecht gegen mich. Ich beklage mich nicht darüber. Aber ihre Ungerechtigkeit könnte schlimme Folgen haben — und das will ich vermeiden. Sie hat mich vor einer Stunde schwer beleidigt. Sie hat meine besten Freunde verdächtigt, und sie hat mir gesagt, ich habe sie belogen. Ich will ihr das Unrecht, das sie mir zugefügt hat, verzeihen; aber ich kann es nicht vergessen. Es ist mir unmöglich, mit ihr unter einem Dache zu leben, nachdem sie meine Freunde gekränkt und mich einen Lügner genannt hat. Sie könnte in einem Augenblick der Leidenschaft wiederholen, was sie heute gesagt hat, und ich fürchte mich vor mir selber, wenn ich bedenke, wozu der Zorn mich hinreißen könnte. — Ich denke mir, Barbara wird glücklicher sein, wenn sie mich nicht mehr sieht. Sie wird, so glaube ich, über mich trauern, sie wird mich nicht vergessen; aber die Trennung von mir wird sie weniger unglücklich machen, als meine Gesellschaft. Mit der Zeit, das hoffe ich, wird sie sich über meine Abwesenheit trösten. Ich bezweifle daß sie jemals glücklich werden wird; aber ich nehme mit Bestimmtheit an, daß sie ohne mich weniger unglücklich, als

mit mir sein wird. Darum, Massaloff, habe ich den Entschluß gefaßt, mich von Barbara zu trennen.“

Massaloff hatte, ohne eine Miene zu verziehen, ohne durch ein Wort oder durch ein Zeichen zu unterbrechen, zugehört. „Darf ich fragen,“ sagte er nun, „bei welcher Gelegenheit meine Schwester sich hat hinreißen lassen, Ihre Freunde und Sie zu beleidigen?“

Robert erzählte den Vorfall des Abends: Barbara habe unter seinen Papieren eine von ihm beinahe vergessene Photograhie von Fräulein Isabella Gower gefunden. Dieses Bild sei ihm vor sechs Jahren gegeben worden, als Isabella beinahe noch ein Kind war. Er habe es zur Zeit seiner Verlobung aus einem kleinen Album genommen, um einen leeren Platz für Barbaras Photographie zu gewinnen. Er habe das Bild seitdem nie wieder angesehen. Barbara aber scheine zu glauben, daß ein strafbares Verhältnis zwischen Fräulein Gower und ihm bestände, und auf diesen Argwohn hin habe sie die Schwester seiner Schwägerin verdächtigt, und ihn, Robert, einen Lügner genannt.

Massaloff erhob sich und ging einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab. „Ashton,“ sagte er endlich nach einer längern Pause, „überlassen Sie es mir, ich bitte Sie inständig darum, die Sache in Ordnung zu bringen. Ich werde morgen in aller Frühe zu Barbara gehen, und werde ihr den Sachverhalt auseinandersetzen. Sie ist eine gute, edle Frau. Sobald sie ihr Unrecht eingesehen hat, wird sie es bitter bereuen und Sie um Verzeihung bitten, — und etwas Ähnliches, wie der traurige Vorfall von heute abend, wird sich nicht wieder ereignen.“

Aber Ashton bestand mit solcher Festigkeit auf dem von ihm gefaßten Entschlusse, daß Massaloff bald die Überzeugung gewinnen mußte, es würde unmöglich sein, ihn darin wankend zu machen. „Sie geben mir einen wohlgemeinten Rat," sagte er, „und ich würde ihn befolgen, wenn ich nicht wüßte, daß es ein schlechter Rat ist. Sie kennen Ihre Schwester in vielen Beziehungen besser als ich; aber das Verhältnis, das zwischen ihr und mir besteht, kann ich richtiger beurteilen als Sie. Ich würde ohne Zögern zu Barbara zurückkehren, wenn ich noch entfernt hoffen könnte, sie glücklich zu machen; aber ich bin im Gegenteil überzeugt, daß nach dem, was vorgefallen ist, unser Verhältnis mit jedem Tag unerträglicher werden wird."

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen. Es klingelte, und gleich darauf trat Massaloffs Diener ein und übergab seinem Herrn Barbaras Brief. Massaloff beantwortete ihn sofort, ohne mit Robert darüber gesprochen zu haben. Als die beiden wieder allein waren, nahm Massaloff die Unterhaltung von neuem auf. „Barbara ersucht mich, zu ihr zu kommen. Was soll ich ihr sagen?"

„Sagen Sie ihr," antwortete Ashton nachdenklich und ernst, „daß ich ihr alles Unrecht verzeihe, das sie mir zugefügt hat, daß ihr Glück mein höchster Wunsch bleibt, und daß ich sie bitte, mir nicht zu zürnen."

„Sonst nichts?" fragte Massaloff nach einer Pause.

„Ich weiß nicht, was ich ihr noch sagen könnte."

Wollen Sie sie nie wiedersehen?"

In Roberts Innern kämpfte es; aber nicht lange.

Seine Gutmütigkeit und sein Pflichtgefühl gewannen schnell die Oberhand über seinen beleidigten Stolz. — „Wenn Sie glauben,“ antwortete er auf Massaloffs Frage, „daß der Gedanke an unser Wiedersehen ein Trost für Barbara ist, so sagen Sie ihr, ich werde zu ihr zurückkehren, sobald ich hoffen dürfte, durch meine Gegenwart zu ihrem Glücke beizutragen; und daß ich wünsche“ . . . er zauderte, die Worte wurden ihm schwer — „und daß ich wünsche . . . sie bald wiederzusehen.“

Eine lange Pause trat ein.

„Wo wollen Sie nun hingehen?“ fragte Massaloff endlich.

„Ich weiß es noch nicht; aber Sie sollen bald von mir hören.“

„Wollen Sie nicht hier schlafen und meine Rückkehr abwarten?“

Robert sah im Geiste Massaloff mit seiner Schwester zurückkehren, er sah Barbara sich ihm zu Füßen werfen, seine Hände küssen, er hörte sie jammern, schluchzen, flehen. Es überlief ihn eiskalt bei dem Gedanken.

„Nein!“ sagte er mit großer Bestimmtheit, „ich verlasse das Haus vor Ihnen; — aber Sie sollen bald von mir hören.“

„Ich darf bestimmt darauf rechnen?“

„Ich verspreche es Ihnen.“

„Nun dann, leben Sie wohl! und möge es Ihnen gut gehen! Auf Wiedersehen!“

„Adieu, Massaloff! Sagen Sie Barbara, daß ich ihr nicht zürne, daß ich ihr alles Gute wünsche, und beurteilen Sie sie nicht zu streng. Sie allein ist nicht an

unserem Unglück schuld. Behandeln Sie sie freundlich und liebevoll, und trösten Sie sie . . . Ich . . . ich wünsche . . . ich wünsche sie bald wiederzusehen. — Leben Sie wohl, lieber Massaloff!" Er selbst erhob sich und verließ das Zimmer. Massaloff begleitete ihn bis zur Thür. Er hörte ihn schweren Tritts die Treppe hinuntersteigen und das Haus verlassen. Er selbst ging noch einige Male unschlüssig im Zimmer auf und ab, dann griff er schnell nach seinem Hut und begab sich zu seiner Schwester.

Siebentes Kapitel.

Roberts plötzliches Verschwinden wurde in den Kreisen, in denen er und Massaloff in Paris gelebt hatten, bald allgemein bekannt. Man bezeichnete dort seine Abreise als „die Flucht des wilden Ashton“ und man deutete sie in den verschiedensten Weisen.

„Nun,“ sagte d'Alizières eines Abends, als er mit Böhck, Montgeaux und einigen anderen im großen Salon des Klubs vor dem Kamin saß, „Robert, der Einsiedler, scheint sich also in die Wüste zurückgezogen zu haben. Ich ging heute früh an seinem neuen Hôtel in der Rue Barbet de Jouy vorbei und sah, daß alle Thüren und Fenster hermetisch geschlossen waren. In wenigen Tagen wird dort ein Schild aushängen: ‚Hôtel à vendre ou à louer‘. — Die Herrlichkeit hat nicht lange gedauert! Frau Barbara Ashton soll, wie ich aus guter Quelle erfahre, mit ihrem Bruder nach Wiesbaden gegangen sein. — Aber weiß man eigentlich, wohin ein gütiges Schicksal den ehrwürdig gewordenen wilden Robert verschlagen hat?“

„Er ist nach dem Süden gegangen,“ bemerkte ein jüngeres Klubmitglied, „Vernyette hat sich auf dem Bahnhofe in Lyon mit ihm gekreuzt.“

„Vielleicht nach Monaco, wo Orangen und Trente-et-quarante blühen," meinte d'Alizières; „oder nach Cannes, um dort die Bekanntschaft seiner unzeitig verwitweten Frau Schwägerin zu machen, die seit dem Tode des armen Roussière an einer geheimnisvollen Brustkrankheit leidet. Ashton kann sie vielleicht trösten. Ha! ha! ha!"

Das Lachen fand kein Echo und die Bemerkung keinen Anklang. Es wurde im Gegenteil plötzlich still in dem kleinen Kreise, an den sich d'Alizières gewandt hatte. Der alte Marquis de Montgeaux erhob sich und ging, ohne ein Wort zu sagen, in ein anderes Zimmer, Böhck folgte ihm. d'Alizières, dessen Spezialität es war, boshafte Sachen zu sagen und gleich darauf zu bereuen, daß er gesprochen hatte, sah verlegen aus und ließ die Unterhaltung fallen. Diese nahm sodann eine andere Wendung.

Der Klubveteran hatte sich im Nebenzimmer an ein Fenster gestellt und beobachtete das rege Treiben auf dem hell erleuchteten Boulevard. Als sich Böhck dort zu ihm gesellte, sagte er: „Zu den Unannehmlichkeiten meines Alters rechne ich auch, daß ich nicht mehr das Recht habe, jungen Leuten gute Lehren zu geben. Wenn ich dem Vicomte d'Alizières jetzt gesagt hätte, er sei ein boshafter Esel, so würde er das ruhig eingesteckt und seinen Freunden nachher gesagt haben, er könne sich anständigerweise mit einem alten Manne, wie ich es bin, nicht schlagen. Das verhindert nicht, daß er ein boshafter Esel ist. Was ist Ihre Meinung?"

„Die Ihrige, Montgeaux. Im allgemeinen sind die jungen Leute von heute noch alberner und boshafter als wir es waren."

„Es giebt Ausnahmen.“

„Hm — wenige.“

„Ashton zum Beispiel. — Apropos, Böhck, haben Sie etwas von ihm gehört? Wissen Sie, weshalb Massaloff mit seiner Schwester plötzlich nach Wiesbaden gegangen ist?“

Böhck erzählte bereitwillig, was er darüber wußte; aber das war nicht viel. — „Sie erinnern sich vielleicht,“ begann er, „daß Massaloff vor einigen Tagen ziemlich spät hier abgerufen wurde?“ Der Veteran nickte. „Sehr wohl,“ fuhr der Baron fort. „Am folgenden Tage kam er zu mir, und nachdem er einen Papyros geraucht und über das schlechte Wetter geklagt hatte, sagte er; ‚Ich werde Paris morgen oder übermorgen verlassen.‘ — ‚So?‘ antwortete ich, ‚und wohin gehen Sie?‘ — ‚Nach Wiesbaden.‘ — ‚Nach Wiesbaden, im Winter? Kuriose Idee! Und was machen Sie aus dem jungen Ehepaar?‘ — ‚Meine Schwester begleitet mich.‘ — ‚Und der Frau Schwester Herr Gemahl?‘ — ‚Ashton ist bereits abgereist.‘ — ‚Er erwartet Sie dann in Wiesbaden?‘ — ‚Nein.‘ — Massaloff ist einer meiner ältesten und besten Freunde, aber ich konstatire, daß er eine unangenehme Art hat, ‚Nein‘ zu sagen. Er schneidet damit manchmal die Unterhaltung in schroffster Weise ab. — Ich bin nicht neugierig. Außerdem weiß ich, daß man durch Nichtfragen und Sprechenlassen am meisten erfährt. Ich sagte nur ‚Ah!‘ und bot Massaloff einen frischen Papyros an. ‚Böhck,‘ fing er darauf an, nachdem er die Cigarette halb ausgeraucht hatte, ‚Sie werden während der nächsten Tage möglicherweise verschiedene Versionen über den Grund

unserer Abreise hören.' — ‚Sehr möglich', antwortete ich. — ‚Nun, das kann ich nicht verhindern,' meinte Massaloff. — „Ich sagte mir: ‚Er ist nicht zu mir gekommen, um mir das mitzuteilen' — und ich wartete ruhig, was nun folgen würde. Aber ich erfuhr doch nichts mehr von Belang. Er erwähnte noch beiläufig, daß sein Schwager eine Geschäftsreise unternommen habe, die ihn einige Monate lang von Paris nach Wiesbaden entfernt halten könnte, dann setzte er hinzu, er habe Paris nicht verlassen wollen, ohne mir Lebewohl zu sagen, lud mich ein, ihn in Wiesbaden zu besuchen, trug mir auf, gemeinschaftliche Bekannte zu grüßen und empfahl sich.

„Warum ist er zu mir gekommen? — Um mir ein ruhiges Gesicht zu zeigen, um freundlich von seiner Schwester und seinem Schwager zu sprechen, und um die bevorstehende Rückkehr des letzteren in Aussicht zu stellen. Er wünscht, daß dies bekannt werde. Dazu bin ich ihm gern behilflich. Ich habe bereits zwanzig Personen erzählt: Ashton habe eine Geschäftsreise unternommen, Frau Ashton warte seine Rückkehr in Wiesbaden ab und Massaloff leiste ihr dort Gesellschaft. Dies ist alles ganz plausibel, und jedermann würde es glauben, wenn Massaloff mir sein Vertrauen geschenkt hätte. Er hat es nicht gethan. Das ist seine Sache. Ich bin ihm deshalb nicht böse; aber ich behaupte, daß er die Geschichte nicht mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit angefaßt hat. Wenn er zu mir gekommen wäre und mir einfach gesagt hätte: ‚Böhck, so steht die Sache — Sie müssen sie aber so erzählen, — dann wäre alles in Ordnung gewesen. — Kein Mensch sollte heute von den Ashtons und von Massaloff

sprechen, hätte dieser mir reinen Wein eingeschenkt, — aber nun kann ich nicht verhindern, wenn die albernsten Geschichten über das junge Ehepaar in Umlauf gesetzt werden. Das ist Massaloffs Schuld. — Man soll dem alten Böhck nicht mißtrauen!"

In der That sprach man mehrere Tage lang in den Klubs und in der Gesellschaft von der „Flucht des wilden Ashton" und von der plötzlichen Abreise seiner Frau. Die Bedienten hatten geschwatzt, und aus der Küche war manches in die herrschaftlichen Gemächer gedrungen. Man erzählte sich dort, daß ein heftiger Auftritt zwischen Herrn und Frau Ashton stattgefunden und daß Herr Ashton das Haus um Mitternacht verlassen habe. — Die Damen nahmen an, Ashton habe sich überzeugt, daß er von seiner Frau getäuscht werde; die Herren glaubten im Gegenteil, Frau Ashton habe Grund gehabt, sich über ihren Gemahl zu beklagen. Niemand wußte etwas Bestimmtes, jedermann schmückte das, was er durch Hörensagen erfuhr, nach Gutdünken aus, die Seifenblase wurde immer größer, — in allen Salons freute man sich darüber — dann zerplatzte sie und niemand sprach mehr davon. Robert, Barbara und Massaloff waren, acht Tage nachdem sie Paris verlassen hatten, vergessen, als ob sie gestorben wären.

Sir Henry Ashton empfing die Nachricht von diesen Vorfällen viel später als Roberts Pariser Freunde und Bekannte. Aber er war nicht daran gewöhnt, in regelmäßigen Zwischenräumen von seinem Bruder zu hören, und es hatte ihn deshalb nicht beunruhigt, zwei Wochen lang ohne Briefe aus Paris zu bleiben. Er lebte um

diese Zeit auf seinem Landsitz in Devonshire, wohin er sich bereits zu Anfang des Winters und bald nachdem Lady Ashton erklärt hatte, sie wolle nicht nach Paris gehen, mit seiner Familie zurückgezogen hatte.

Eines Morgens, zu Anfang des Monat März, empfing er einen Brief von Robert. Er wurde ihm übergeben, als er mit seiner Frau und mit Isabella, die von Freshwater nach Alton-House zu Besuch gekommen war, beim Frühstück saß. Er steckte den Brief, ohne ihn zu öffnen, in die Tasche, da er gern vermied, Roberts Namen in Isabellas Gegenwart zu erwähnen.

Der Brief hatte dem Schreiber viel Mühe gekostet. Robert war lange Zeit unschlüssig gewesen, was er seinem Bruder sagen sollte. Er konnte ihm nicht verheimlichen, daß er sich von Barbara getrennt hatte; aber er wollte seine Frau weder bei Sir Henry, noch bei Lady Ashton verklagen. Wäre es möglich gewesen, so hätte er alle Schuld auf sich genommen. Die Meinung, die sein Bruder und seine Schwägerin über ihn haben mochten, war ihm keineswegs gleichgültig; doch hätte er ein hartes und ungerechtes Urteil von ihnen ruhig über sich ergehen lassen, wenn er dadurch erreicht hätte, Barbara vollständig zu entschuldigen. Aber er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, um ein solches Ergebnis zu erreichen. Er konnte einen Teil der Wahrheit verschweigen; aber es war ihm unmöglich, seinem Bruder Unwahrheiten zu sagen.

Sir Henry hatte keinen Grund, wichtige Mitteilungen von seinem Bruder zu erwarten. Er behielt den Brief ungelesen in der Tasche, bis er sich nach dem Frühstück in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte. Dort ließ er

sich behaglich in einem Sessel nieder und öffnete das Schreiben. Noch ehe er eine Zeile gelesen hatte, sah er, daß sich etwas Außerordentliches ereignet haben mußte. Das Schriftstück war nämlich mehrere Seiten lang, während es sonst Roberts Gewohnheit war, sich in seinen Briefen sehr kurz zu fassen. Es lautete wie folgt:

„Grau du Roy bei Aiguesmortes, den 2. März 1866.

„Lieber Heinrich!

„Ich habe Paris vor vierzehn Tagen verlassen und halte mich augenblicklich in einem kleinen Fischerdorfe auf, wo ich vorläufig zu bleiben gedenke. — Barbara ist, wie Massaloff mir geschrieben hat, mit ihm nach Wiesbaden gegangen und lebt dort in ihrer alten Wohnung, Villa Sophia. Ich habe mich von Barbara getrennt, nachdem ich die Überzeugung gewonnen hatte, daß es mir unmöglich war, sie glücklich zu machen. Ich weiß, daß ich nicht unüberlegt gehandelt habe. Ich hoffe, ich habe recht gethan. Glaube jedoch nicht, daß Barbara mir Ursache gegeben habe, eine Anklage gegen sie zu erheben. Nicht der leiseste Schatten eines Verdachts fällt auf ihre Ehre. Ich bin im Gegenteil fest überzeugt, daß sie mich treu und aufrichtig liebt. — Ich weiß nicht, ob es dir möglich sein wird, meine Handlungsweise richtig zu verstehen, ohne Barbara falsch zu beurteilen. Du bist glücklich verheiratet und wirst wahrscheinlich nicht begreifen, daß eine Ehe ohne besonderes Verschulden des Mannes oder der Frau, eine unglückliche sein kann.

„Barbara und ich paßten nicht zusammen: das war das Unglück. Sie machte mich, ohne es zu wollen, häufig ungeduldig; ich verursachte ihr, gegen meine Absicht,

Kummer und Ärger. Die arme Frau war fortwährend gereizt und aufgeregt; ich fast immer verdrießlich und übler Laune. Wir führten ein trauriges Leben. Ich sann nach Mitteln, dies zu ändern; aber ich fand keines. Ich sah im Gegenteil, daß unser gemeinschaftliches Leben mit jedem Tage elender wurde. Ich mußte dem ein Ende machen. Der Gedanke an eine gerichtliche Scheidung kam mir nicht und liegt mir auch heute noch fern; aber ich beschloß, mich, auf einige Zeit wenigstens, von Barbara zu trennen. Massaloff, dem ich dies mitteilte, versuchte zunächst, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Ich kann nicht sagen, daß er ihn schließlich gebilligt habe, aber wir sind als Freunde von einander geschieden, und ich stehe in brieflichem Verkehr mit ihm. Er hofft, daß mit der Zeit alles wieder gut werden wird. Ich wünsche es; aber ich glaube es nicht. Du wirst derselben Meinung wie Massaloff sein und wirst, wie er, wünschen, daß ich mich bald wieder mit Barbara vereinige. Dazu kann ich heute nur sagen: Laß die Sache, vorläufig wenigstens, ruhen. — Ich bin überzeugt, Barbara kann allein nicht unglücklicher sein, als sie es mit mir war; und ich weiß, daß ich der Ruhe, der ich mich hier erfreue, bedurfte und noch einige Zeit bedarf. Wenn Barbara und ich uns wieder vereinigen sollen, so mag das später sein, nachdem die jüngste Vergangenheit von mir und von ihr einigermaßen vergessen ist. — Du bist immer mein bester Freund gewesen. Leiste mir den Dienst, um den ich Dich heute bitte: Mache mir keine Vorstellungen über das, was vorgefallen ist, und verlange nicht von mir, daß ich jetzt bereits nach Wiesbaden gehe.

„Du wirst wissen wollen, wie ich nach Aiguesmortes gekommen bin. — Der Zufall hat mich hieher verschlagen. Als ich Paris verließ, wollte ich aus verschiedenen Gründen nicht nach England gehen. Ich reiste nach dem Süden ab und kam zunächst nach Marseille. Der Lärm der großen Hafenstadt mißfiel mir. Ich suchte nach einem stillern Platze, gleichzeitig wollte ich jedoch am Meere bleiben. — Cannes, Antibes, Nizza, Monaco sind Vergnügungsorte. Ich war nicht in der Stimmung, mich zerstreuen zu wollen und hielt mich dort nicht auf. Meine Reisen längs der Küste brachten mich auch nach Cette, und von dort führte mich die Auskunft eines schwatzhaften Gastwirtes nach Aiguesmortes. Die Stadt ‚der toten Wasser‘ gefiel mir, und ich beschloß, mich dort niederzulassen. — Ich habe mir deshalb am Meere, in der unmittelbaren Nähe von Aiguesmortes, in einem kleinen Dorfe, Grau du Roy genannt, ein Häuschen gemietet und befinde mich dort so wohl, wie die Umstände es gestatten. Die Sage vom ‚verrückten Engländer‘ ist hier noch nicht ausgestorben, und ich gelte für einen solchen. Man hält mich für einen Millionär, den der Speen plagt und der an Fischfang und Jagd Vergnügen findet. Man behandelt mich mit der Achtung, auf die ich in diesen Eigenschaften Anspruch zu machen haben würde. Du darfst Dir deshalb meinetwegen keine Sorge machen. Es fehlt mir hier eigentlich nichts, und ich beabsichtige sogar, meine Zeit recht angenehm zu verbringen. Ich kann hier reiten, jagen und fischen und ich gebrauche, wie Du weißt, nicht viel mehr, um mit dem längsten Tage fertig zu werden. Des Abend bin ich müde und

ich schlafe des Nachts gut. Eine Woche ist bereits hingegangen, und die Monate werden auch hingehen. — Das Leben, das ich führe, ist kein ruhmreiches. Du hast wenig Ursache, stolz auch mich zu sein. Du hattest wohl in früheren Jahren Besseres von mir erwartet. Ich auch, lieber Heinrich. Es thut mir leid, daß es so gekommen ist; aber ich kann es nun nicht mehr ändern. Ich habe mein Bett schlecht gemacht.

„Schicke mir einen Sattel und meine Gewehre, die ich in Alton-House gelassen habe. Grüße Charlotte herzlich von mir. Dein Robert.“

Nachdem Sir Henry diesen Brief gelesen hatte, ging er einige Male gesenkten Hauptes, nachdenklich und traurig in seinem Zimmer auf und ab. Er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß das Verhältnis zwischen Robert und Barbara ein unglückliches geworden war. Er hatte das junge Paar seit der Vermählung nur einmal und zwar auf kurze Zeit wiedergesehen: nämlich in England, wohin Barbara und Robert während der Hochzeitsreise gekommen waren. Sein Bruder war ihm damals still und ernst erschienen; aber nicht anders, als er ihn in Wiesbaden vor der Hochzeit gesehen hatte. Über Barbara hatte er kein Urteil gefällt. Seine neue Schwägerin war anders als alle anderen Frauen, die er kannte. Ihr Charakter hatte etwas Sonderbares, Fremdartiges für ihn. Er hatte ihn nicht entziffern können. Übrigens hatte er seine Gäste nicht genau beobachtet. Der Gedanke, daß die junge Ehe keine glückliche sein könne, war ihm nicht gekommen. — Und jetzt nun, wenige Monate nach der Verheiratung, erfuhr er, daß das Verhältnis zwischen

seinem Bruder und Barbara ein unerträgliches geworden war. — Sir Henry war darüber sehr niedergeschlagen. Wie gewöhnlich suchte er Trost bei seiner Frau. Er fand diese allein im Salon und bat sie, ihn auf sein Zimmer zu begleiten, damit er ungestört mit ihr sprechen könne.

Lady Ashton war beunruhigt und folgte ihrem Manne schnell. Dieser gab ihr zunächst Roberts Brief zu lesen. Sie setzte sich, und Sir Henry blieb ihr gegenüber am Kamin stehen. Sobald Charlotte die ersten zehn Zeilen gelesen hatte, ließ sie die Hand, in der sie den Brief hielt, mit einem halblauten Ausruf peinlicher Überraschung auf ihre Kniee fallen und sah Sir Henry betroffen und fragend an.

„Lies weiter," beantwortete dieser die stumme Frage, „lies weiter." — Er entfernte sich darauf vom Kamin und trat an das Fenster. Isabella kam gerade mit Sir Henrys Kindern von einem Spaziergang zurück. Die beiden Kleinen hatten ein jedes eine Hand der „Tante Bella" ergriffen und trippelten schwatzend und lachend neben ihr her. Vor dem Hause blieb Isabella stehen und blickte in die Höhe. Sie sah ihren Schwager am Fenster stehen uud begrüßte ihn mit einem stillen Lächeln. — Wie viel glücklicher wäre Robert gewesen, wenn er Isabella geheiratet hätte! Aber alles Bedauern kam nun zu spät. Sir Henry wandte sich mit einem tiefen Seufzer vom Fenster ab und dem Zimmer zu.

Lady Ashton hatte inzwischen den Brief durchgelesen. — „Der arme Robert!" sagte sie, „was wirst du ihm schreiben?"

Sir Henry zuckte unschlüssig die Achsel. — „Ich weiß es noch nicht," antwortete er; „Was denkst du?"

„Jedenfalls," entgegnete Lady Ashton mit großer Bestimmtheit, „jedenfalls mußt du ihm sehr freundlich schreiben. Und, Heinrich, wenn ich wie du wäre, weißt du, was ich thäte? Ich würde seine Bitte erfüllen und nicht den kleinsten Versuch machen, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Ich bin fest überzeugt, die russische Frau hat ihm das Leben unerträglich gemacht. Ich kann mir denken, wie sie ihn gequält hat. Ich kenne Robert: er hat ausgehalten, solange es irgend ging. Der arme Mensch! Er ist bei weitem mehr zu beklagen als deine Schwägerin. Die bedaure ich gar nicht. Eine Frau, die nicht mit Robert Ashton leben kann, verdient nicht glücklich zu sein. Es ist schrecklich, wenn Mann und Frau nicht zusammen leben können; aber es ist noch schrecklicher, wenn sie in Unfrieden beisammen sind. Robert hat recht: man muß ihm und seiner Frau Zeit geben, die jüngste Vergangenheit zu vergessen. Mit der Zeit kann alles wieder gut werden; aber ich glaube, man darf nicht zu schnell gehen wollen, wenn man nicht noch größeres Unglück anrichten will."

Sir Henry war seiner Frau für die Teilnahme, die sie seinem Bruder zeigte, dankbar und folgte ihrem Rate gern. — „Ich denke," sagte er, „daß Massaloff mir in den nächsten Tagen auch schreiben wird. Einstweilen halte ich es in der That für das Beste, Robert zufrieden zu lassen. Ich werde ihm seinen Sattel und die Gewehre schicken, ich werde mein Bedauern über das, was vorgefallen ist, aussprechen, aber ich werde ihn nicht dafür

verantwortlich machen . . .“ Nach einer kurzen Pause setzte Sir Henry hinzu: „Robert thut mir leid, wenn ich daran denke, wie er einsam und verlassen unter lauter wildfremden Leuten lebt. Er hat niemand um sich, mit dem er ein Wort sprechen kann über das, was alle seine Gedanken beschäftigen muß. Was meinst du dazu, wenn ich ihn auf ein paar Tage besuchte?“

„Thue es, Heinrich, je eher, je besser! Es geht ihm schlecht, und du bist der Einzige, der ihn trösten kann. Reise morgen, wenn du willst.“

Sir Henry umarmte die gute, kleine Frau, und es wurde zwischen den beiden beschlossen, daß die Abreise nach Aiguesmortes in wenigen Tagen stattfinden sollte.

„Soll ich mit Isabella sprechen?“ fragte Lady Ashton noch.

„Ich glaube es ist am besten, sie erfährt durch dich, was vorgefallen ist,“ meinte Sir Henry. „Wenn es ihr durch fremde Leute zu Ohren kommt, so könnte sie annehmen, wir haben ihr die Sache verheimlichen wollen, weil wir eine Ahnung von ihrer Zuneigung zu Robert hätten. Das würde ihr peinlich sein. — Sprich ganz harmlos mit ihr über die Sache. Du weißt am besten, wie du das anzufangen hast.“

Achtes Kapitel.

Es war wieder Frühling geworden. Robert lebte noch immer in seiner Hütte in Grau du Roy. Barbara hielt sich mit ihrem Bruder in Wiesbaden auf. Die beiden führten in dem lebhaften Städtchen ein beinahe ebenso zurückgezogenes Leben wie Robert in seinem öden Fischerdorfe. Die Thüren der Villa Sophia waren selbst den wenigen russischen Bekannten geschlossen, die während des Winters in Wiesbaden geblieben waren. Dessenungeachtet wurde in dem kleinen Badeorte sehr viel von Frau Barbara Ashton gesprochen. Die russische Kolonie namentlich erfand allerhand abenteuerliche Gerüchte über die Ursachen ihrer Trennung von Herrn Ashton.

Fräulein Zoë Walkoff, eine reiche und vornehme alte Jungfer, die sich seit langen Jahren in Wiesbaden niedergelassen hatte und die an einem Geheimnis, das ihr verborgen blieb, wie an einem kranken Zahn leiden konnte, hatte überall Erkundigungen eingezogen; aber sie waren bis jetzt erfolglos geblieben. Sie teilte dies eines Abends zum zwanzigsten Mal den russischen Freundinnen mit, die sich wöchentlich einmal bei ihr zum Thee versammelten

und sich sodann bei einer harmlosen Partie Jeralash außerordentlich zu ereifern pflegten.

„C'est un mystère, mes chères c'est un parfait mystère,“ sagte sie, währenddem sie die Karten gab. Darauf schüttelte sie den Kopf und schien in tiefes Nachdenken zu versinken. Dies verhinderte sie nicht, richtig zu geben, fehlerlos zu spielen und am Ende der Partie verdrießlich zu bemerken, daß ihr Partner eine falsche Invite gemacht habe. — „Sie hatten sans-atout gesagt, ma chère; da durfte ich doch vermuten, daß Sie wenigstens ein Aß hätten.“ — Nachdem dieser Punkt, nicht ohne heftigen Widerspruch der Beschuldigten, erledigt war, kam Fräulein Zoë wieder auf das „mystère“ zurück, das ihre Gedanken nun bereits seit mehreren Wochen außerordentlich beschäftigte.

„Ich traf Barbara vorgestern an,“ sagte sie. „Sie ging am Arm ihres Bruders die Sonnenbergerstraße hinauf. — Nein! wie sah die arme Fürstin aus! — Erschrecklich! — Sie ist in sechs Monaten um zehn Jahre älter geworden. Ich fragte: ‚Et ça va bien, ma chère?‘ Sie antwortete: ‚Parfaitement, ma chère‘ Und sie schritt langsam weiter. Es war nicht sehr artig von ihr. Ich kenne sie seit Jahren, sie hatte kein Recht, mich so kurz abzufertigen; aber ich verzeihe ihr gern. Sie sah wirklich zu elend aus, als daß ich ihr zürnen könnte. — Barbara war selbst in ihren besten Tagen mager und zierlich; jetzt gleicht sie einem Gerippe. — Der alte Massaloff, ein so guter, lieber Mann, hat mit seinen Kindern wenig Glück gehabt: Wladimir hat eine schlechte Frau geheiratet, und Barbara einen Thunichtgut von Mann. — Unter uns

gesagt, ich habe die zweite Heirat nie recht verstehen können. Wenn man sich Fürstin W. nennt, so sollte man nicht ohne triftigen Grund Frau Barbara Ashton werden. Ich entsinne mich des Herrn Ashton nur undeutlich. Ich habe ihn ein einziges Mal gesehen: an seinem Hochzeitstage. Er hatte ein angenehmes Äußeres. Das ist alles, was ich zu seinen Gunsten sagen kann. Er war mir seit Jahren durch seinen Ruf als ein mauvais sujet bekannt. Ich glaube, er war vollständig ruinirt, als er nach Wiesbaden kam; und es scheint, daß er in Paris nach seiner Verheiratung wieder bedeutend verloren hat. Barbara sollte eigentlich froh sein, daß sie ihn losgeworden ist, ehe er sie ebenfalls ruinirt hat. Aber sie trauert um ihn, das ist leicht zu sehen, sie trauert um ihn, wie um ihr verlorenes Glück. — Böhck wird altersschwach, sonst hätte er in Paris erfahren müssen, weshalb sich das junge Paar plötzlich getrennt hat. Ich will ihm morgen doch noch einmal schreiben, vielleicht kann er mir endlich einige Auskunft geben.

Die anwesenden Freundinnen ermutigten Fräulein Zoë Walkoff, dies nicht zu unterlassen und versprachen ihrerseits ebenfalls, von neuem Nachforschungen anzustellen. Aber das alte Fräulein hoffte kaum noch auf Erfolg. Sie war entmutigt und niedergeschlagen und sie verabschiedete die Gesellschaft mit den trostlosen Worten:

„C'est un mystère, mes chères, c'est un parfait mystère.“

Barbara und Massaloff bekümmerten sich wenig darum, daß sie den Zoë Walkoffs von Wiesbaden Kopfzerbrechen verursachten. Barbara lebte nur ihrem Schmerze. Sie

wollte und konnte sich mit nichts anderem beschäftigen. Sie war nicht eine Frau, die Zerstreuung suchen oder zufällig finden konnte. Sie widmete sich ihrem Unglück, sie pflegte es gewissermaßen. Ihr Schmerz war ihr lieb und wert und duldete keinen Nebenbuhler. Massaloff war vergeblich bemüht, dem traurigen Zustand seiner Schwester Linderung zu bringen. Er hatte der Hoffnung, eine Wiedervereinigung zwischen Robert und Barbara herbeizuführen, noch nicht entsagt. Dies sowie der Wunsch, seine Schwester in ihrer Trauer nicht allein zu lassen, hatte ihn während der ersten Wochen veranlaßt, in Wiesbaden zu bleiben. Seit einiger Zeit flößte ihm Barbaras Gesundheitszustand Besorgnisse ein. Er hatte sich entschlossen, sich nicht von ihr zu trennen, bis sie geheilt und beruhigt oder mit Robert wiedervereint sei.

Barbara hatte in dem Augenblick, als sie erfahren, daß Robert sie verlassen habe, ihrem Bruder alles anvertraut, was ihr das Herz bekümmerte. Es war Massaloff nicht schwer geworden, seiner Schwester zu beweisen, daß ihr Argwohn unbegründet gewesen sei, und daß sie ihrem Mann großes Unrecht zugefügt habe. Massaloff hatte ihr deshalb Vorstellungen machen wollen; aber Barbara hatte ihm nicht Zeit gelassen, es zu thun. Sie war sofort von einem Extrem auf das andere gesprungen, und hatte Robert mit derselben blinden Leidenschaftlichkeit entschuldigt, mit der sie ihn vor wenigen Stunden angeklagt hatte.

„Ich bin eine elende Frau,“ jammerte sie, „ich bin seiner nicht würdig. Er ist so gut, so wahr — und ich bin so klein und erbärmlich. O, bring' ihn mir zurück,

Wladimir! Bring' ihn mir zurück! Auf den Knieen will ich ihn um Verzeihung bitten, auf den Knieen will ich ihm fortan dienen! Kein Wort der Klage soll je wieder über meine Lippen kommen! Er soll mein Herr sein, der befehle. — O, bring' ihn mir zurück!"

Massaloff versuchte seiner Schwester begreiflich zu machen, daß dies augenblicklich nicht in seiner Macht stände. Dann wiederholte er Roberts letzte Worte:

„Sagen Sie Barbara, daß ich ihr nicht zürne, und daß ich wünsche, sie bald wiederzusehen."

Barbara weinte still und bitterlich. Es schmerzte Massaloff, es zu sehen. Er nahm den Kopf seiner Schwester und legte ihn an seine Brust, er streichelte ihr die brennenden Wangen und das wilde Haar, und er sprach väterlich tröstend zu dem armen Weibe:

„Sei ruhig, meine kleine Barbara, meine gute Schwester. Ich suche ihn auf, ich bringe ihn dir zurück. Weine dir die Augen nicht rot, habe Geduld, alles soll wieder besser werden. Ich bleibe bei dir. Ich verlasse dich nicht. Er ist nicht im Zorn von dir geschieden. Er liebt dich noch immer. Er kommt bald zurück. Und dann wirst du glücklicher mit ihm sein als je. Die Zukunft verspricht dir noch vieles und wird es halten. Sei geduldig, weine nicht! Thu' es mir zu lieb. Es macht mir das Herz schwer, dich traurig zu sehen. Denke an mich. Bin ich glücklicher als du? Bin ich nicht viel unglücklicher? Du kannst mit Stolz und mit Liebe Roberts gedenken! Aber wie anders ist meine Erinnerung an Natalie? Sie hat mich getäuscht, belogen, betrogen. Du weißt, wie ich sie geliebt habe, und wie sie meine Liebe vergolten hat. Mit

Undank und Schande. Ich denke täglich an sie, ich liebe sie noch immer; aber ich darf nicht einmal wünschen, sie je wiederzusehen. — Sei ruhig, meine kleine Barbara. Thu es mir zu lieb. Weine nicht. Sei geduldig. Alles wird wieder gut werden."

Barbara wurde endlich etwas ruhiger, und Massaloff konnte sie allein lassen. Am nächsten Tage teilte er ihr mit, daß er es für das Beste halte, nach Wiesbaden zurückzukehren.

„Ich habe mir die Sache reiflich überlegt:" sagte er, „Roberts plötzliche Abreise kann unmöglich unbemerkt vorübergehen. Man wird in den Klubs und bei seinen Bekannten darüber sprechen, und es wird nicht an Neugierigen fehlen, die dich oder mich darüber ausfragen wollen. Das würde dich wahrscheinlich wenig stören, und mich gar nicht, aber es könnte Robert unangenehm sein, wenn er bei seiner Rückkehr hier gewissermaßen ein Verhör zu bestehen haben sollte. Es wird ihm lieber sein, sich in Wiesbaden wieder mit dir zu vereinigen. Dort kennt ihn niemand, und dort kann er sich zu uns gesellen, ohne Aufsehen zu erregen."

Barbara war mit allem einverstanden. Sie fühlte sich hilflos, ihr Bruder war ihre einzige Stütze, sie war bereit, ihm blindlings zu folgen.

„Du hast ganz recht," sagte sie. „Nimm mich fort von Paris, wo ich so unglücklich gewesen bin. Führe mich nach Wiesbaden; dort war ich glücklich."

Wenige Tage nachdem Massaloff und seine Schwester die Villa Sophia wieder bezogen hatten, kam Roberts erster Brief an. Er lautete wie folgt:

„Lieber Massaloff, ich beabsichtige, mich einige Zeit in Südfrankreich aufzuhalten. Schreiben Sie mir bis auf weiteres: Cette, postlagernd. Ich hoffe, Barbara ist wohl. Mir geht es so gut wie es mir unter den jetzigen Verhältnissen gehen kann.

Ihr Robert Ashton."

Es war ein kurzer Brief, und Massaloff wußte ihn auswendig, ehe er ihn seiner Schwester vorlegte. Diese wurde blaß, als sie die wohlbekannte Handschrift sah.

„Gute oder schlechte Nachrichten?" fragte sie. Sie wartete die Antwort nicht ab und durchflog die wenigen Zeilen. Dann richtete sie die glänzenden Augen von neuem auf ihren Bruder.

„Du siehst," beantwortete Massaloff die stumme Frage, „wie sehr er um dich sorgt. Du siehst auch, wie ihn die Trennung schmerzt. Seine einzige Frage ist nach deinem Befinden; und eine deutlichere Klage als: ‚mir geht es so gut, wie es mir unter den jetzigen Verhältnissen nur gehen kann,' — habe ich nie von Ashton gehört. — Sei nun ganz ruhig. Ich schreibe ihm noch heute, und in acht Tagen wirst du gute Nachrichten haben."

„Darf ich deinem Brief ein paar Zeilen hinzufügen?"

Das kann nicht schaden. Aber wenn du meinen Rat befolgen willst, so schreibe nicht viel. Verschiebe alle Auseinandersetzungen auf euer Zusammentreffen. Ich übernehme es, die nötigen Aufklärungen zu geben."

Massaloffs Brief an seinen Schwager war ein Meisterstück in seiner Art. Er entschuldigte Barbaras Leidenschaft durch ihre Liebe, er appellirte an Roberts Pflichtgefühl

und Gutmütigkeit, er beschwor ihn, einer schiefen Lage ein Ende zu machen, die seine, sowie Barbaras ganze Zukunft zu gefährden drohte.

Barbaras Billet enthielt nur wenige leidenschaftliche Zeilen: heftige Selbstanklage, rührende Bitte um Vergebung, Versprechen blinden Vertrauens, blinden Gehorsams für die Zukunft.

Massaloff war zufrieden, als er in Begleitung seiner Schwester, die den Brief niemand hatte anvertrauen wollen und die ihn selbst in den Briefkasten geworfen hatte, von der Post nach der Villa Sophia zurückkehrte. Er glaubte, Ashton wohl zu kennen. Es erschien ihm unmöglich, daß dieser für einen Anruf an alles Edle in seiner Natur taub bleiben sollte. „Barbara hat großes Unrecht gehabt,“ sagte er sich, „aber sie ist nun hart dafür bestraft. Es würde grausam sein, sie noch mehr leiden zu lassen. Das kann Ashton nicht wollen.“

Massaloff wußte nicht, konnte nicht wissen, daß Robert seit dem Augenblick seiner Verlobung mit Barbara nicht eine glückliche, kaum eine ruhige Stunde verlebt, daß Barbara ihn dem Selbstmord nahe gebracht hatte, und daß ihm das Zusammenleben mit ihr unerträglich geworden war. Massaloff glaubte, Robert befinde sich in einer ähnlichen Stimmung wie Barbara und hege wie diese den Wunsch, die jüngste Vergangenheit ungeschehen zu machen. Aber während Barbara den geliebten Gatten auf das schmerzlichste vermißte und nur durch die Hoffnung einer baldigen Wiedervereinigung mit ihm aufrecht erhalten wurde, führte Robert in Aiguesmortes ein ruhiges Leben, das eigentlich nur durch die Furcht, er werde es früher oder

später wieder aufgeben und zu Barbara zurückkehren müssen, getrübt wurde.

Die Ansprüche, die der Mensch an das Leben stellt, ändern sich mit den Jahren und nach den Umständen. In der Jugend ist man unersättlich: man dürstet nach Liebe, Ruhm, Ehre, Reichtum, man kämpft leidenschaftlich erregt um den Besitz dieser vermeintlichen Güter. Später, wenn man verzweifelt, sie zu erringen, oder wenn man gelernt hat, daß ihr Besitz auch nicht glücklich macht, daß man das Höchste nie erringen kann, daß, so lange man überhaupt wünscht, nach jeder Erfüllung eines Wunsches der Drang etwas Neues zu wünschen erwächst, — später bildet sich im Menschen langsam, allmählich, natürlich ein Bedürfnis, das mit den Jahren stärker wird und endlich alle andern Wünsche zum Schweigen bringt: das Bedürfnis nach Ruhe. — Man nennt das: „alt werden". — Man ist alt, wenn man fühlt, mehr noch als man es weiß, daß man der Aufgabe, die man sich anfänglich gestellt hatte, nicht gewachsen, daß das Ziel, welches man sich vorgesteckt hatte, unerreichbar ist. Man sieht noch in der Ferne, in Dunst und Nebel gehüllt, das „gelobte Land", nach dem man gestrebt, und fühlt daß man darauf verzichten muß, es zu erreichen. Der Wunsch, dort zu rasten, erstirbt mit dem Mute, die ermatteten Glieder noch weiter zu schleppen. Entsagung, diese milde Form der Verzweiflung, füllt die Seele. Man wird kampfesmüde, weil man weiß, daß man nicht siegen kann, man sehnt sich nach Frieden und man findet einzige und köstliche Befriedigung in dem Zustande der Ruhe.

Robert war weder alt noch müde; aber er hatte der

Hoffnung, mit Barbara glücklich zu sein oder Barbara glücklich zu machen, entsagt. Er hatte lange darnach gestrebt, dies zu erreichen. Es war ihm sein „gelobtes Land" gewesen, seit dem Tage, an dem er zu Barbara gesagt hatte: „Ich will mein Bestes thun, damit du diese Stunde nie bereust." Er hatte geglaubt, daß die Erfüllung der schweren Pflicht, so schwer sie ihm auch werden möge, ihm am Ende doch möglich sein werde. Die Genugthung, seine Lebensaufgabe gelöst, seine Pflicht erfüllt, der Versuchung, sich derselben zu entziehen, siegreich widerstanden zu haben, — diese Genugthuung sollte ihm, so meinte er, die Kraft geben, bis zum Ende auszuharren. Aber nun wußte er mit tödlicher Gewißheit, daß er sein „gelobtes Land" niemals erreichen könne. Es war ihm unmöglich, Barbara glücklich zu machen. Im Grunde seines Herzens sagte er sich schaudernd, daß er Barbara fürchte, daß ihre Gegenwart ihm ein Greuel sei, daß er auf der Welt kein zweites Wesen kenne, das ihm so unsympathisch, das er so wenig geneigt sei zu lieben, wie sie, seine angetraute Frau. Er konnte sie nicht lieben; und er war nun resignirt: er wollte sich nicht mehr bemühen, sie zu lieben. Er wollte den unnützen Kampf aufgeben, er wollte ruhen. Er hatte gesagt: „bis zum Ende," — und das blieb sein Wahlspruch. Aber er war nun am Ende, — am Ende seiner Kräfte. Er konnte auf dem Wege, den er eingeschlagen, nicht weiter gehen. Die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, waren unüberwindlich. Ebenso gut möchte er versuchen, eine Last von tausend Centnern zu heben. Die Jagd nach dem Glück war für ihn vorüber. Er war gestürzt. Das Rennen war aus. Er hatte das Ziel nicht

erreicht. Und nun wollte er nach der vergeblichen Anstrengung rasten. — Wie köstlich schien ihm die langersehnte Ruhe, wie sanft sein hartes Bett, wie schmackhaft die grobe Nahrung, die ihm ein rüstiges braunes Weib, die Frau seines schweigsamen Wirtes zubereitete.

Er wachte des Morgens früh auf und er erwachte gewöhnlich mit einem Gefühl schwerer Beklemmung. Aber nach einer Minute konnte er tief und frei atmen. Er war allein. Die argwöhnischen braunen Augen waren nicht auf ihn gerichtet; alles war still rings umher. Niemand fragte ihn: „Wo gehst du hin? Was willst du thun? Weshalb ißt du nicht? Bist du krank? Weshalb siehst du blaß aus? Weshalb bist du so ernst und traurig? Was hat dich verstimmt?" — Gottlob, niemand sorgte um ihn, niemand kümmerte sich um ihn. Er brauchte sich keinen Zwang anzuthun. Er konnte nach Gutdünken lachen oder weinen, essen oder fasten. Die hohe Stimme vor der er zitterte, war verstummt Er war allein, er war frei, er hatte Ruhe.

Er zog sich langsam an. Er trat vor die Thür seiner Hütte. Vor ihm lag das schöne blaue Mittelmeer. Kleine Fischernachen wiegten sich darauf. In der Ferne zog ein großes Schiff majestätisch still vorüber. Alles atmete Ruhe, — Ruhe und Frieden. Es war ein freudenloses Leben, aber es war ein ruhiges Leben. Robert war desselben froh. Er schlenderte mit der Flinte auf dem Rücken den sandigen Strand entlang. Die Fischersleute, denen er begegnete, grüßten ihn ehrerbietig und sahen ihm verwundert nach. — Was hatte den großen stillen Mann in ihre Einsamkeit getrieben? Sie ahnten ein Unglück und achteten es.

Das Wetter war noch rauh und der Himmel trübe, es wehte stark, es regnete häufig. Alles das kümmerte Robert nicht. Er ging, ohne viel zu denken, ohne viel zu träumen weiter und weiter, bis Hunger und Müdigkeit zur Rückkehr mahnten. Fourdoune, seine Wirtsfrau, hatte ihm dann ein einfaches Mahl bereitet, das er mit gutem Appetit zu sich nahm. Nach dem Essen fuhr er, wenn der Wind günstig war, in einem von ihm gemieteten Fischerboote auf die hohe See hinaus. Er handhabte Steuer und Segel wie ein richtiger Seemann, und die Fischerleute, die dies auf den ersten Blick erkannt hatten, kümmerten sich nicht mehr um ihn, als um einen der ihrigen. — Eines Tags, als das Wetter schlecht war und ein Sturm drohte, war sein Wirt Pascal, der Mann der Fourdoune, in den Kahn gesprungen, als Robert das Ufer verlassen wollte.

„Es wird heute genug zu thun geben für zwei Paar Hände,“ sagte der Fischer.

Robert nickte ihm zu, aber er bekümmerte sich weiter nicht um ihn, und Pascal erzählte später, daß „der Engländer“ das kleine Boot in dem schlechten Wetter so gut gehandhabt habe, wie der beste Mann in Grau es nur vermocht hätte.

Einigemal war er mit zum Fischfang hinausgefahren. Er hatte mit den Fischerleuten geraucht, getrunken, gegessen und gearbeitet — „wie einer von uns,“ erzählte der alte Dufour, Pascals Schwiegervater; aber er hatte während der Fahrt keine zehn Worte gesprochen. Fischerleute sind stille Leute. Robert gefiel ihnen. Man gewöhnte sich in Grau an den „Engländer“ und man gewann ihn lieb.

Robert ging wöchentlich nur einmal nach Aiguesmortes,

um sich seine Briefe zu holen. Briefschreiben war ihm kein Bedürfnis, und er erwartete weder wichtige noch angenehme Nachrichten von der Außenwelt. Er hatte sich mit seinem Bruder, der ihm einen kurzen Besuch abgestattet hatte, mündlich aussprechen können; und er war gar nicht begierig zu lesen, was man ihm von Wiesbaden schreiben würde. So kam es, daß die Briefe von Massaloff und Barbara etwas verspätet in seine Hände gelangten.

Er las die Schriftstücke während des Gehens auf dem öden Sandwege von Aiguesmortes nach Grau du Roy aufmerksam durch. Er war nicht einen Augenblick unschlüssig, was er darauf antworten sollte, und sobald er wieder in seiner Wohnung angelangt war, setzte er sich nieder und schrieb an Massaloff. Barbaras Brief ließ er unberücksichtigt. Seinem Schwager dankte er herzlich für seinen wohlgemeinten Rat; gleichzeitig erklärte er jedoch, daß er es für das Beste halte, denselben vorläufig nicht zu befolgen.

„Eine Versöhnung zwischen Barbara und mir ist nicht nötig," schrieb er, „denn sie zürnt mir nicht, und ich wiederhole hiemit, daß ich nicht böse auf sie bin. Sie hat mich gekränkt; aber ich weiß, daß dies nicht absichtlich geschehen ist. Die Worte, die sie mir im Zorn gesagt hat, habe ich ihr, ehe sie mich um Vergebung gebeten hatte, längst und gern verziehen. Vergessen kann ich sie nicht. Ich würde sie täuschen, wenn ich ihr sagte, daß ich ihr augenblicklich, ohne Rückhalt, wie es zu wünschen wäre, entgegentreten könnte. Meine Furcht, daß sich der traurige Auftritt, der mich von Barbara entfernt hat, in irgend einer Form wieder erneuern könnte, ist höchst wahr-

scheinlich eine unbegründete; aber sie besteht gegen meinen Willen und ohne daß ich im stande wäre, sie zu verscheuchen. Diese Furcht würde mich in Barbaras Gegenwart fortwährend befangen machen, würde ihr, die so empfindlich und feinfühlend ist, im höchsten Grade peinlich sein. Ich halte es nicht für geraten, eine Vereinigung zwischen Barbara und mir herbeizuführen, so lange die Befürchtung, ja so lange die Möglichkeit vorhanden ist, daß unser Zusammenleben kein glückliches sein werde. — Die Zeit verwischt die tiefsten Eindrücke und heilt die schmerzlichsten Wunden. Ich denke heute bereits ohne Bitterkeit an den traurigen Auftritt in der Rue Barbet de Jouy zurück; später wird hoffentlich auch die Furcht verschwinden, die mich jetzt noch von Barbara fern hält. Lassen Sie mich hoffen, daß Barbara dann noch ebenso wie heute unsere Wiedervereinigung wünscht. Unter diesen Bedingungen allein, so scheint es mir, kann unser zukünftiges Zusammensein ein glückliches werden.

„Wiederholen Sie Barbara, daß ich ihr alles Unrecht, was sie mir zugefügt hat, aufrichtig und vollständig verziehen habe, versichern Sie sie meiner unverbrüchlichen Treue und meiner tiefgefühlten Dankbarkeit für alles Gute, das sie mir erwiesen, für die Liebe und das Vertrauen, die sie mir geschenkt hat; und beurteilen Sie, lieber Massaloff, meine Handlungsweise nicht als durch Eigensinn, Trotz und Empfindlichkeit begründet, sondern als das Ergebnis reiflicher Überzeugung über die Frage, wie ich am erfolgreichsten dazu beitragen kann, Ihre Schwester, meine Frau, glücklich zu machen.“

Massaloff war durch diesen Brief sehr verstimmt.

Derselbe hatte mehrere Tage auf sich warten lassen, und Barbara war während der Zeit in fortwährender, fieberhafter Aufregung gewesen. Er konnte ihr nicht verschweigen, daß Robert endlich geschrieben habe und er war sicher, daß Barbara verlangen würde den Brief zu lesen. Massaloff gab Robert nicht geradezu unrecht, aber er war doch böse auf ihn. Es verletzte ihn tief, daß seine Schwester eine Fehlbitte gethan hatte.

„Ashton handelt sehr vernünftig, aber nicht großmütig," sagte er sich. „Er ist ein Engländer. Ein russischer oder ein französischer Edelmann würde nicht so klug und vorsichtig geantwortet haben, selbst wenn er seine Frau nicht mehr liebte. Er könnte grausamer sein als dieser kalte, stolze Engländer, aber nicht so hart."

Massaloff hatte den Brief des Morgens früh erhalten, ohne daß Barbara es gesehen hatte. Ehe er mit ihr davon sprach, wollte er noch einen Versuch machen, trostreichere Nachrichten in Aussicht stellen zu können, als der Brief gab. Er sandte ein Telegramm an Ashton ab:

„Ihr Schreiben wird tief verletzen. Wollen Sie es nicht zurückziehen und einen andern Brief senden? In diesem Falle telegraphiren Sie: Brief heute abgegangen. Ich werde die Verzögerung hier erklären."

Die Antwort kam im Laufe des Abends an. Massaloff hatte Maßregeln getroffen, daß sie ihm allein überbracht werde. Sie lautete wie folgt:

„Ich bedaure sehr, Ihrem Wunsche nicht willfahren zu können."

Massaloff stieß einen leisen Fluch aus und zerknitterte das Telegramm in der Hand. Es war ihm nicht leicht

geworden, sich noch einmal bittend an Ashton zu wenden. Er hatte es aus Liebe für seine Schwester gethan; aber sein Stolz hatte darunter gelitten. Der kurze, abschlägige Bescheid machte ihn dies noch schmerzlicher empfinden. Er ließ den Abend hingehen, ohne mit Barbara zu sprechen. Am nächsten Morgen aber gab er ihr den Brief.

Barbara las ihn mit einer Ruhe durch, die Massaloff überraschte, und sagte nur:

„Ich habe nichts anderes verdient und habe nichts anderes erwartet. Gräme dich meinetwegen nicht, Wladimir. Ich will warten, bis Robert mich seiner würdig glaubt."

Massaloff antwortete nicht. Er umarmte seine Schwester zärtlich und verließ das Zimmer. Er war erzürnt auf seinen Schwager; aber er war kaltblütig und vernünftig genug, um seinem Zorn keinen Ausdruck zu geben.

„Das würde alles unheilbar verderben und nichts nützen," sagte er sich.

Im Laufe des Tags fragte Barbara ihren Bruder, ob er wieder an Ashton geschrieben habe. Massaloff verneinte dies.

„Willst du ihm schreiben?" fuhr Barbara fort.

„Wenn du es nicht ausdrücklich wünschst, so schreibe ich lieber nicht," antwortete Massaloff.

„Nein, ich wünsche es nicht. Ich glaube, es ist besser, wir lassen Robert eine Zeitlang ganz ungestört."

Massaloff antwortete nicht und blickte finster vor sich nieder.

„Schilt mich nicht, Wladimir," fuhr Barbara fort, „habe Mitleiden mit mir. Ich bin ein thörichtes Weib. Sei mir nicht böse . . . sei auch Robert nicht böse."

Barbara sah so blaß, so hilflos, schwach und elend aus, ihre braunen Kinderaugen waren so ängstlich flehend auf Massaloff gerichtet, daß dieser nicht den Mut hatte, ihr oder dem abwesenden Gatten einen Vorwurf zu machen.

„Ich bin dir nicht böse," antwortete er sanft, „ich leide darunter, dich unglücklich zu sehen. Sei ruhig, meine kleine Barbara," setzte er noch freundlicher hinzu, denn er sah, daß Barbaras Augen sich mit großen stillen Thränen füllten. „Sei ruhig — komm' — gib mir die Hand." Sie reichte ihm die kleine zitternde, brennend heiße Hand.

„Du bist der beste Bruder," sagte sie, „verlaß mich nicht, behalte mich lieb. Wie kann ich dir danken?" Und sie wollte ihm die Hand küssen.

Massaloff war nicht nur auf Robert erzürnt, er machte sich selbst bittere Vorwürfe. „Es ist meine Schuld," sagte er sich, „daß es so gekommen ist. Barbara und Ashton passen zusammen wie Feuer und Wasser. Böhck hatte mir rechtzeitig die Augen geöffnet; aber ich habe mit unverantwortlicher Nachlässigkeit die Hände in den Schoß gelegt. Verwünscht sei der Tag, an dem ich Ashton in das Haus meiner Schwester geführt habe!" — Ruhiges Nachdenken machte ihn für Robert gerechter und für sich selbst noch strenger. Er verbarg sich nicht, daß Barbara ihren Mann auf das empfindlichste gereizt, und daß dieser, ihm sowohl wie seiner Frau gegenüber, offen und ehrlich gehandelt habe. Er nahm sich vor, in einigen Wochen noch einmal an Robert zu schreiben. Es wurde ihm schwer, es zu thun, aber er sagte: „Ich bin es meiner Schwester schuldig, denn ich bin die erste Ursache ihres Grams."

Während der nächsten Wochen ging eine bedeutende

Veränderung in Barbaras Wesen vor. Ihre alte Lebhaftigkeit verschwand, sie sprach leiser und sie sprach langsamer als früher. Ja, sie konnte oftmals lange Zeit ganz still dasitzen und gar nicht sprechen. Sie klagte nicht, aber der sorgende Massaloff bemerkte, daß sie mit jedem Tage bleicher und schwächer wurde. Er bestand darauf, einen Arzt zu rufen. Barbara wies dies zurück. „Mir kann kein Doktor helfen,“ sagte sie.

Der Monat April ging einförmig und ruhig dahin. Barbaras Zustand verbesserte sich nicht. Er wurde mit jedem Tage bedenklicher. Sie aß erschrecklich wenig. Ihre Kräfte nahmen schnell ab. Massaloff hatte die russische Kammerfrau, die ihre Herrin abgöttisch verehrte und sie beinahe nie aus den Augen verlor, über den Gesundheitszustand seiner Schwester ausgeforscht. Die alte Dienerin hatte geweint und das Haupt trostlos geschüttelt.

„Es geht zu Ende mit ihr . . . es geht zu Ende mit ihr. Sie ißt nicht, sie schläft nicht. Wie kann sie leben? Früher schalt sie mich oft. Aber dann war sie auch immer wieder so freundlich. Jetzt sieht sie gar nicht mehr, was ich thue, ob ich sie gut oder schlecht bediene. Wenn ich des Morgens früh in ihre Kammer trete, so sitzt sie schon im Bett auf, und doch sind ihre Augen so müde. Wenn ich sie aus dem Bette hebe, so ist sie so schwerfällig und doch so leicht, so federleicht. Ich trage sie wie vor zwanzig Jahren, als sie ein Kind war, und sie klagt manchmal ganz leise, ganz leise wie ein krankes Kind. — Gott habe Barmherzigkeit mit ihr!“

Neuntes Kapitel.

Robert war noch immer in Grau du Roy. Er führte dort nun seit nahe an zehn Wochen ein stilles, beschauliches Leben, und er hatte seine alte Gesundheit, Ruhe und Kraft dabei wiedergefunden. Aber er fing an sich zu langweilen. Er gehörte nicht zu den Leuten, die sich lange Zeit mit ihrem eigenen Zustande, ob glücklich oder unglücklich, beschäftigen können. Er hatte in seinem ganzen Leben nicht so viel Selbstbetrachtungen angestellt wie während dieser zehnwöchentlichen Einsamkeit, und er war der unersprießlichen Träumereien nun müde geworden. Er sehnte sich nach anderer Thätigkeit, nach anderen Aufregungen, als ihm in dem stillen Fischerdorfe geboten wurden. Sein Trübsinn war verschwunden. Er hatte sich philosophisch darein gefügt, das Leben zu nehmen „wie es eben war". Es war kein glückliches Leben; aber es sollte deswegen kein vollständig freudenloses sein. Er wollte auf Reisen, unter fremden Leuten, Zerstreuung und Vergnügungen suchen. Er wollte sein Leben noch, so viel es erlaubt war, so viel er es konnte, genießen.

Vor wenigen Tagen hatte er einen Brief von Jacques

aus Sacramento bekommen. Jacques hatte von seinem Unglück gehört und schrieb ihm, um sich von ihm nähere Auskunft zu erbitten, als er bis jetzt erhalten hatte. Gleichzeitig zeigte er ihm an, daß er sich verlobt habe und sich bald zu verheiraten gedenke.

„Ich weiß nicht," hieß es in dem Briefe, „was Dich veranlaßt hat, Dich von Deiner Frau zu trennen, aber wie ich Dich kenne, mußt Du einen triftigen Grund gehabt haben, um einen solchen Schritt zu thun; auch kann ich nicht annehmen, daß Du beabsichtigst, ihn sofort wieder ungeschehen zu machen. Ich will keine Vermutungen anstellen, bis ich von Dir gehört habe. Für den bedauerlichen und möglichen Fall jedoch, daß eine Wiedervereinigung zwischen Dir und Deiner Frau nicht nahe bevorsteht, möchte ich Dir vorschlagen, mich hier zu besuchen. — Ich bin vor wenigen Monaten trostlos und elend von Frankreich fortgegangen, vielleicht noch elender als Du Dich heute fühlst. Die Reise hat mich in kurzer Zeit so vollständig geheilt, daß ich geneigt bin, mir beschämt einzugestehen, ich sei am Ende gar nicht so unglücklich gewesen, wie ich mir damals einredete. Nun kann ich Dir zwar nicht dasselbe Heilmittel in Aussicht stellen, das mich so schnell wieder gesund gemacht hat: nämlich die Liebe eines geliebten, edlen Mädchens, aber ich glaube Dir mit vollständiger Sicherheit von der Reise hieher Linderung Deines Schmerzes, welcher Art er auch sein möge, versprechen zu können. Komm' zu uns, mein guter, alter Robert, wenn man Dir das Leben in Europa schwer macht. Hier kenne ich wenigstens zwei Personen — Deinen Freund Jacques und seine Braut Eva, — die sich

gern die Aufgabe stellen möchten, Dir das Leben angenehm und leicht zu machen."

Der Brief sprach sodann von der Milde des Klimas, von der großartigen Schönheit der Natur, von der Ergiebigkeit der Jagd in den Weststaaten, uud schloß mit einem Postkriptum, „Eva" gezeichnet, in dem Jacques' Braut „den besten Freund ihres Bräutigams" bat, zur Hochzeit, die am 15. Juli stattfinden sollte, nach Sacramento zu kommen.

Robert überlegte sich die Sache nicht lange. „Es kann dort im Westen unmöglich mehr regnen als hier," sagte er. „Ich will nach Sacramento gehen."

Er wollte sofort an seinen Bruder und an Massaloff schreiben, um diesen von seinem Vorhaben Mitteilung zu machen. Aber ehe er sich hinsetzte, um es zu thun, fiel ihm ein, daß er seit acht Tagen nicht in Aiguesmortes gewesen sei und daß er auf der Post möglicherweise Briefe vorfinden könne, die er dann am besten gleich mitbeantwortete. Er machte sich ohne Verzug anf den Weg nach der Stadt. Während des Gehens arbeitete er seinen Reiseplan aus:

„Heute ist der fünfte Mai. Heinrich und Massaloff haben meine Briefe am neunten, am zwölften werde ich ihre Antwort in Paris vorfinden, und am fünfzehnten kann ich mich in Southampton oder Liverpool einschiffen. Dann bin ich gegen Ende des Monats in New-York und habe reichlich Zeit, mit der „Overland Mail" zu Jacques' Hochzeit in Sacramento einzutreffen. Vor Jahren schon hatte ich einmal die Absicht, mit dem Poney-Expreß zu reiten. Ich bin seitdem etwas schwer geworden. Aber

man findet in Amerika Pferde für mein Gewicht, und ich werde mich vierzehn Tage oder drei Wochen lang recht gut vergnügen. Zum Winter kann ich wieder nach Europa zurückkehren und dann . . ."

Der sorglose glückliche Ausdruck, der sich über sein Gesicht verbreitet hatte, verschwand plötzlich wieder. — Und dann? „Barbara," antwortete eine innere Stimme. Wie die Kugel am Beine des Galeerensklaven war die Frau an ihn gekettet. Sie verbitterte ihm das ganze Leben. — Gleichviel! Bis zum Winter wollte er nicht an sie denken.

Auf der Post waren zwei Briefe für ihn. Der eine von seinem Bruder, der andere von Massaloff. Sir Henrys Brief enthielt nichts von besonderer Bedeutung. Massaloff schrieb:

„Villa Sophia, den 1. Mai 1866.

Lieber Ashton!

Ich bin gegen meinen Willen genötigt, Ihre Ruhe zu stören. — Der Gesundheitszustand meiner Schwester flößt mir große Besorgnis ein. Ihre Kräfte nehmen rasch ab, und ich muß mich mit dem Gedanken vertraut machen, sie zu verlieren. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen dies mitzuteilen. Barbara hat nicht verlangt, daß ich Ihnen schreibe, und weiß nicht, daß ich es thue. Sie erwartet Ihre Rückkehr nun nicht mehr; aber ich weiß mit Bestimmtheit, daß sie ihr Freude machen würde. Diese Freude könnte ihr vielleicht noch das Leben retten. Lassen Sie mich durch den Telegraphen wissen, was Sie zu thun gedenken.

Ihr ergebener

Massaloff."

Robert besann sich keine Sekunde. Er telegraphirte seinem Schwager, daß er sofort abreisen und wahrscheinlich am 7. Mai in Wiesbaden ankommen werde. Ohne Verdruß gab er das Vorhaben der Reise nach Kalifornien auf. Sein Gewissen rief ihn an das Krankenbett der Frau, die ihn einst vom Tod errettet hatte, und die ihm näher stand, als irgend ein lebendes Wesen. Er las Massaloffs Brief noch einmal durch. Er glaubte darin eine gewisse Gereiztheit zu erkennen; aber das kümmerte ihn wenig. Er dachte auch nicht daran, was Barbara eigentlich fehlen möge. Sie war leidend. Das genügte. Sein Platz war an ihrer Seite.

Die Vorbereitungen zur Reise waren in kurzer Zeit getroffen. Robert ließ die meisten seiner Sachen in der „Cabane“ zurück. Die Schlüssel zu der Hütte übergab er seinen Wirtsleuten. Er teilte diesen mit, daß er sofort abreisen müsse, aber wahrscheinlich bald zurückkehren werde. — Er erreichte Nimes noch frühzeitig genug, um den Eilzug nach Paris nehmen zu können. Von Paris reiste er, ohne sich aufzuhalten, nach Wiesbaden weiter. Achtundvierzig Stunden nach Ankunft seines Telegramms langte er selbst dort an.

Massaloff erwartete ihn am Bahnhofe und begrüßte ihn freundlich, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung und Förmlichkeit, die er Ashton gegenüber seit Jahren abgelegt hatte.

„Wie geht es Barbara?“ fragte Ashton.

„Nicht besser und nicht schlechter als vor einigen Tagen. Sie werden sie sehr verändert finden.“

„Ist sie auf meine Ankunft vorbereitet?“

„Ja wohl!"

„Was fehlt ihr?"

„Die Doktoren können mir keinen Bescheid geben. Sie fiebert fortwährend. Sie leidet an beinahe vollständiger Appetit- und Schlaflosigkeit. Sie ist sehr ermattet. — Sie werden sie sehr verändert finden." Es war das zweite Mal, daß Massaloff dies sagte, und Ashton bemerkte es.

Die beiden waren nun vor der Villa Sophia angelangt.

„In welchem Zimmer hält sie sich auf?" fragte Ashton.

„Im Eckzimmer im zweiten Stock, in Ihrem alten Zimmer."

Ashton hob den Blick in die Höhe. Am Fenster stand eine weiße Gestalt. Er trat schnell in das Haus und lief die Treppe hinauf. Massaloff folgte ihm langsamer und blieb an der Stubenthür, die sich vor ihm geschlossen hatte, stehen. Er hörte einen leisen Schrei und ein leises, wimmerndes Klagen. Dann wurde es still. — Nach einer Minute wurde die Thür geöffnet, und Robert, bleich und verstört, trat Massaloff entgegen.

„Kommen Sie! Helfen Sie mir," flüsterte er.

Massaloff trat mit ihm in das Zimmer. Barbara lag, einer Leiche ähnlich, ohnmächtig auf dem Sopha. Massaloff, der sie bereits zu verschiedenen Malen in einem ähnlichen Zustande gesehen hatte, öffnete das Fenster und wandte einige einfache Mittel an, um die Leidende aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Nach einer Minute schlug Barbara die Augen wieder auf. Ihr erster Blick fiel auf Robert.

„Du bleibst bei mir, du verläßt mich nicht wieder?“ fragte sie leise.

„Ich verlasse dich nie wieder. Sei ruhig,“ antwortete Ashton.

„Und du verzeihst mir?“

„Ich habe dir nichts mehr zu verzeihen. Ich habe alles verziehen und vergessen.“

„Mein guter, geliebter Robert.“

Eine kurze Pause trat ein; dann sagte Barbara: „Nun laßt mich allein. In einer halben Stunde bin ich im Salon. Ich will heut Abend mit euch zusammen essen.“

Robert wollte dagegen Einwand erheben, aber Massaloff beruhigte ihn, indem er sagte, Barbara gehe oder fahre täglich mit ihm aus und sei gewöhnlich nicht so angegriffen, wie sie augenblicklich erscheine. Robert solle ihr nur ihren Willen lassen.

Es war Ashton nicht entgangen, daß Massaloff ihn an der Eisenbahn nicht mit gewohnter Herzlichkeit begrüßt hatte. Er hatte dies, bis er Barbara gesehen, nicht beachten wollen; aber nun drängte es ihn, eine Auseinandersetzung mit seinem alten Freund zu haben. — Er ging ohne Umschweife auf das Ziel los.

„Sie sind mir böse, Massaloff,“ sagte er. „Sie machen mich für den leidenden Zustand Ihrer Schwester verantwortlich. Was werfen Sie mir vor?“

„Ich glaube,“ antwortete Massaloff nach einigem Nachdenken, „daß Barbara nicht krank geworden wäre, wenn Sie ihrer Bitte, nach Wiesbaden zu kommen, vor zwei Monaten Gehör geschenkt hätten. Ihr Unwohlsein datirt von dem Tage, an dem Ihre abschlägige Antwort hier ankam.“

Ashton wollte etwas erwiedern; aber Massaloff legte ihm freundschaftlich beschwichtigend die Hand auf den Arm und fuhr fort:

„Der Gram, den mir der Zustand meiner armen Schwester verursacht, macht mich nicht blind. Ich bemühe mich, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich klage Sie nicht an, absichtlich die Ursache ihres Leidens zu sein; aber ich versichere Sie, Sie allein sind die Ursache desselben. — Sie wissen nicht, wie Barbara Sie liebt, wie sehr sie durch Sie gelitten hat. Sie beurteilen sie von Ihrem ruhigen, englischen Standpunkte aus. Barbara ist eine Russin. Sie hat anderes Blut in den Adern als Sie. Sie hatte ihr ganzes Glück auf einen Wurf gesetzt, und sie hat diesen Wurf verloren. Sie grämt sich darüber zu Tode. Die alte Geschichte vom Sterben an gebrochenem Herzen ist vielfach mißbraucht worden; aber sie ist nicht immer aus der Luft gegriffen. Barbaras Herz ist gebrochen. Seit der Stunde, wo sie die Hoffnung, Sie wiederzusehen, aufgegeben hat, ist ihre Ruhe dahin. Sie ist eine nervöse, reizbare Frau. Ich will weder sentimental noch poetisch werden. Ich will Ihnen prosaisch wiederholen, was mir der Doktor gesagt hat: Barbaras fortwährende, ängstliche Unruhe hat einen Fieberzustand hervorgerufen, der ihr den Appetit und den Schlaf geraubt hat. Alle Heilmittel, die bis jetzt dagegen angewandt sind, haben sich als ohnmächtig erwiesen. Sie verzehrt sich, sie wird mit jedem Tage schwächer. Wenn die Freude, Sie wieder zu besitzen, nicht einen plötzlichen und vollständigen Umschwung in ihrer Gesundheit hervorruft, so muß sie sterben . . . Ich bin ein einsamer Mann, Ashton, ich habe niemand auf der Welt, als meine Schwester.

Wenn sie stirbt, so bin ich ganz allein ... Wären Sie doch gekommen, als ich Sie darum bat! — Meine Schwester wäre heute vielleicht noch gesund."

Robert war tief erschüttert, und es dauerte einige Minuten, ehe er Worte finden konnte, um zu antworten. Dann sagte er:

„Ich brauche mich nicht zu verteidigen, denn Sie klagen mich nicht an, und ich fühle mich nicht schuldig. Hätte ich gewußt, wie leidend Barbara ist, und daß meine Abwesenheit sie krank machte, so wäre ich früher zu ihr zurückgekehrt. Ich habe nichts Böses thun wollen. Ich habe, als ich mich von ihr getrennt, unser gemeinsames Wohl im Auge gehabt; aber ich sehe nun wohl, daß ich ungeschickt gewesen bin. Es thut mir herzlich leid. — Ich will mein Bestes thun, um es wieder gut zu machen — Massaloff, wir wollen uns verbinden: wir wollen für Barbara sorgen, wir wollen sie pflegen, wir wollen sie heilen."

„Das wollen wir," sagte Massaloff und er reichte Ashton die Hand, die dieser dankbar drückte.

Bald darauf erschien Barbara. Robert begab sich in sein Zimmer, um etwas Toilette zu machen, und nach einer halben Stunde saßen die drei harmlos plaudernd vor einer wohlbesetzten Tafel. — Robert hatte hundert kleine, zärtliche Aufmerksamkeiten für seine Frau, die diese gerührt und dankbar entgegen nahm.

„Ach! wie glücklich bin ich!" sagte sie ein über das andere Mal. „Wie gut ist es von dir, so schnell gekommen zu sein! — Ich werde nun bald wieder gesund werden. Wenn morgen schönes Wetter ist, so wollen wir eine lange Spazierfahrt machen."

Das Wetter war schön am nächsten Tag, und Robert fuhr mit Barbara aus. Massaloff blieb zu Hause.

„Nun muß Ashton den Krankenwärter machen,“ sagte er lächelnd. „Ich werde mich jetzt vergnügen.“

Barbara war sehr verändert, und nicht allein in ihrem Aussehen. Ihre Lebhaftigkeit war vollständig verschwunden, ihre scharfe, hohe Stimme, die Ashton so unangenehm gewesen war, klang nun leise und gedämpft, ihre schnelle Redeweise hatte einem müden, langsamen Sprechen Platz gemacht, auch war sie wortkarg und nachdenklich geworden, der Blick endlich der braunen Augen war nicht mehr ängstlich, unruhig, sondern traurig, hilflos, klagend, wie der eines kranken Kindes. Er glitt langsam, träge über die friedliche Landschaft, durch die der Weg führte, oder heftete sich wehmütig und vertrauend auf den geliebten Mann an ihrer Seite.

Roberts ganzes Herz füllte sich mit Mitleiden. Er ergriff Barbaras Hand und sagte:

„Vor einem Jahre war ich krank. Da pflegtest du mich, bis ich genas. Nun will ich dich pflegen, meine liebe, gute Barbara, und will nicht ruhen, bis ich dich wieder gesund gemacht habe.“

Sie dankte ihm durch einen zärtlichen Blick und drückte ihm leise die Hand; aber sie sprach nicht.

Tage und Wochen vergingen. Die ganze Natur belebte sich und prangte in jugendlicher Kraft und Herrlichkeit. Wiesbaden füllte sich mit Gästen, und in dem Kurgarten, sowie in den Parkanlagen begegnete man überall den typischen eleganten Gestalten, für welche Badeorte eine noch größere Anziehungskraft zu haben scheinen, als für Leidende.

Hie und da sah man auch einen Kranken, der am Arm eines Freundes oder in einem kleinen, von einem Dienstmann gezogenen Wagen an den sonnigsten Platz des Gartens geführt wurde. Die gesunden, lebenslustigen Gäste machten ihm höflich Platz; aber sie ließen sich durch den Anblick fremden Leidens in ihrer eigenen Heiterkeit durchaus nicht stören, und schwatzten und lachten ruhig weiter. — Jeder für sich! Das ist der Lauf der Welt.

Doch erschien von Zeit zu Zeit eine Kranke im Kurgarten, in deren Nähe das Lachen unwillkürlich verstummte, als ob sie einen Kreis von Ernst und Traurigkeit um sich gezogen hätte. Sie kam gewöhnlich in Begleitung zweier großer, vornehmer Herren, von denen der jüngere ihr den Arm gab. Sie schlich langsam, schleppenden, trägen Schrittes durch den Garten, lauschte der Musik eine kurze Weile und verschwand dann wieder. Viele der Kurgäste begrüßten sie ehrerbietig. Dem Fremden, der teilnehmend fragte, wer die kranke Dame sei, nannte man sie als Frau Barbara Ashton.

Roberts Pflege hatte nichts genützt. Nach seiner Rückkehr war zwar eine merkliche Besserung in Barbaras Zustand eingetreten, so daß Massaloff und Ashton einige Tage lang das Beste gehofft hatten; aber Barbara hatte eine Unvorsichtigkeit begangen und sich erkältet. Eine neue Krankheit hatte sich, ohne in der bereits stark angegriffenen Konstitution auf Widerstand zu stoßen, rasch und unheilbar entwickelt, und Barbara, — das konnte jedermann sehen, obgleich sie selbst es nicht zu ahnen schien, — ging nun mit schnellen Schritten dem Tode entgegen. Die Ärzte hatten es Robert und Massaloff gesagt, daß nur noch wenig,

daß beinahe gar keine Hoffnung auf Rettung mehr vorhanden sei.

„Sie kann den Sommer noch überleben; aber der Herbst ist ein böser Feind der Krankheit, an der sie leidet. Sobald es anfängt kühl zu werden, empfehlen wir an, sie nach dem Süden zu schaffen: nach Madeira vielleicht, oder wenn die weite Reise zu angreifend sein sollte, nach Hyères oder Mentone. Augenblicklich kann sie nirgends besser aufgehoben sein, als in dem milden, warmen Klima von Wiesbaden.“ Dies war der Ausspruch der Ärzte gewesen.

Eines Morgens sagte Barbara während des Frühstücks: „Wenn es heute nachmittag schön und warm bleibt, so möchte ich in der offenen Kalesche eine lange Spazierfahrt mit Robert machen. Der Wagen kann leicht zugemacht werden, falls das Wetter sich ändern sollte, auch können wir uns ja für den Fall mit Tüchern und Decken versehen.“

Barbaras Wünsche waren Befehle. Zur bestimmten Stunde stand die offene Kalesche vor der Thür der Villa. Barbara hatte ein leichtes, helles Sommerkleid angezogen. Eine hektische Röthe lag auf ihren Wangen, die tiefliegenden Augen erglänzten im Fieber. Ihre Schönheit war wunderbar und erschrecklich zugleich.

Robert war zuerst in die Kalesche gestiegen und hatte dort mit Kissen und Decken einen bequemen Sitz, ein Lager gewissermaßen, hergerichtet. Massaloff hob seine Schwester in den Wagen uud fragte dann besorgt, ob sie sich ganz wohl fühle. Auf Barbaras freundlich bejahende Antwort wünschte er sodann den beiden „angenehme Promenade“ und blieb in der Thür stehen, während das stattliche Fuhrwerk leicht und schnell hinwegrollte. Als es aus seinen

Augen verschwunden war, trat Massaloff mit einem tiefen Seufzer in das Haus zurück.

Während mehrerer Minuten saßen Robert und Barbara stumm neben einander. Dann sagte Barbara plötzlich:

„Weißt du, weßhalb ich heute gerade allein mit dir ausfahren wollte?"

Robert blickte sie fragend an. Barbara fuhr mit sanftem Vorwurf in der leisen Stimme fort:

„Du hast es vergessen. Heute ist der 21. Juni, unser Verlobungstag. Ich wollte mit dir noch einmal die Stelle sehen, wo du mich geküßt und mir gesagt hast, du wolltest dein Bestes thun, um mich glücklich zu machen. — Du hast dein Wort treu gehalten. Du hast dein Bestes gethan. Ich bin glücklich gewesen. Nicht lange. Ein kurzes Jahr ... Ach, Robert, mein geliebter Robert, es wird mir recht schwer, von dir zu scheiden! — Wirst du noch manchmal an mich denken? Wirst du meiner in Liebe gedenken? Hast du mir meine Fehler verziehen? Ach, wenn du wüßtest, wie tief ich sie bereut habe! — Robert, mein einzig Geliebter, sage es mir heute, sage es mir zum ersten und letzten Male: Liebst du mich?"

Eine kurze Sekunde, so kurz, daß Barbara es glücklicherweise nicht bemerkte, hatte Robert zu kämpfen, um das erflehte Wort zu sagen. Dann schenkte sein mitleidiges Herz es gern der sterbenden Armen.

„Ja, Barbara, meine gute Frau," sagte er feierlich, „ich liebe dich."

Sie hatte ihre Sache endlich gewonnen. Sie zog sich mit dem Siege, den sie erstrebt hatte, vom Kampfe, vom Leben zurück.

Sie ergriff Roberts Hand und sie behielt sie während der ganzen Fahrt in der ihrigen, aber sie sprach kein Wort mehr, bis der Wagen den Wald erreicht hatte. Dort befahl sie dem Kutscher, langsam zu fahren, und nach einer kleinen Weile ließ sie ihn Halt machen.

„Robert,“ sagte sie schmeichelnd, „hier in der Nähe muß der Platz sein. Willst du mich hinführen?“

„Aber du bist zu schwach, du kannst nicht so weit gehen, der Weg ist schlecht!“ warf Robert ein.

„Ich bin nicht schwer. Willst du mich tragen?“

Robert sprang aus dem Wagen und nahm die leichte Gestalt in seine Arme. Sie schmiegte sich zärtlich, zutraulich, einem Kinde gleich, das zu Bett getragen wird, an ihn. Er fand den wohlbekannten Weg ohne Mühe wieder. Dort stand die alte Eiche und an derem Fuße die bemooste Bank.

„Hier will ich einen Augenblick ruhen,“ sagte Barbara.

Robert ließ sie nieder und setzte sich neben sie. Der Blick der Kranken schweifte sehnsüchtig über das friedliche, schöne, stille Bild, das vor ihnen ausgebreitet lag.

„Das sind die roten Türme von Wiesbaden und die goldene Kuppel unserer Kapelle — dort unten fließt der Main. — Sieh' die grünen, freundlichen Hügel, die reichen Triften, und in der Ferne die dunklen, grauen Höhen! Rings um uns her der duftende, schattige, kühle, stille Wald! — Wie schön, ach, wie wunderschön ist doch die Erde!“

Sie wandte den kleinen Kopf langsam nach allen Richtungen hin, der traurige, müde Blick ruhte lange auf allen Einzelheiten des großen landschaftlichen Bildes.

„Robert!“ rief sie plötzlich. Ihre Augen waren weit geöffnet und mit einer beängstigenden, ängstlichen Wildheit auf ihn gerichtet. Sie sah ihn lange an. Dann erhob sie sich auf einmal, schnell und leicht, und mit fremder, tiefer Stimme, die Robert durch Mark und Bein drang, erhobenen Armes, als deklamire sie von einer Bühne, sagte sie: „Ich erhebe mich gesättigt vom Mahle des Lebens!“ — Sie erbleichte, und die Augen schlossen sich. Robert sprang ihr zur Seite und fing sie in seinen Armen auf. Im schnellen Lauf trug er die leblose Gestalt in den Wagen.

Das war Barbaras letzter Gang! Sie erwachte während der Fahrt nach Wiesbaden aus ihrer Ohnmacht; aber das Fieber hatte sie mit neuer Gewalt gepackt und verließ sie nicht wieder. Sie wurde in ihr Zimmer getragen, die Ärzte wurden gerufen. Man verordnete dies und jenes; aber niemand konnte sich über den Ausgang täuschen. Alle Hoffnung war verloren.

Acht lange Tage lag die Kranke zwischen Leben und Sterben, schwächer und schwächer flackerte das erlöschende Lebenslicht auf. Massaloff und Robert verließen Barbara nicht mehr. Der eine oder der andere wachte stets an ihrer Seite.

Der 29. Juni war ein drückend heißer Tag. Jedermann in der Villa Sophia war ermattet. Barbara allein fühlte sich wohler. Das Fieber hatte nachgelassen. Sie atmete mit größerer Leichtigkeit, und sie konnte, ohne sich zu ermüden, einige Worte sprechen. Am Nachmittag versank sie in einen unruhigen Schlummer. Sie erwachte daraus sichtlich gestärkt und nahm etwas Nahrung zu sich.

„Ich befinde mich heute so viel wohler,“ sagte sie,

„wenn das warme Wetter morgen anhält, so erbitte ich mir vom Doktor die Erlaubnis, eine kleine Promenade machen zu dürfen.“

Als es dunkel wurde, fing Barbara an zu fiebern. Draußen wehte kein Lüftchen. Die Fenster des Zimmers waren weit geöffnet. Von ihrem Lager aus konnte die Kranke den mit leuchtenden Sternen besäten Nachthimmel erblicken. Aus der Ferne erscholl sanft gedämpft die Musik der Kurhauskapelle. Sie spielte ein schönes, trauriges Lied, das Barbara leise, leise mitsang. — Eine Fledermaus kam durch das offene Fenster in das hellerleuchtete Zimmer geflogen und klammerte sich zitternd an der Decke fest. — Massaloff erhob sich, um das Tierchen zu verjagen. —

„Laß es! laß es!“ rief Barbara ängstlich. Massaloff setzte sich wieder, und Barbara fuhr mit ihrem leisen Singen fort.

Als die Musik verstummte, wartete sie eine Sekunde; dann sagte sie traurig: „Ach! ich möchte, sie hätten das Lied noch einmal gespielt. Es schläft sich so schön dabei ein.“

In demselben Augenblick hörte man vom Garten her lautes Applaudiren. Eine kurze Pause trat ein, und dann fing die Kapelle von neuem an, dasselbe Lied zu spielen. Ein Lächeln himmlischer Befriedigung verklärte die Züge der Sterbenden.

„Robert! Wladimir!“ rief sie leise. — Die Gerufenen standen an ihrer Seite. — „Robert! Robert!“ wiederholte sie. Es war ein kaum hörbares Flüstern. Ernst und feierlich kamen die Töne aus dem Garten dahergezogen. Ein voller, herrlicher Akkord schloß das Lied. Langsam,

allmählich verhallte die letzte Harmonie. „Gute Nacht," hauchte Barbara. — Die müden Augen schlossen sich. — Die Musik war verstummt. Der Nachtvogel flatterte ängstlich in der Stube hin und her; dann fand er das offene Fenster und verschwand in der Dunkelheit.

* *
*

Barbara lag in der Erde. Sie war seit drei Tagen tot; und am Morgen hatte man sie begraben. Massaloff und Robert hatten den Sarg in die Gruft senken und unter der darauf geschaufelten Erde verschwinden sehen, dann waren sie, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, nach der Villa Sophia zurückgekehrt. Der Tag war still und feierlich dahingegangen. Massaloff hatte sein Zimmer nicht verlassen, Robert war am Nachmittag in der glühenden Sonnenhitze allein nach dem Walde gewandert und hatte den Platz wieder aufgesucht, wo er Barbara zum ersten Mal geküßt und von wo er sie zwölf Monate später sterbend fortgetragen hatte. — Vor einem Jahre hatte er feierlich gelobt, Barbara glücklich zu machen. — Nun war sie tot. — Nun war alles vorbei. — Er hatte das Ziel, nach dem er gestrebt, nicht erreicht. Mit bitterer Anklage trat die Vergangenheit vor seine Seele. — Er setzte sich auf die bemooste Bank am Fuße der alten Eiche und barg das Gesicht in beiden Händen, und, wie am Abend jenes unheilvollen Verlobungstages, fragte er sich nun, nach dem Sterbetage, verzweifelnd, was ihm noch zu thun übrig bleibe.

Er saß lange regungslos da. Traumgebilde tauchten vor seines Geistes Augen auf: eine lichte Gestalt kehrte

immer und immer wieder: — Isabella —. Er erkannte sie zum ersten Male wie sie wirklich war. Das Geheimnis ihres jungfräulichen Herzens, das sie stets vor ihm verborgen hatte, war ihm nun offenbar. Er wußte mit Gewißheit, daß sie ihn geliebt habe, ahnte, daß sie ihn noch liebe. — Und er war frei, frei! — Seine Gedanken flogen über das Meer, der Heimat zu. Er sah sich in England, in dem wohlbekannten sonnigen Stübchen in Down-Cottage. Draußen das leuchtende Meer, die stille, hohe Düne, der wolkenlose blaue Himmel. Und in der heimischen Stube, die Geliebte. Er stand vor ihr — „das Leben hat mich grausam behandelt, seitdem du mich von dir gestoßen hast. Ich bin dem Tode, ich bin dem Verbrechen nahe gewesen. Ich habe dich immer geliebt. Ich habe nur dich geliebt. Und nun komme ich freudenarm, ruhebedürftig wieder zu dir. Isabella, willst du mich glücklich machen, willst du mein Weib sein?" — Sie antwortete nicht, sie näherte sich ihm langsam, züchtig gesenkten Hauptes. Er griff nach der weißen Hand, die regungslos an ihrer Seite hing. „Isabella!" rief er.

Das laut gesprochene Wort erweckte ihn. Er fuhr erschreckt empor und blickte wild um sich. — Was? Am Begräbnistage seiner Frau, die ihn treu geliebt hatte, die um ihn gestorben war, an dem Tage konnte er verlangend an die Geliebte denken? Unwillkürlich machte er eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wolle er die Versuchung verscheuchen. Dann sank er in seine alte Stellung zurück und bedeckte das Gesicht wieder mit den Händen.

Zwei andere Gestalten traten vor seine Seele. Die

eine unbeweglich, in ein langes weißes Totenhemd gehüllt, die rätselhaften Augen geschlossen, die abgemagerten Züge von entsetzlicher Starrheit und Kälte, und neben ihr ein großer, bleicher Mann in schwarzen Trauerkleidern, tiefen Ernst auf der Stirn, bitteren Schmerz im Blick und um den festgeschlossenen Mund: — Barbara — Massaloff. — Der Wind jagte durch den Wald. Ein unheimliches Sausen und Singen: „Du hattest mir versprochen, mich glücklich zu machen. Nun kannst du dein Wort nicht mehr halten, deine Schuld mir nicht mehr zahlen. Mein Bruder hat mich geliebt. Mein Bruder hat mich verloren. Er ist allein, er ist elend. Ihm vermache ich, was du mir schuldest!"

Robert ließ die Hände auf die Kniee fallen. Sein Blick ruhte, ohne zu sehen, auf der Landschaft zu seinen Füßen. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Er stand auf und sprach langsam und entschlossen: „So helfe mir Gott! Ich will meine Pflicht thun bis zum Ende!" Dann machte er sich träge, wie er gekommen, auf den Heimweg. — Die geputzten, lachenden und schwatzenden Kurgäste, die ihm begegneten, schwiegen betroffen still, als er an ihnen vorbeiging.

Man kann gewöhnlich leicht und mit Bestimmtheit erkennen, was die Pflicht zu thun gebietet. Irrt man sich im ehrlichen Streben nach der Erkenntnis des Wahren, so bedeutet das wenig. Niemand kann weiter sehen, als seine Augen tragen, und niemand kann Besseres thun, als was er für gut hält. Aber es wird manchem armen Menschen recht schwer gemacht, seine Pflicht zu erfüllen. — Man kann seinen liebsten Freunden nichts Besseres wünschen, als leichte, sorglose Herzen!"

Es war dunkel geworden. Die Nacht lag schwül und schwer über dem kleinen Städtchen. Der Kurgarten war verödet. Vor zwei Stunden schon hatten die Croupiers zum letzten Mal ihr: „Faites votre jeu, Messieurs!“ gerufen, und die letzten Gäste, die glücklichen sowie die unglücklichen Spieler, hatten sich längst zur Ruhe begeben. Aber in der Villa Sophia waren die Lichter noch immer nicht ausgelöscht, und in dem großen, hellerleuchteten Salon saßen Robert und Massaloff.

„Ashton,“ unterbrach Massaloff eine lange, traurige Pause, „ich kann es hier in Wiesbaden nicht mehr aushalten. Ich beabsichtige morgen oder übermorgen abzureisen. Ich weiß noch nicht, wohin ich gehen werde, aber ich muß fort von hier. — Und Sie? Was werden Sie anfangen?“

„Sie haben mir gesagt,“ antwortete Robert nach kurzem Nachdenken, „Sie hätten niemand auf der Erde als Ihre Schwester, und Sie würden ganz allein sein, wenn diese Sie verlassen hätte. — Massaloff, wenn Sie es wollen, so bleiben wir zusammen.“

Massaloff hatte seit dem Tode seiner Schwester noch keine Thräne vergossen. Der Schmerz über den Verlust, den er erlitten, hatte ihn erstarrt. Wie er sich nun aber als Gegenstand so großen Mitleids sah, da brach er zusammen. Die heißen, trockenen Augen wurden feucht. Er bedeckte sie mit der Hand und weinte.

Robert erhob sich leise und trat auf die offene Veranda. Wie schaurig still war die heiße Sommernacht! Kein Lüftchen wehte. Man hörte keinen Laut. Der Himmel war mit schweren finsteren Wolken überzogen. Nirgends ein

Stern zu erblicken. Alles dunkel und leer. — So erschien ihm sein Leben. Er stand lange unbeweglich da, bis ihm eine Hand die Schulter berührte. Er wandte sich um. Massaloff war neben ihm.

„Robert," sagte er, — es war das erste Mal, daß er ihn bei seinem Vornamen nannte — „wir wollen morgen abreisen."

Zehntes Kapitel.

Sir Henry und Lady Ashton waren in London und führten, von zahlreichen Freunden, Verwandten und Bekannten umgeben, das laute, ermüdende, unnütze Leben, das dort in der vornehmen englischen Gesellschaft während des Monats Mai herrscht. Beide waren verstimmt und wären viel lieber in Alton-House geblieben, wo sie sich inmitten der schönen Natur vollkommener Ruhe erfreuen konnten.

Isabella hatte den Bitten ihrer Schwester nachgegeben, und sich ebenfalls auf ein paar Wochen in South Audley Street niedergelassen. Ihre Schönheit machte sie in London zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung; doch wagten die jungen heiratsfähigen Männer, von denen viele sie im Stillen anbeteten, nicht, sich ihr mehr zu nähern, als die Formen der Gesellschaft dies jedermann gestatteten. — Isabella war keineswegs unliebenswürdig oder traurig; sie hatte im Gegenteil ein freundliches Lächeln oder ein wohlwollendes Wort für jeden, der sich mit ihr unterhalten wollte; aber ihre Ruhe war eine so vollständige, jeder ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen zeigten so deutlich, daß nichts von dem, was sie umgab, einen tiefen Eindruck auf

sie machte, daß „Ausgehen" eben nur eine standesgemäße Beschäftigung für sie sei, die sie ohne ungefällige Ermüdung verrichten mußte, aber bei deren Ausübung sie auch keinen großen Eifer zu zeigen gebunden war, — daß jedes Wort, welches zum Herzen gehen sollte, auf den Lippen ihrer Verehrer erstarb. Der kleine, gutmütige, etwas beschränkte Tom Perkins, der sie während des ganzen Abends mit seinen großen, runden, hellblauen Augen verfolgte und, nachdem er es endlich gewagt hatte, sie anzureden, nur stotternd hervorbrachte, „daß er glücklich sein werde, wenn sie ihm die Ehre erweisen wolle, den nächsten Walzer mit ihm zu tanzen" — Tom Perkins bekam ganz denselben freundlichen Bescheid, der eine halbe Stunde vorher den schönen, großen „stylish" Lord Richard B., Sohn und Erben des reichen Marquis B., beglückt hatte. Und Toms albernes Schwatzen über die letzte Gartenpartie bei Lady N. fand bei Isabella ebenso aufmerksames Gehör wie Lord Richards dramatische Erzählungen von blutigen Jagdabenteuern in Indien und am Kap. — Und wenn Charlotte ihre Schwester am Abend fragte: „Nun, wie hast du dich vergnügt?" — so kam gewöhnlich dieselbe Antwort: „O ganz gut, aber es war wieder recht heiß in den überfüllten Sälen; und es ist hier bei dir viel hübscher und ruhiger und kühler."

Lady Ashton hatte jedoch ihren Zweck wenigstens teilweise erreicht: ihre Anwesenheit in London, in Gesellschaft ihrer Schwester hatte dem Geschwätz über Isabellas Zurückgezogenheit ein Ende gemacht, und wenn man jetzt noch von ihr sprach, so geschah es, um zu erwägen, wer wohl schließlich das große Loos gewinnen und Miß Isabella

Gower, die Königin der Schönheit, als Braut heimführen werde.

Von Robert hatten unsere Freunde in South-Audley-Street, seitdem er vor einem Jahre Europa in Gesellschaft Massaloffs verlassen hatte, wenn auch nicht häufig, so doch mit ziemlicher Regelmäßigkeit Nachrichten erhalten. Robert hatte eine Reise um die Erde angetreten, und Sir Henry hatte Briefe von ihm aus allen Teilen der Welt. Es waren kurze, freundliche Briefe, von denen nicht ein einziger ein bemerkenswertes Abenteuer berichtete. Robert schien Asien und Afrika mit denselben Augen zu betrachten, wie Isabella ihre Anbeter Tom Perkins und Lord Richard.

„Wir sind wohlbehalten in Point de Galles angekommen," hieß es in einem Briefe, „haben uns hier vierzehn Tage aufgehalten und gehen morgen mit der ‚Medusa' nach Madras. Ceylon ist sehr schön, aber sehr heiß. Man ißt dort vorzüglichen ‚Rice and Curry'. Massaloff und ich befinden uns wohl."

Mit Veränderung der Namen und Daten sagten alle anderen Briefe so ziemlich dasselbe. Doch hob Sir Henry diese Schriftstücke sorgfältig auf, und hatte auf einer Karte die Reiseroute seines Bruders genau verzeichnet.

Ein einziges Mal, und zwar im vergangenen Herbste, hatte Sir Henry Nachricht von Robert durch jemand erhalten, der ihn in Amerika gesehen hatte: Jacques von Luçay, mit seiner jungen Frau auf der Reise von Kalifornien nach Europa begriffen, hatte seinen alten Freund Robert auf einer Station des „Pacific Rail-Road" angetroffen. — Sir Henry hatte dies bereits durch einen

Brief von seinem Bruder erfahren, und nachdem er Jacques und die junge Baronin Luçay in Alton-House willkommen geheißen hatte, war seine erste Frage:

„Wie habt ihr Robert gefunden?“

Lady Ashton, Isabella, Lady Ashtons jüngster Knabe und Jacques' Frau, eine reizende, kleine Amerikanerin, waren im Salon versammelt, als Jacques auf diese Frage zu antworten hatte. Er war froh, etwas Interessantes, was ihn nicht selbst betraf, erzählen zu können; denn obgleich Isabella, die ganz besonders nach Alton-House gekommen war, um die neue amerikanische Cousine kennen zu lernen, ihm auf das herzlichste zu seiner Vermählung beglückwünscht hatte, so war er ihr gegenüber doch noch ein wenig befangen. Nun waren aller Augen aufmerksam auf ihn gerichtet. Isabella allein blickte ihn nicht an, sondern beschäftigte sich mit den blonden Locken des kleinen Neffen, den sie auf den Schoß genommen hatte.

„Robert hatte mir seine Ankunft in Amerika angezeigt,“ begann Jacques, „und es war natürlich veranstaltet worden, daß wir uns irgendwo dort treffen sollten. Er wartete mit seinem Schwager am Bahnhofe auf uns, als wir in Omaha ankamen, und wir haben sodann vierundzwanzig Stunden recht angenehm mit ihm verlebt.“

„Und wie sah er aus?“ fragte Sir Henry.

„Wie er aussah?“ wiederholte Jacques. „Nun, wie immer: wohl und munter.“

„War er heiter?“

„Heiter? Nein. — Wer hat Robert seit Jahren je heiter gesehen? — Er war ruhig wie gewöhnlich, und er schien mir sogar zufriedener, oder vielmehr weniger nieder-

geschlagen und wortkarg, als ich ihn seit langer Zeit gekannt hatte. — Ich fragte ihn, wann er nach England zurückzukehren gedenke? Darauf konnte er mir keinen Bescheid geben. Er sagte nur, er vergnüge sich ganz gut, und Massaloff ebenfalls, und er beabsichtige vorläufig noch nicht, das Wanderleben, das er führe, aufzugeben. Dann fragte ich ihn, ob er nicht irgend etwas anfangen wolle, ob er des planlosen Lebens nicht müde werde? Darauf antwortete er: ‚Ich habe hier genug zu thun. Ich habe nicht Zeit, mich zu langweilen.‘ — Ihr kennt ja seine träge, gleichgültige Art und Weise zu sprechen, so daß ich nicht weiß, ob seine Antwort ernsthaft gemeint war, oder ob er scherzte. Was er aber zu thun haben mag ist mir ein Rätsel, denn von einem Ort zum andern reisen, ohne irgend einen bestimmten Zweck zu verfolgen, ist am Ende kaum eine Beschäftigung zu nennen. — Massaloff ist recht alt geworden. Den werdet ihr kaum wiedererkennen. Er ist grau, wie ein Mann von sechzig Jahren. Er hält übrigens große Stücke auf Robert. Das konnte man seinem ganzen Wesen anmerken. Er trug mir Grüße an euch auf.“

Die neue Cousine, die bis jetzt noch wenig gesprochen hatte und durch die Anwesenheit der fremden Verwandten etwas eingeschüchtert war, glaubte ebenfalls ein Wort mitsprechen zu dürfen, als sie sah, daß Robert der Gegenstand allgemeiner und großer Teilnahme war.

„Herr Ashton war recht freundlich mit mir,“ sagte sie. „Er hat mir ungemein gefallen. Sein Wesen hat etwas so Treues, Aufrichtiges, das sofort Vertrauen einflößt. Er ist gewiß ein guter, edler Mann.“

„Das ist er!“ bekräftigten Sir Henry, Lady Ashton und Jacques wie aus einem Munde. Und Isabella dachte dasselbe in ihrem Herzen. Sie hatte es sich an dem Tage gesagt, an dem Robert vor zwei und einem halben Jahr in der Avenue Josephine von ihr geschieden war, und ihre Meinung über ihn hatte sich nicht wieder geändert. — Ja, Robert war ein guter Mensch. — Manches von dem, was er gethan, war ihr rätselhaft geblieben; aber er erschien ihr deswegen nicht schuldig. Rätselhaft war es, daß er, nachdem er sie jahrelang geliebt, sich plötzlich mit einer Fremden verheiratet hatte, rätselhaft, daß er sich wenige Monate nach seiner Hochzeit von seiner Frau getrennt hatte und daß er nach deren Tode mit seinem Schwager in der Welt umherirrte. — Aber es war möglich, daß ein Wort von ihm alles aufklären konnte. Sie wollte über den Freund ihrer Jugend nicht strenger als alle anderen zu Gericht sitzen. Seit Jahren war Robert traurig und niedergeschlagen. Marie Brook, Sir Henry, Charlotte, Jacques hatten es bemerkt. Sie wußte, was ihn traurig gemacht hatte. Ihre Härte und ihr Stolz waren die Ursache alles Unglücks gewesen. Sie würde ihn mit weniger Strenge beurteilt und behandelt haben, wenn sie ihn weniger geliebt hätte; aber sie wollte nun, nach den trüben Erfahrungen, die sie gemacht, nicht unversöhnlicher und anspruchsvoller sein als ihre Schwester und ihr Schwager, die besten Menschen, die sie kannte. Diese nannten Robert einen edlen, guten Mann. Ja, sicherlich, er war es! „Möge der Himmel ihn bewahren und ihm alles Gute verleihen, das er so reichlich verdient, und wie ich es ihm aus tiefster Seele wünsche,“ betete sie an jenem Abend.

Seit dem Herbst, seit Jacques' mündlichem Berichte über Robert, waren nun Dreivierteljahr hingegangen. Sir Henry fürchtete nicht mehr, wie er dies unmittelbar nach Roberts Verheiratung gethan hatte, in Gegenwart seiner Schwägerin von seinem abwesenden Bruder zu sprechen. Während ihres Besuches in London hatte Isabella mehrere Briefe von Robert vorlesen hören, die zu der Zeit aus Amerika dort angekommen waren. Einer dieser Briefe hatte Isabella sehr nachdenklich gemacht.

In Erwiederung auf eine schüchterne Anfrage Sir Henrys, ob Robert nicht daran denke, zu den Seinen zurückzukehren, ob ihm das planlose Leben, das er führe, nicht zur Last sei, hatte Robert, gegen seine Gewohnheit, mit einiger Ausführlichkeit geantwortet. Die betreffende Stelle in seinem Briefe lautete wie folgt:

„Über meine Heimreise kann ich Dir noch nichts Bestimmtes sagen, da ich meine Pläne in dieser Beziehung von Massaloff abhängig mache. — Ich möchte natürlich gern mit Dir zusammen sein und wünsche lebhaft, daß unsere Trennung nicht zu lange dauere; aber abgesehen davon bin ich am Ende in Amerika oder irgendwo anders gerade ebenso gut aufgehoben, wie in England. Ich bringe demnach kein großes Opfer, indem ich Massaloff die Ausarbeitung unseres Reiseplans überlasse. Es ist seine einzige Zerstreuung und sein einziges Vergnügen. Der arme Mann hat den Schmerz über den Tod seiner Schwester noch nicht überwunden, und ich glaube sagen zu dürfen, daß ich augenblicklich viel dazu beitrage, um seine Trauer zu lindern. — Es ist Dir nicht unbekannt, daß Massaloff Unglück mit seiner Frau gehabt hat. Er ist auch von

anderen getäuscht und belogen worden, und er hat nun alles Vertrauen zum Leben und zu den Menschen verloren. In der Gemütsverfassung, in der er sich befindet, würde es ihn tief kränken, wenn ich, sein letzter Freund, ihn nun auch verließe. Seine Stimmung wird sich mit der Zeit wohl wieder ändern und eine versöhnlichere werden; aber bis dies geschieht, betrachte ich mich an ihn gebunden. — Das Leben, das ich in seiner Gesellschaft führe, kann nicht geradezu ein heiteres genannt werden; aber es gewährt mir manche Genugthuung und ist, wie Du siehst kein vollständig zweckloses. Ein Jeder von uns hat seine Last zu tragen. Es ziemt mir nicht, über mein Los zu klagen. Ich bin damit zufrieden. Unerträglich wird das Leben erst, wenn man sieht, daß man der Aufgabe, die man sich gestellt hat und die man sich stellen mußte, nicht gewachsen ist. So lange man eine Pflicht zu erfüllen hat und diese erfüllen kann, darf man sich nicht beklagen, und ist man auch nicht zu beklagen. Das Leben mag einem dadurch etwas erschwert werden. — Aber was schadet das? — Man kann auch an einem sauren Leben Freude haben."

„So etwas von Robert zu hören!" sagte Lady Ashton verwundert, als Sir Henry diesen Brief vorlas. „Wie ihn das Leben gereift hat!"

Sir Henry und Charlotte sprachen sodann noch lange über Robert. Alles, was sie sagten, erhöhte ihn noch, wenn dies möglich gewesen wäre, in Isabellas Geiste. Wie klein erschienen nun seine Fehler, die sie vor einigen Jahren so streng beurteilt hatte! Wie verzeihlich seine Wildheit die ihr so anstößig gewesen war! Und wie schön und herrlich stand er da mit seiner furchtlosen Entschossenheit,

seiner unverbrüchlichen Treue, seinem schlichten, geraden Charakter! — Nun war auch ein Rätsel bereits gelöst: Robert reiste mit Massaloff, um diesen zu trösten. Auch die anderen Rätsel konnten vielleicht zu Roberts vollständiger Rechtfertigung aufgeklärt werden. Isabella wollte nichts Schlechtes mehr von ihm denken. Sie war hart bis zur Ungerechtigkeit gegen ihn gewesen. Sie wollte denselben Fehler nicht ein zweites Mal begehen.

Eines Morgens, als unsere Freunde beim Frühstück versammelt waren, empfing Sir Henry einen Brief von Robert, den er sofort erbrach. Nachdem er eine Zeile gelesen hatte, leuchtete sein Gesicht in Freude auf: „Robert kommt nach England zurück!" rief er.

Der Brief besagte nicht viel mehr. Er zeigte an, daß Robert und Massaloff New-York mit dem Bremer Lloyd-Dampfer „Main" am 25. Juli verlassen und in den ersten Tagen des Monat August in Southampton eintreffen würden.

„Ich vermute, Ihr werdet dann in Alton-House sein," schrieb Robert, „und Massaloff und ich beabsichtigen, Euch dort einen Besuch zu machen."

Wenige Tage nach Empfang dieses Briefes wurde der Hausstand in London, wie dies übrigens bereits vorher beschlossen worden war, aufgebrochen. Die Saison war zu Ende, und Sir Henry begab sich wieder, wie gewöhnlich, mit seiner Familie nach Devonshire. Isabella war von Lady Ashton aufgefordert worden, sie dorthin zu begleiten; aber sie hatte es unter dem Vorwande abgelehnt, daß sie Tante Mary nicht zu lange allein in Freshwater lassen wolle. Charlotte ahnte wohl, daß Isabella zu ver-

meiden wünschte, in Alton-House mit Robert zusammenzutreffen. Ihr eigenes Gefühl billigte die geheimen Gründe dieser Handlungsweise, und sie machte keinen Versuch, ihre Schwester in dem von ihr gefaßten Beschlusse wankend zu machen.

Sir Henry, der natürlich auch daran gedacht hatte, daß ein Zusammentreffen zwischen Robert und Isabella schwer zu vermeiden sein dürfte, wenn dieser nun, wie er hoffte, sich längere Zeit in England aufhalten würde, wollte sich mit seiner Frau über diese Frage unterhalten. Lady Ashton war jedoch nicht geneigt, auf die von ihm angeregte Unterredung einzugehen.

„Ich glaube,“ sagte sie, „wir dürfen und können vorläufig gar nichts in der Sache thun, und müssen es der Zukunft überlassen, sie in Ordnung zu bringen.“

Die schüchterne Frau wollte selbst ihrem Mann gegenüber, obgleich dieser ihr volles Vertrauen genoß, den Schein vermeiden, als beabsichtigte sie eine Annäherung zwischen ihrem Schwager und ihrer Schwester herbeizuführen. In ihrer innersten Seele lebte der Wunsch, die beiden von ihr geliebten Menschen vereint zu sehen; aber sie wagte kaum, sich selbst dies einzugestehen. Es wäre ihr unmöglich gewesen, darüber mit irgend jemand zu sprechen.

Zwischen Isabella und Tante Mary waren nur wenig Worte über Roberts Rückkehr gewechselt worden. Am Tage ihrer Ankunft in Freshwater und im Verlauf eines ausführlichen Berichtes über alles, was sie in London erlebt, hatte Isabella auch gesagt:

„Heinrichs Bruder — sie wollte nicht Herr Ashton sagen und sie wagte nicht, ihn Robert zu nennen — wird

zu Anfang des Monats August mit seinem Schwager, Herrn Massaloff, nach England zurückkehren."

Tante Mary war bei Empfang der Nachricht ganz blaß geworden, aber sie hatte nicht den Mut gehabt die Unterhaltung über diesen Punkt weiter auszudehnen, als Isabella geneigt war, es zu thun. Sie schrieb jedoch noch an demselben Tage an Charlotte und erbat sich von ihr weitere Auskunft über das bevorstehende wichtige Ereignis.

Es gibt sehr zartfühlende Menschen in dieser Welt, und man trifft sie in der Wirklichkeit glücklicherweise häufiger an, als man sie in Romanen zu zeigen wagt.

Elftes Kapitel.

Der Bremer-Lloyd-Dampfer „Main" näherte sich Southampton. Schon konnte man am Bord die am Horizont auftauchenden dunklen Umrisse der englischen Küste deutlich erkennen.

Es war ein stiller, warmer Augustmorgen. Das Schiff glitt leicht und schnell durch die ruhige See. Auf dem Vorderdeck waren einige Matrosen damit beschäftigt, die in Southampton zu landende englische Post in Bereitschaft zu stellen, auf dem Hinterdeck saßen und standen zahlreiche Reisende, sich laut und heiter mit einander unterhaltend. Sie hatten die zwölftägige Überfahrt nun glücklich zurückgelegt und schienen froh, das Ende der langen Reise erreicht zu haben.

Massaloff und Robert beteiligten sich nicht an der allgemeinen Unterhaltung. Ersterer hatte sich in seine Kajüte zurückgezogen, Robert ging nachdenklich, unbekümmert um das Sprechen und Lachen seiner Reisegefährten, auf dem langen, blankgescheuerten Deck auf und ab. — Das Leben hatte sich noch einmal anders und besser als er es gehofft hatte, für ihn gestaltet: eine sonnige Zukunft schien vor ihm

zu liegen. Doch wagte er noch nicht zu hoffen, daß es ihm gut gehen werde. Die Vergangenheit hatte ihm Vertrauen zu seinem Glück geraubt. Er hatte jahrelang überall nur „Regenwetter" gefunden, und die Hoffnung auf helle, schöne Tage wollte sich noch nicht in seinem Herzen einnisten. Aber eines wußte er: er war wieder frei. Massaloff, dem er sich angeschlossen hatte und den er weder aus Mutlosigkeit noch aus Sorge um das eigene Wohl verlassen haben würde, — Massaloff selbst hatte ihm, aus eigenem Antriebe, seine Freiheit wiedergegeben.

Die beiden Männer hatten sich, während eines langen und vertraulichen Verkehrs, gegenseitig achten und lieben gelernt. Beide waren ruhig und schweigsam ohne egoistischen Trübsinn, schlicht und einfach ohne Derbheit, anspruchslos ohne blasirt zu sein. Sie stimmten überein in der naiven Nichtbeachtung aller kleinlichen Interessen, in der beschaulichen, innigen, wortkargen Freude an der Natur. Sie konnten tagelang zusammen sein, ohne sich in ihren Betrachtungen und Träumereien zu stören, und sie waren stets und ohne Anstrengung bereit, sich gegenseitig die verschiedenen kleinen Zugeständnisse zu machen, von denen die Annehmlichkeit des Lebens in hohem Grad abhängig ist. Wenn Massaloff das Essen bestellt hatte, so zeigte Robert durch den gesunden Appetit, mit dem er dem Mahle zusprach, daß er die von seinem Genossen getroffene Wahl in allen Einzelheiten billigte, und hatte Robert einen Ausflug nach irgend einem Punkte vorgeschlagen, so war es Massaloff, der die Schönheit der Gegend am lautesten pries. — Dazu kam eine nicht sehr häufige, den beiden gemeinschaftliche Eigentümlichkeit. Massaloff und Robert fanden Vergnügen

an sogenanntem schlechtem Wetter. Wenn es draußen so recht stürmte, der Wind heulte, die Wellen sich wütend, zischend und schäumend an den Klippen brachen, so waren sie besonders dazu aufgelegt, einen langen Spaziergang an der Küste zu machen, in deren Nähe sie seit einigen Monaten ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Der Sturm, der ihnen das Gesicht rötete und ihre Augen erglänzen machte, schien auch ihre Geister aus der gewöhnlichen Ruhe zu wecken. Sie wurden gesprächig, sie lachten und scherzten und schienen die Sorgen, die ihnen auf den Herzen lagen, eine Zeitlang zu vergessen.

Die Zuneigung, welche Massaloff und Robert zu einander fühlten, trug bei beiden denselben Charakter. Es war eine sorgende, beschützende verwandtschaftliche Zuneigung. Das Verhältnis zwischen ihnen war dem zwischen Vater und Sohn sehr ähnlich. Robert fühlte Mitleiden mit seinem zwölf Jahre älteren Schwager. Er wußte, wie schlecht das Leben ihn behandelt hatte, wie freudenarm und einsam die Zukunft vor ihm lag. Er war bemüht, ihn zu zerstreuen und aufzuheitern. Massaloff dagegen gewöhnte sich daran, um Robert wie um einen Sohn zu sorgen. Es bekümmerte ihn, seinen Freund, der ihm jünger erschien als er wirklich war, so ruhig und gleichgültig, so anscheinend ohne Wünsche und ohne Hoffnungen zu sehen. Robert besaß alles, um glücklich zu sein: er war jung, gesund, reich, von gefälligem Äußern. Es war nicht recht, daß er sein Leben in Gesellschaft eines mißmutigen, älteren Mannes vertrauern sollte. Massaloff nahm sich vor, für Roberts Zukunft zu sorgen. Ihm selbst war es nicht gut gegangen. Er wollte versuchen, seinen jungen Freund

glücklich zu machen und sich dann am Wohlsein seines Schützlings zu erfreuen. Und so kam es, daß er ihm eines Abends den Rat gab, er solle sich wieder verheiraten.

Robert wurde blaß, als er diesen Vorschlag hörte. Er hatte schweren Herzens, doch festen Mutes den Entschluß gefaßt, seiner Liebe zu entsagen, Massaloff nicht zu verlassen, seine Pflicht zu thun bis zum Ende. Aber wenn Massaloff, „sein Gläubiger", ihm freiwillig seine Schuld erließ, ja, dann war er wirklich frei, dann konnte er, ohne einen Vorwurf seines ängstlichen Gewissens zu fürchten, über seine Freiheit nach eigenem Gutdünken verfügen. Massaloffs Vorschlag war verführerisch, so sehr, daß Robert ihm nicht ohne weiteres nachgeben wollte.

„Weshalb wollen wir uns trennen?" hatte er den Mut zu fragen. Und beunruhigt setzte er hinzu: „Glauben Sie etwa, daß es mir ein Opfer sei, mit Ihnen zu leben?"

„Ich beabsichtige keineswegs, irgend etwas vorzuschlagen, was uns aus einander brächte," antwortete Massaloff. „Im Gegenteil, ich möchte Ihnen und mir eine gemeinschaftliche Heimat für die Zukunft gründen. Ich habe darüber nachgedacht, wo ich meine alten Tage wohl am liebsten zubringen möchte, — und nachdem ich Sie nun kennen gelernt habe — ist mir der Gedanke gekommen, daß ich am Ende bei Ihnen am allerbesten aufgehoben sein würde. Wenn Sie sich verheirateten und sich in England oder in Paris niederließen, so würde ich mich in Ihrer Nähe ansiedeln. Ihre Frau würde bald bemerken, daß ich kein Störenfried bin, und ich würde mir Mühe geben, ihre Freundschaft zu gewinnen. Sie würden mir

dabei behülflich sein, und sollte es mir dann gelingen, ein gern gesehener Gast in Ihrem Hause zu werden, nun so würde ich Sie des Abends manchmal aufsuchen, um einige Stunden mit Ihnen zu verplaudern. Ihre Kinder müßten mich Onkel nennen, und ich würde mir einbilden, daß ich auch eine Familie habe und nicht ganz allein bin . . . Was sagen Sie zu diesem Plane? — Ja? Nein?"

Robert schwieg. Er konnte in Gegenwart von Massaloff nicht an die Möglichkeit einer Wiederverheiratung denken, ohne daß Barbaras Bild vor seine Seele trat, und er wußte, daß Massaloff ihn durchschaue und in diesem Augenblick ebenfalls an Roberts erste Frau denke. Massaloff erkannte in der That den Grund der Befangenheit seines Schwagers. Aber er selbst hatte sich bereits über diesen Punkt hinweggesetzt. Barbaras Gedächtnis verlangte nicht, daß Robert sie bis zum Ende seines Lebens betrauere. Massaloff ehrte die Tote, aber er wollte deswegen dem Lebenden gegenüber nicht hart und ungerecht sein. Er hatte übrigens seinen Zweck erreicht. Er hatte Roberts Gedanken die Richtung gegeben, die er ihnen geben wollte, und er war nun bereit, das Gespräch abzubrechen.

„Die Sache hat keine Eile," sagte er, „Sie brauchen sich heute nicht zu entschließen. Ich wollte Ihnen meine Ansichten mitteilen, und Sie werden nun nach den Ihrigen handeln . . . Ich schlage vor, wir bleiben noch einige Monate hier und sehen uns die hübschen amerikanischen Seebäder an. Gegen Ende Juli oder August kehren wir nach Europa zurück. Das Weitere wird sich sodann finden."

Seitdem hatten Massaloff und Robert kein Wort wieder über die Zukunft gewechselt; aber das Verhältnis zwischen den beiden Männern war ein noch innigeres geworden. Robert erblickte in Massaloff seinen Befreier. Er war ihm unendlich dankbar. Eine große Veränderung ging in seinem Wesen vor. Er schien wieder jung zu werden. Die gleichgültige Ruhe, die er jahrelang zur Schau getragen hatte, machte einer geselligeren Stimmung Platz. Er wurde gesprächiger, zutraulicher, er fand wieder Vergnügen am Theater, an Spazierfahrten, er las Zeitungen und Romane, eine Beschäftigung, die lange Zeit jeden Reiz für ihn verloren zu haben schien. — Er war mit sich selbst zufrieden. Die Freiheit, deren er sich nun erfreute, war ihm nicht durch ein tragisches Ereignis, durch den Tod Barbaras geschenkt. Er hatte sie durch Selbstaufopferung erkämpft und verdient. Sie war sein wohlerworbenes Gut. — Er hatte in seinem Leben einen großen Fehler begangen. Er war bereit gewesen, mit seinem ganzen Leben dafür zu zahlen. Er wußte, daß er die Macht gehabt haben würde, dies bis zum Ende durchzuführen. Aber nun war seine Schuld gesühnt. Ohne Reue um die Vergangenheit, ohne Verbindlichkeit für die Zukunft lebte er frei in der Gegenwart. Freudiges Selbstgefühl hob seine Brust!

Aber in dem Maße wie Hoffnungen auf die Zukunft ihn wieder beglückten, verschwand auch die tiefe Ruhe, in der er nun seit einem Jahre gelebt hatte. So lange Isabella ihm unerreichbar erschienen war, hatte er an ihrer Liebe für ihn kaum gezweifelt. Jetzt, wo es ihm wieder gestattet war, sich um ihre Hand zu bewerben,

stiegen auch die alten Befürchtungen wieder in ihm auf. Zweimal hatte sie seinen Antrag zurückgewiesen. Wer bürgte ihm dafür daß sie sich nicht auch ein drittes Mal von ihm abwenden werde? . . . Dies machte ihn nachdenklich, als er, einige Stunden vor Ankunft des „Main“ in Southampton, unbekümmert um das Gespräch seiner Reisegefährten, auf dem Verdeck des Schiffes auf- und abging. Aber er wollte den Mut nicht verlieren, Ruhe und Glück verheißend lag das „gelobte Land“ seiner ersten Wünsche wieder vor ihm. Er wollte nicht rasten, er wollte noch einmal alle seine Kräfte aufbieten, um es zu erreichen, er wollte seinem Wahlspruch treu bleiben: „Bis zum Ende!“

Gegen elf Uhr morgens legte sich der „Main“ dem Flusse gegenüber, der Southampton mit dem Meere verbindet, vor Anker. Mehrere Boote näherten sich sofort dem Schiffe. In einem derselben erkannte Ashton seinen Bruder. Wenige Minuten später hatten auch Massaloff und Robert darin Platz genommen.

Massaloff hatte sich, nachdem er von Sir Henry auf das herzlichste begrüßt worden war, etwas beiseite gesetzt, um die Unterhaltung der beiden Brüder nicht zu stören. Diese wechselten jedoch nur wenige Worte miteinander und gesellten sich sodann wieder zu ihm.

„Alles wohl bei dir zu Hause?“ fragte Robert.

„Alles wohl!“ war die Antwort.

„Seid ihr alle in Alton-House?“

„Ja. Das heißt: Charlotte, die Kinder und ich.“

„Und Isabella?“

„Isabella ist bei Tante Mary in Freshwater.“

Eine kurze, etwas verlegene Pause.

„Du mußt es übernehmen," fing Robert sodann wieder an, „Massaloff in Alton-House unterzubringen, und vierundzwanzig Stunden lang zu beschäftigen. Ich will von Southampton nach Freshwater gehen."

Sir Henry sah seinen Bruder mit freudiger, aufmunternder Rührung an.

„Ich wünsche dir Glück!" sagte er, und er drückte ihm die Hand.

Robert zeigte Massaloff darauf an, daß er genötigt sei, ihn in Southampton auf kurze Zeit zu verlassen und daß er ihn ersuche, in Alton-House auf ihn zu warten.

Massaloff ging mit einem einfachen „Sehr wohl!" auf die von Robert getroffene Anordnung ein. „Sehr wohl" war dem resignirten Mann ein geläufiges Wort. Es bedeutete bei ihm gewöhnlich: „das ist mir gleichgültig". Aber in dem eben angeführten Falle meinte es wirklich volle Zustimmung.

* *
*

Es war nahe an acht Uhr abends, als Robert über die Schwelle von Down-Cottage trat. Crooker, der alte Hausdiener, begrüßte ihn mit freudigem Erstaunen.

„Fräulein Gower zu Hause?"

Ja, das gnädige Fräulein war zu Hause. Herr Ashton brauchte nur in den Salon zu treten. Dort befand sie sich.

Roberts Herz klopfte ängstlich als er die Thür des freundlichen, stillen Zimmers, an das er so oft gedacht

hatte, öffnete. Ein schneller Blick beruhigte ihn jedoch wieder. Tante Mary war allein.

Das gute alte Fräulein hatte sich während der letzten Tage sehr viel mit Robert beschäftigt. Sie wußte, daß man ihn in Southampton erwartete, daß er nach Alton-House gehen wollte. Aber würde er nach Freshwater kommen? — Sie wünschte es so sehr, daß sie es kaum zu hoffen wagte. Nun stand ihr alter Liebling vor ihr.

„Robert, mein lieber Robert!" rief sie und ging ihm, vor Freude zitternd, mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Wo ist Isabella? fragte Robert, sobald er Miß Gower begrüßt hatte.

„Isabella? Isabella?" antwortete diese bestürzt. „Isabella? Nun, versteht sich, Du mußt sie sehen. Sie ist ausgegangen. Aber sie wird bald wiederkommen. Sie hat ihren gewöhnlichen Spaziergang gemacht, nach Alumn Bay. — Ja, sicher, nach Alumn Bay, denn wir hatten sogar verabredet, daß wir uns am ‚Highest Point', oben auf der Düne, treffen wollten. — Ich will sie sogleich holen. Warte! Warte!" und sie griff schnell und aufgeregt nach dem großen Strohhute, der auf einem Stuhle neben ihr lag.

„Nein, Tante," sagte Robert. „Ich will ihr entgegen gehen."

„Ja wohl! Geh' ihr entgegen, Robert. Du kannst sie nicht verfehlen, sie kommt über die Düne, geradeswegs von Alumn Bay, hieher. Du kannst sie nicht verfehlen, du kennst ja den Weg."

Das alte Fräulein war in großer Aufregung und wußte kaum, was sie sagte. „Ich will sie gleich holen!" wieder-

holte sie noch einmal. Aber Robert hatte das Zimmer bereits verlassen, und sie sah ihn mit langen Schritten die Düne hinaufsteigen. Sie blickte ihm ängstlich nach. Aber bald wurde sie etwas ruhiger.

„Gott segne ihn,“ sagte sie, tief Atem schöpfend. „Gott segne ihn und meine Bella!“

In der Mitte des Wegs auf der öden Düne zwischen Freshwater und Alumn Bay erhebt sich ein aus Holz zusammengezimmertes, großes, schwarzes Seezeichen. Es steht auf dem höchsten Punkte des Kirchspiels und man erblickt es aus weiter Entfernung. Dort erkannte Robert, nachdem er Down-Cottage eine halbe englische Meile hinter sich gelassen hatte, Isabellas hohe, schlanke Gestalt. Sie stand, ihm den Rücken zukehrend, an dem dunklen Maste gelehnt und blickte unverwandt nach Westen. Die Sonne hatte sich nun dem Horizonte genähert und kleidete die in der Ferne nebelhaft auftauchenden Höhen von Cornwallis in ein Lichtgewand von wunderbarer Farbenpracht. Wassergrüne, orangengelbe, dunkelviolette, phantastisch zusammengeballte Wolkengebilde hatten sich in einem großen Halbkreis um die goldig strahlende Sonne gelagert, sie spiegelten sich in der erzitternden, feurigen See und sandten ihr Licht in sanft gedämpftem Wiederschein, auf die einsame, rötlich erglänzende Düne hinauf. Die ruhige, im Lichtmeer gebadete weibliche Gestalt, auf die Roberts Augen gerichtet waren, erschien wie die einer Verklärten. So hatte er sie im Traume gesehen, als er am Tage nach Barbaras Tode auf dem stillen Platze im Walde von Wiesbaden gesessen. — Das moosartige, dichte Grün, das die Düne bedeckt, dämpfte das Geräusch seiner Schritte vollständig. Jetzt stand er

in Isabellas lang hingeworfenem Schatten! Er blieb einige Sekunden unbeweglich. Dann rief er leise, so leise, daß er zu sich selbst zu sprechen glaubte:

„Isabella!“

Sie wandte sich mit einer schnellen Bewegung, erschreckt um.

„Isabella!“ wiederholte er. Sie war totenbleich. Ihre großen Augen, von dem Lichte geblendet, in das sie so lange geblickt, ruhten weit geöffnet auf ihm. Er las in ihnen etwas Fremdes, Wildes: Freude und Schrecken. Nun senkten sich jedoch die Lider, und langsam, züchtig gebeugten Hauptes näherte sie sich ihm. Aber die Rechte hing nicht kalt und teilnahmlos an ihrer Seite. Sie streckte sie ihm entgegen: stumm, zagend, zitternd, doch mit ganzem Vertrauen.

Er hatte nie verzweifelt, wie nahe er auch der Verzweiflung gewesen war, er hatte weitergekämpft, selbst als er alles hoffnungslos verloren wähnte. Das Leben hatte wie eine Wüste, trostlos, öde vor ihm gelegen, unerreichbar fern war das „gelobte Land“, nach dem er sich gesehnt, seinen ermattenden Kräften erschienen, — aber er war finster, trotzig immer gerades Weges vorwärts gedrungen, unbekümmert um Hindernisse. — Bis zum Ende. —

Und nun hatte er erreicht, wonach er gestrebt und war am Ziele. Verwirrt, betäubt, unfähig ein anderes Wort auszusprechen als den Namen der Geliebten, ergriff er Isabellas Hand.

Die Sonne war in das aufschauernde Meer hinabgestiegen, feierliches wunderbares Halbdunkel hatte sich über die Landschaft gelagert, köstlich beruhigend ertönte die Musik

des Meeres, goldiger färbte sich der Mond, — und in seinem Lichte, das die stillen, schönen, jungen Gestalten verklärte, schritten Robert und Isabella über die öde Düne dem friedlichen Häuschen zu, in dem die gute Miß Mary Gower die Liebenden erwartete,

---

Das Glückspendel.

I.

Seit langen Jahren hatte Hermann Fabricius seinen alten Freund Heinrich Warren aus den Augen verloren — und vergessen. Doch hatten sich die beiden auf der Universität sehr lieb gehabt und sich zu verschiedenen Malen „ewige Freundschaft" geschworen. Das war zu einer Zeit, die noch nicht alt ist, aber doch schon fern hinter uns zu liegen scheint, als junge Leute noch an „ewige Freundschaft" glaubten und sich für eine große That oder einen großen Gedanken begeistern konnten. — Die heutige Jugend ist vernünftiger. — Fabricius und Warren waren, noch als Studenten, kindlich unvernünftig gewesen und hatten sich, nicht nur in dem Rausch, in dem sie Brüderschaft getrunken, sondern auch später noch, im nüchternen Zustande, fest eingebildet, daß sie während des ganzen Lebens neben einander hergehen würden und daß nichts sie von einander trennen sollte.

Der harmlose Wahn hatte nur kurze Zeit gedauert. Das Leben hatte die beiden, als sie kaum Männer waren, mit strenger Hand gepackt und den einen nach Westen, den andern nach Osten geschleudert. — Sie hatten sich noch ein paar Monate lang häufig und ausführlich ge-

schrieben, sie hatten sich auch noch einmal gesehen. Dann waren sie von einander geschieden, die Briefe waren seltener und kürzer geworden — und schließlich ausgeblieben. Man kann einen Freund sehr lieb haben, und doch nicht Zeit finden, ihm zehn Zeilen zu schreiben; während man täglich lange Stunden für den fremden Mann erübrigt, der einem zu einer guten Stellung verhelfen soll. Und man kann bei alledem ein treuer und edler Mensch sein. — Fabricus wußte, zur Zeit wo diese Erzählung beginnt, nicht mehr, ob er zum letzten Mal an Warren oder ob dieser zum letzten Mal an ihn geschrieben habe, und wer von ihnen beiden den früher so eifrig gepflogenen Briefwechsel abgebrochen hatte; genug, er bestand seit Jahren nicht mehr, und mit jedem Jahre auch war das einst so lebendige Bild des abwesenden Freundes schwächer und schwächer geworden, bis es schließlich nur noch undeutlich, beinahe gänzlich verwischt, erschien. — Manchmal war Fabricius, der eine Universitätsstadt bewohnte und sich als Professor und Schriftsteller einen gewissen Namen erworben hatte, einem Studenten begegnet, der wahrscheinlich in seiner Nähe wohnte. Er hatte braunes lockiges Haar, ehrliche blaue Augen, die heiter und mutig in die Welt hinausblickten, und ein freundliches Lächeln um den jugendlichen Mund: ein Gesicht ohne Arg und Falsch, das Vertrauen schenkte und Vertrauen erwarb und auf dem das Auge mit Wohlgefallen ruhte. Wenn Fabricius den jungen Mann antraf, so sagte er sich jedesmal unwillkürlich: „So sah Heinrich vor fünfzehn Jahren aus“ — und während einiger Minuten dachte er dann an die Vergangenheit und wünschte seinen alten Warren noch einmal wiederzusehen. Er hatte sich

auch nach solchen Begegnungen häufig vorgenommen, Erkundigungen nach dem verschollenen Freund einzuziehen; — aber es war immer bei dem Vorsatze geblieben. Wenn er nach Hause kam so fand er auf seinem Arbeitstische neue Bücher, die gelesen und besprochen werden sollten, Briefe von Verlegern und Herausgebern, die versprochene Manuskripte verlangten, Einladungen, die angenommen oder abgelehnt werden mußten — kurz, so viel „laufende" Arbeiten, die sofortige Erledigung erheischten, daß es spät wurde und die Müdigkeit ihn überwältigte, ehe er wieder an Warren denken konnte — Das Leben der meisten Menschen richtet sich mit der Zeit so ein, daß darin nur noch Raum für notwendige Arbeiten — oder für das, was dafür gehalten wird — bleibt.

Eines Nachmittags, als Fabricius zur gewöhnlichen Stunde, um fünf Uhr, nach Hause kam, überreichte ihm der Diener einen Brief mit amerikanischem Poststempel, den er, ehe er ihn öffnete, aufmerksam und nachdenklich betrachtete. — Die große, eckige Handschrift auf der Adresse war ihm wohlbekannt, doch konnte er sich nicht gleich besinnen, wem sie angehörte. Aber plötzlich leuchtete sein Gesicht auf: „Ein Brief von Heinrich!" rief er. Das Schriftstück enthielt nur wenige Zeilen und lautete wie folgt:

„Mein lieber Hermann!

Es ist ein Glück, daß es wenigstens einer von uns beiden bis zur Berühmtheit gebracht hat. Ich habe Deinen Namen, als den des Verfassers auf einem Buche gesehen, habe Deinem Verleger geschrieben, der ein höflicher Mann ist und mir mit umgehender Post geantwortet hat, und

bin, Dank diesem Umstand, im Besitze Deiner Adresse und in der Lage, Dir mitzuteilen, daß ich gegen Ende September in Hamburg ankommen werde. Schreibe mir „postlagernd“ dorthin und sage mir, ob Du mich auf ein paar Tage sehen willst. Ich kann nämlich auf der Reise nach meiner Vaterstadt Deinen jetzigen Wohnsitz berühren und werde dies gern thun, wenn Du mir sagst, daß es Dir lieb sein wird, mich wiederzusehen.

Dein alter Freund

Heinrich Warren.“

Unter diesem Briefe stand ein P. S. — „So sehe ich jetzt aus“ — und in einem Umschlag, den Fabricius nun entfaltete, lag eine Photographie, mit der er an das Fenster trat und die er lange und voll schmerzlicher Wehmut betrachtete. Es überlief ihn kalt. Die Photographie zeigte das Gesicht eines alten Mannes: graues, wenn auch noch dichtes, langes Haar, eine sorgenvolle Stirn, tiefliegende Augen von eigentümlicher, beunruhigender Starrheit im Blick, einen schmerzlichen Zug um den fest geschlossenen, zwischen zwei tiefen Furchen eingedämmten Mund.

„Mein armer Warren! — So sieht er also aus! — Und er ist ein Jahr jünger als ich. Er ist noch nicht sechsunddreißig Jahre alt.“

Fabricius trat vor den Spiegel und betrachtete sein eigenes Gesicht. Nun, es war nicht so verlebt wie das, welches die Photographie, die er in der Hand hielt, zeigte, aber es war auch kein junges Gesicht mehr, und es war entschieden kein sorgenloses, heiteres. Die Augen waren nicht starr und finster, aber sie blickten entmutigt und

müde, und um den Mund lagen, wie auf Warrens Bilde, schwere, tiefe Falten.

„Ja, wir sind beide alt geworden," sagte Fabricius mit einem Seufzer; „ich hatte seit langer Zeit nicht daran gedacht." — Dann setzte er sich hin und schrieb seinem Freund und sagte ihm, wie sehr er sich darauf freue, ihn bald wiederzusehen.

Am nächsten Tage begegnete er auf der Straße dem jungen Manne mit den braunen Locken und den ehrlichen, lachenden Augen, der ihn so häufig an Warren erinnert hatte.

„Der sieht vielleicht in zwanzig Jahren ebenso aus, wie heute mein alter Freund," sagte sich Fabricius. — „Das Leben versteht es, heitere Augen zu trüben und einen lachenden Mund in Falten zu legen — Mir ist es eigentlich nicht schlecht gegangen ... auch nicht besonders gut. Ich habe ein Alltagsleben geführt: hier ein wenig Befriedigung, dort ein bißchen Kummer und häufig Sorgen. Und darüber ist meine Jugend dahingeschwunden, ohne daß ich etwas Besonderes gethan oder erlebt hätte."

Am 2. Oktober empfing Fabricius ein Telegramm aus Hamburg, in dem Warren ihm anzeigte, daß er am folgenden Tage, abends um acht Uhr, in L... eintreffen werde. Fabricius begab sich rechtzeitig zur Eisenbahn, um seinen Freund gleich nach seiner Ankunft zu bewillkommen. Er sah ihn langsam, etwas schwerfällig aus dem Wagen steigen und musterte ihn einen Augenblick, ehe er sich ihm näherte. — Wie gebrechlich und alt erschien er ihm, noch älter als er auf dem Bilde aussah. Er trug einen grauen Reiseanzug, der schlotterig auf seiner langen, hagern Gestalt saß. Ein breitkrempiger, weicher Filzhut beschattete ihm

Stirn und Augen. Er sah sich suchend nach Fabricius um und näherte sich dann dem Ausgange langsamen, müden Schrittes. Fabricius ging ihm entgegen; Warren erkannte ihn, sobald er ihn erblickte. Ein sonniges, junges Lächeln flog über seine verwitterten Züge, und freudig, tief bewegt, reichte er ihm die Hand.

Eine Stunde später saßen die beiden Freunde in Fabricius' gemütlichem Zimmer vor einem frugalen Mahle. Warren aß wenig. Fabricius bemerkte dagegen, zuerst mit Verwunderung, dann mit Unruhe, daß sein Freund, den er als ein Muster von Mäßigkeit gekannt hatte, viel trank. Der Wein schien jedoch keinen Einfluß auf ihn zu üben. Sein farbloses Gesicht rötete sich nicht, der Blick blieb kalt und starr und die Redeweise ruhig und langsam, ohne schwer zu sein.

Das Dienstmädchen, das bei Tisch aufwartete, hatte nun die Speisen abgetragen, den Kaffee auf den Tisch gesetzt und das Zimmer verlassen. Fabricius rückte ein paar Sessel zurecht und sagte seinem Freunde:

„So — nun sind wir ungestört. Stecke dir eine Cigarre an und dann mache es dir auf diesem Sessel bequem und erzähle mir, wie es dir während unserer Trennung ergangen ist."

Warren schob die Cigarrenkiste zurück.

„Wenn du nichts dagegen hast," sagte er, „so rauche ich meine Pfeife. Ich bin daran gewöhnt, und sie schmeckt mir besser als die beste Cigarre."

Er zog darauf aus einem abgetragenen Etui eine schwarzgebrannte, kurze Holzpfeife, die er methodisch mit einem dunklen, feuchten Taback füllte; dann zündete er die Pfeife

sorgfältig an, blies mit lautem Paffen einige dicke Rauchwolken vor sich hin und sagte mit sichtlicher Befriedigung:

„Ein ruhiges Zimmer — einen Freund — eine Pfeife nach dem Essen — und keine Sorgen für morgen! Das lob' ich mir!"

Fabricius musterte seinen Genossen von der Seite und war betroffen. Der lange, hagere Mann mit dem grauen Haar, dem glanzlosen, starren Blick, der, nach vorn gebeugt, mit übereinander geschlagenen Beinen, rauchend neben ihm saß, schien so gar nichts mit Heinrich Warren, dem Freund seiner Jugend gemein zu haben. Der Mann war ihm fremd; er wurde ihm geheimnisvoll, unheimlich. — Gleichzeitig zog tiefes Mitleiden in seine Brust. Wie schlecht mußte das Leben seinen Freund behandelt haben, um ihn so zu verändern — zu verunstalten.

„Nun," sagte Fabricius, die durch das Kommen und Gehen des Dienstmädchens unterbrochene Unterhaltung wieder aufnehmend, „also erzähle! — Wie ist es dir ergangen? — Oder soll ich mit der Beichte beginnen?" — Er bemühte sich, heiter und leicht zu sprechen; aber er fühlte, daß ihm der Versuch mißlang.

Warren rauchte eifrig weiter, ohne zu antworten. Die Pause wurde Fabricius peinlich. Er bekam beinahe Furcht vor dem fremden und doch so bekannten Gaste, den er in sein Haus geladen hatte. Endlich faßte er Mut und sagte noch einmal:

„Nun, willst du sprechen, oder soll ich anfangen?"

Warren lachte leise vor sich hin. „Ich dachte darüber nach," sagte er, „was ich dir antworten sollte. — Die Sache ist nämlich die, daß ich gar nichts zu erzählen

habe. Ich wundere mich nun eigentlich — und das machte mich einen Augenblick nachdenklich — daß ich mich mein Leben lang über nichts geärgert habe. — Was für ein Narr ich gewesen bin! Als ob es nicht gegerade ebenso leicht und unendlich viel angenehmer gewesen wäre, mich über dasselbe Nichts — mein Leben — zu freuen. — Ich habe nämlich gar keinen besonders großen Kummer zu ertragen gehabt. Es ist wahr, daß ich niemals und nirgends Erfolge gehabt habe; aber ich weiß, daß es mir in dieser Beziehung nicht schlechter gegangen ist als tausend anderen. Die gebratenen Tauben sind mir nicht in den Mund geflogen, ich habe nie ein großes Los gewonnen, ich habe mein tägliches Brod immer sauer verdienen müssen, ich habe mich auch einmal, wie man sagt, ‚unglücklich verliebt‘. — Es ist lange her. — Ich habe mich über das alles lange, längst getröstet. Es kümmert mich in diesem Augenblicke nicht mehr. Was mich verdrießlich macht, ist, daß mir das ganze Leben ohne Freude, ohne Genuß dahingeschwunden ist.“

Warren hielt eine kurze Weile inne und fuhr dann langsam und ruhig fort:

„Bis vor wenigen Jahren hatte ich mir noch immer eingebildet, es würde anders und besser werden. Ich war eben noch jung. Die Zeiten waren hart und schlecht. Ich arbeitete für ein elendes Gehalt in einer Schule im Staate New-York. Ich lehrte dort alles Mögliche: was ich wußte und was ich lernen mußte, um es lehren zu können: Griechisch und Lateinisch, Deutsch und Französisch, Mathematik und Physik, auch Musik in meinen sogenannten Mußestunden. Ich kam den Tag über selten

zur Ruhe. Ich war von einer Schar lärmender, mutwilliger Burschen umgeben, deren Hauptbeschäftigung während der Stunden, die ich zu geben hatte, darin bebestand, mich bei einem Fehler im Englischen zu ertappen. — Am Abend war ich todmüde. — Doch konnte ich immer noch eine halbe Stunde mit wachen Augen träumen, ehe ich einschlief. Und dann sah ich mich in einer glücklichen, außergewöhnlichen Lage: Ich hatte das große Loos gewonnen, die gebratenen Tauben kamen urplötzlich aus allen Himmelsgegenden für mich angeflogen. Ich war reich, angesehen, mächtig . . . was weiß ich! Ich setzte die Welt, oder vielmehr Ellen Gilmore, die meine Welt war, in Erstaunen. — Bist du auch ein solcher Narr gewesen wie ich, Hermann? Hast du dich auch im wachen Traum als Staatsminister, Millionär, Verfasser des größten literarischen Werkes der Gegenwart, siegreicher Feldherr, Parteiführer im Parlament und Ähnliches gesehen? Ich habe das alles erlebt . . . im Traume wohlverstanden. — Nun, item es war eine schöne Zeit!

„Ellen Gilmore, die ich eben genannt habe, war die ältere Schwester eines meiner Zöglinge, des wenigst lernbegierigen Schülers in der ganzen Schule. Sein Vater bestand jedoch darauf, daß er etwas lernen solle, und ich, der ich mich des Rufes erfreute, große Geduld zu besitzen, wurde auserkoren, dies gegen anständige Bezahlung zu Stande zu bringen. Bei der Gelegenheit wurde ich in die Familie Gilmore eingeführt, und nachdem ich mich zufälligerweise auch als Musiker entpuppt hatte — du erinnerst dich vielleicht, daß ich für einen Dilettanten ganz gut Klavier spielte — kam ich täglich in das Haus,

um Francis Sprachunterricht und Ellen Musikstunden zu geben.

„Nun male dir, bitte, die Lage aus, und dann lache über mich, wie ich es selbst zehntausend Male gethan habe: also einerseits, auf der feindlichen Seite, bei den Gilmores, großer Reichtum und nicht wenig Stolz darauf, ein kluger und gewitzter Papa, eine ehrgeizige, putzsüchtige Mutter, ein ungezogener, gutmütiger Schlingel von Sohn, die Hoffnung der Familie, und eine bildschöne, gebildete, ruhige verständige Tochter von neunzehn Jahren. — Und auf der andern Seite: Doktor Heinrich Warren, neunundzwanzig Jahre alt. — Im Traume: Verfasser eines epochemachenden philosophischen Werkes, oder siegreicher General der Nordarmee, oder Präsident der Republik, trotzdem man dazu in Amerika geboren sein muß, während Heinrich das Licht der Welt in Calbe an der Saale erblickt hat; — in Wirklichkeit: wohlbestallter Schulmeister am Gymnasium zu Elmira mit siebzig Dollars monatlichem Gehalt. — Glaubst du nicht, daß ich die hoffnungslose Lächerlichkeit meiner Stellung als Prätendent von Anfang an verstehen mußte? — Natürlich verstand ich sie. Ich war ja, wenn ich nicht träumte, ein vernünftiger Mensch, der viel gelesen und behalten hatte; und ich hätte ja wahnsinnig sein müssen, um mir einbilden zu können, daß für mich die Möglichkeit vorhanden wäre, Ellen jemals zu heiraten. Ich wußte mit vollständiger Sicherheit, daß dies unmöglich war, gerade so unmöglich, wie daß ich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt werden sollte. — Und doch träumte ich von der Heirat mit der Tochter des Millionärs. — Ich darf mir

die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich niemand mit meiner Leidenschaft gestört habe. Es war ein stilles, harmloses Vergnügen, das ich mir damit bereitete. Es fiel mir ebensowenig ein, davon zu sprechen, wie von meiner Traumstellung als kommandirender General am Potomac. Aber Ellen merkte doch etwas von meiner stummen, heimlichen Liebe. Ich fühlte es mit zweifelloser Gewißheit, obgleich sie nie durch ein Wort oder einen Blick verriet, daß sie meinen Zustand ahnte. Nur ein einziger kleiner Zwischenfall steht damit in Widerspruch,

„Ich sah sie eines Tages mit rotgeweinten Augen. Ich wagte natürlich nicht, zu fragen, was sie quäle. Sie war während des Unterrichts unaufmerksam. Als ich fortgehen wollte, sagte sie mit niedergeschlagenen Wimpern: ‚Ich werde vielleicht meine Stunden während einiger Zeit unterbrechen müssen. Es thut mir sehr leid. Ich wünsche Ihnen alles Gute, Herr Warren.‘ — Damit ging sie schnell, ohne mich angesehen zu haben, aus dem Zimmer. Ich war bestürzt. Was sollten die Worte und der Ton, in dem sie gesprochen waren, bedeuten? — Am nächsten Tage teilte mir Francis, mit einem Gruße vom Papa, mit, er habe vier Tage Ferien, und ich solle mich nicht zu ihm bemühen, da seine Schwester sich mit Herrn Howard, dem reichen Kaufmann aus New-York, verlobt habe, und große Festlichkeiten im Hause stattfinden würden. — Da fiel es mir auf einmal wie Schuppen von den Augen, und mit den Träumen, die mir bis dahin das Leben versüßt hatten, war es zu Ende.

„Es war im Grunde keine größeres Unglück für mich, daß Ellen sich verheiratete, als daß Johnson zum Nach-

folger von Lincoln erwählt wurde: weder das eine noch das andere ging mich vernünftigerweise etwas an; aber du hast keine Idee davon, wie mich die Sache — ich spreche von der Verlobung — angriff. Meine ganze, vollständige Nichtigkeit wurde mir plötzlich klar. Meine, Traumschlösser fielen zusammen. Ich sah mich endlich, wie ich in Wirklichkeit war: ein Schulmeister — ohne Stolz auf vergangene Werke, ohne Freude an der Gegenwart, ohne Hoffnung auf die Zukunft."

Die Pfeife war während des Erzählens ausgegangen. Warren klopfte sie bedächtig aus. Dann nahm er eine Platte gepreßten Kavendish-Taback aus der Tasche, schnitt mit einem Federmesser so viel davon ab, wie er gerade gebrauchte, stopfte die Pfeife und steckte sie wieder behaglich an. Er sprach während dieser Beschäftigung nicht, sondern pfiff leise vor sich hin. Fabricius schwieg ebenfalls. Nach einer kurzen Weile und nachdem die Pfeife durch einige schnelle, laute Züge gut angebrannt war, fuhr Warren in seiner Erzählung fort:

„Ich war eine Zeitlang sehr unglücklich. Nicht etwa über den Verlust Ellens — was man nie besessen, nie zu besitzen berechtigt war, kann man nicht verlieren — sondern über den Verlust meiner Illusionen über mich selbst. Ich verzehrte schockweise Äpfel vom Baume der Selbsterkenntnis und fand die Frucht sehr bitter. — Ich verließ Elmira und versuchte mein Glück wo anders. Ich verstand mein Handwerk. Ich hatte auch durch die Praxis gelernt, wie ich es am besten verwerten konnte. Ich war nie um eine Anstellung verlegen und ich lehrte nach und nach und mit gutem Erfolg in einem bis andert-

halb Dutzend verschiedener Staaten. Ich erinnere mich kaum noch, wo ich gewesen bin: in Sacramento, Chicago, St. Louis, Cincinnati, in Boston, New-York . . . überall — überall. Und ich fand aller Orten dieselben ungezogenen, faulen Schüler und dieselben regelmäßigen und unregelmäßigen griechischen und lateinischen Verba. Wenn du einen Menschen sehen willst, der mit Schulbuben und Grammatik der klassischen Sprachen vollständig gesättigt ist, so brauchst du mich nur zu betrachten.

„In den Mußestunden, die ich, wieviel ich auch zu thun haben mochte, immer fand, gab ich mich philosophischen Betrachtungen hin. Bei dieser Gelegenheit gewöhnte ich mich daran, viel zu rauchen . . .“ Er schwieg plötzlich, schien über etwas nachzusinnen und blickte starr vor sich hin. Dann strich er sich mit der magern Hand das Haar aus der Stirn und wiederholte langsam und zerstreut: „viel zu rauchen . . . Ich gewöhnte mich auch an manches andere,“ fuhr er schneller fort, „aber das hat mit meiner Erzählung nichts zu thun.

„Die Theorie, die mich am meisten beschäftigte, war die von den Schwingungen eines von mir erdachten, sogenannten Glückspendels. Ich verdanke derselben die ruhige Verfassung, in der ich seit einiger Zeit lebe und in der du mich heute siehst. Ich sagte mir nämlich, daß mein großes Unglück, wenn ich es, ohne unbescheiden zu sein, so nennen darf, daher gekommen sei, daß ich die Absicht gehabt habe, außerordentlich glücklich zu werden. — Wenn man sich im Traume bis zur Höhe eines weltberühmten Mannes, eines Bräutigams von Ellen Gilmore erhebt, so ist es kein Wunder, daß man beim Erwachen einen tiefen

Fall machen muß, bis man wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlt. Wäre ich in meinen Wünschen bescheidener gewesen, so würde deren Verwirklichung eine leichtere, die Enttäuschung im schlimmsten Falle, eine weniger bittere gewesen sein. — Von diesem, durch jüngste Erfahrung als richtig angezeigten Grundsatz ausgehend, kam ich sodann zu der logischen Schlußfolgerung, daß das beste Mittel, Unglück so viel wie menschenmöglich zu vermeiden, das sei, sich so wenig wie möglich Glück zu wünschen. Dies ist bereits von meinen philosophirenden Vorfahren lange Jahrhunderte vor Christi Geburt erfunden worden, und ich beanspruche kein Patent für den alten Gedanken. Das Symbol jedoch, in das ich denselben schließlich kleidete ist, so glaube ich wenigstens, meine Erfindung.

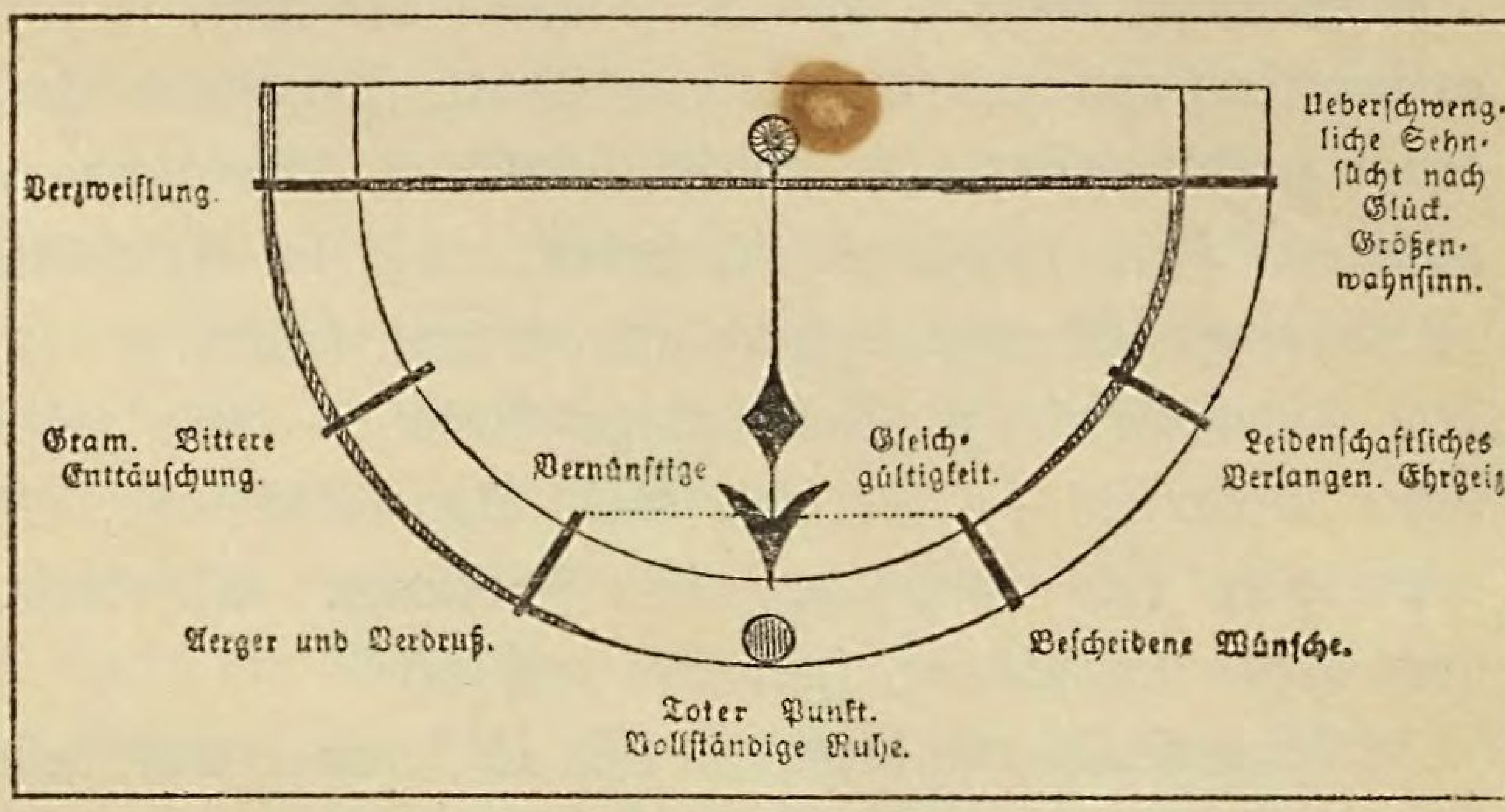
„Gib mir einen Bogen Papier und eine Bleifeder," fuhr er fort, sich zu seinem Nachbar wendend; „mit ein paar Strichen kann ich die Sache am leichtesten begreiflich machen."

Fabricius reichte seinem Freunde, ohne ein Wort zu sagen, das Verlangte. — Dieser zeichnete darauf einen großen, nach oben offenen Halbkreis auf das Papier, und darüber ein vertikal herabhängendes Pendel, welches den Punkt des Halbkreises, an dem sich auf dem Zifferblatt einer Uhr die Zahl VI befindet, berührte. Daneben schrieb er rechts, von unten anfangend, am Platze der Stundenzahlen V, IV, III die Worte: „Bescheidene Wünsche" —

„Leidenschaftliches Verlangen, Ehrgeiz" — „Ueberschwengliche Sehnsucht nach Glück, Größenwahnsinn". — Er schob das Papier darauf wieder zurück und schrieb links vom Pendel, also am Platze der Uhrenzahlen VII,

VIII, IX: „Aerger und Verdruß“ — „Gram, bittere Enttäuschung“ — „Verzweiflung“. — An Stelle der Zahl VI endlich, gerade unter dem Pendel, machte er einen dicken runden Punkt, den er, wohlgefällig lächelnd, sorgfältig schattirte und unter den er die Worte: „Toter Punkt. Vollständige Ruhe“ schrieb.

Das Glückspendel.



Er legte darauf den Kopf auf die Seite, zog die Augenbrauen in die Höhe, spitzte den Mund wie zum Pfeifen und betrachtete die Zeichnung eine halbe Minute lang mit großer Aufmerksamkeit. Dann sagte er: „Die Windrose ist noch nicht vollständig. Zwischen dem ‚Toten Punkt‘ und ‚Bescheidenen Wünschen‘ auf der rechten, und ‚Aerger und Verdruß‘ auf der linken Seite, gehört die schöne Linie ‚Vernünftige, ruhige Gleichgültigkeit‘ hin . . . aber die Zeichnung, wie sie da ist, genügt zur Klarstellung meiner Theorie. — Folgst du mir?“

Fabricius nickte stumm mit dem Kopf. Eine tiefe Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Er erblickte nun

in dem Freunde seiner Jugend, für den er einst eine goldene Zukunft gehofft und dem er noch heute alles Gute wünschte, einen beklagenswerten Monomanen.

„Siehst du," fuhr Warren ruhig fort, etwa als halte er eine wissenschaftliche Vorlesung vor einem aufmerksamen Schülerkreis, „wenn ich das Glückspendel nun leise nach rechts hin in die Höhe hebe, bis es den Punkt ‚Bescheidene Wünsche' berührt, und es sodann fallen lasse, so geht es gehorsam und natürlich bis zum Punkte ‚Ärger und Verdruß' zurück, den es nicht überschreiten kann, schwingt dann noch eine Zeit, längstens ein Leben lang, im Abschnitte ‚Vernünftige Gleichgültigkeit' und kommt schließlich auf dem ‚Toten Punkt' zu ‚Vollständiger Ruhe'. — Ein tröstlicher Gedanke!" — Er hielt einen Augenblick inne, als erwarte er eine Entgegnung von Fabricius. Als dieser aber beharrlich schwieg, fuhr Warren fort:

„Du verstehst nun bereits, wohin ich kommen will: hebe ich das Pendel bis auf ‚Leidenschaftliches Verlangen' oder ‚Größenwahnsinn', so schnellt es von da bis auf ‚Gram' respektive ‚Verzweiflung' zurück. Die Sache ist klar. Nicht wahr?"

„Ganz klar," antwortet Fabricius traurig.

„Sehr wohl," fuhr Warren eifrig fort. „Ich entdeckte dies leider etwas spät. Ich hatte mich, wie ich dir bereits sagte, im Traume nicht mit Kleinigkeiten abgegeben. Ich hatte Präsident der Republik, siegreicher Feldherr, weltberühmter Gelehrter, Ellens Bräutigam werden wollen. — Hm! — Ein bescheidener Mann. — Was sagst du zu mir? — Ich hatte das Glückspendel wie ein Wahnsinniger hoch gehoben, und als es plötzlich, meinen ohn-

mächtigen Händen entfallend, zurückschwang, mußte es einen großen Bogen beschreiben und den Punkt ‚Verzweiflung‘ berühren. — Das waren harte, schlimme Zeiten! — Es ist dir hoffentlich nie so schlecht gegangen, wie es mir damals erging. — Ich lebte wie in einem bösen Traume . . . wie in einem wüsten Rausche . . .“ Er stockte wieder, wie er es vor einigen Minuten bereits gethan hatte. Dann lachte er laut und roh auf . . . „Ja! wie im Rausche! — Ich trank . . .“ Plötzlich jedoch wurde sein Gesicht, daß sich häßlich verzerrt hatte, wieder ernst und edel und er sagte schaudernd: „Es ist furchtbar für einen Menschen, wenn er sich herabsinken sieht.“ — Er schwieg lange. Dann stopfte er sich von neuem die Pfeife und sich zu Fabricius wendend fragte er:

„Hast du genug von meinem Leben, oder willst du das Ende der Geschichte hören?“

„Es thut mir leid, dich so sprechen zu hören,“ antwortete Fabricius; „aber bitte, fahre fort. Es ist vielleicht am besten.“

„Ja, es thut mir wohl, mein Herz einmal ausschütten zu können . . . Ich trank also . . . Man nimmt die niederträchtige Gewohnheit in Amerika leicht an . . . Ich mußte verschiedene Stellungen aufgeben, weil man mich dort nicht mehr für ‚respektabel‘ hielt. Aber ich fand stets ohne große Mühe neue Beschäftigung. Not hatte ich nie zu leiden, obgleich ich auch nicht gerade im Überfluß lebte. Ich gebrauchte wenig. Ich vernachlässigte meinen Anzug. Ich kaufte keine Bücher mehr. — Anderthalb Jahre, nachdem ich Elmira verlassen, traf ich eines Tages im Centralpark in New-York mit Ellen zusammen. Sie war

seit fünfzehn Monaten verheiratet. Ich wußte es. Sie erkannte mich sofort und redete mich an. Ich hätte in die Erde versinken mögen. Ich wußte, daß ich abgerissen und unordentlich aussah. Ich bildete mir ein, daß sie mir das Laster, dem ich mich ergeben hatte, vom Gesicht absehen müßte. Aber sie bemerkte nichts oder wollte nichts bemerken. Sie reichte mir die Hand und sagte mit ihrer sanften Stimme:

„‚Es freut mich, daß ich Sie endlich antreffe. Ich habe mich bei meinem Vater und bei Francis nach Ihnen erkundigt, aber sie konnten mir keine Auskunft über Ihren Verbleib geben. Ich möchte Sie bitten, mir während des Winters wieder einige Musikstunden zu geben. Sie wissen, wo ich wohne‘ — und sie gab mir ihre Adresse.

„Ich stotterte eine verlegene Antwort auf die freundliche Anrede. Sie sah mich wohlwollend lächelnd an. Plötzlich wurde sie jedoch ernst und fragte teilnehmend:

„‚Sind Sie krank gewesen? Ich finde, Sie sehen etwas angegriffen aus.‘

„‚Ja,‘ antwortete ich, froh, eine Entschuldigung für mein Aussehn gefunden zu haben. ‚Ich bin krank gewesen. Ich bin noch nicht ganz wohl.‘

„‚Das thut mir sehr leid,‘ antwortete sie leise. — Lache mich aus, Fabricius! Schilt mich einen unverbesserlichen Narren! Aber ich schwöre dir zu, ich sah in ihren Augen mehr als banale, höfliche Teilnahme. Sorgend, mitleidig blickte es daraus hervor. Ein unsäglicher Schmerz packte mich. Was hatte ich gethan um so elend zu sein? Der Trunk, Unruhe, schlaflose Nächte hatten mich zum Schwächling gemacht. Ich taumelte einen Schritt zurück

und blickte sie verstört an. Um uns wogte das Treiben der großen Stadt.

„‚Kommen Sie bald, recht bald,‘ sagte sie schnell und entfernte sich. Ich sah sie in einen Wagen steigen, den sie wahrscheinlich verlassen hatte, um einen Spaziergang zu machen. Dann erblickte ich sie, wie sie mit bleichem Gesichte sich aus dem Wagenfenster hinauslehnte und mich im Vorbeifahren mit starren, erschreckten Blicken ansah.

„Ich ging nach Hause. Mein Weg führte mich an ihrer Wohnung vorüber. Sie bewohnte einen Palast. Ich schloß mich in meiner Stube in einem elenden Gasthof ein, und ich träumte: Ellen liebte mich, bewunderte mich, sie war mir nicht verloren. Das Pendel zeigte wieder wahnsinnige Erwartungen.

„Erkläre mir, wenn du es kannst, wie es kommt, daß ein vernünftiger, ruhiger Mensch, denn ein solcher bin ich im gewöhnlichen Leben stets gewesen, und für einen solchen gelte ich noch heute in den Augen sämtlicher Schuldirektoren, bei denen ich acht Jahre lang mein Brod mit amo und τύπτω ehrlich und sauer verdient habe, — erkläre mir, wie es kommt, daß ein solcher Mensch zu gewissen Stunden, bei vollem Bewußtsein, positiv verrückt sein kann. — Ich will zu meiner Entschuldigung und deiner Aufklärung annehmen, daß dieser Zustand Vorbote einer Nervenkrankheit war, die mich bald darauf packte und mich mehrere Wochen lang an das Lager fesselte.

„Während der Genesung wurde ich ruhig und vernünftig; aber mit meinem Leben war es auf einmal vorbei. Ich war in zwei Monaten um zwanzig Jahre

älter geworden. Als ich das Krankenzimmer verließ, war ich alt und gebrechlich, wie ich es heute bin. Meine Vergangenheit, so leer und freudenlos sie gewesen, war mein ganzes Leben. Es blieb mir nichts mehr zu thun, zu hoffen, zu wünschen übrig. Es war dämmerig geworden. Der Tag mit seinem Lärm und seiner Hitze war vorüber. Es wurde ruhig und kühl. Das Pendel schwang träge, in einem kleinen, kurzen Bogen, auf der Linie ‚Vernünftige Gleichgültigkeit‘ ... Ich möchte wohl wissen, wie Leuten zu Mute ist, die ihr Ziel erreicht, die es weit in der Welt gebracht haben, die wirklich siegreiche Feldherren, Premierminister und Ähnliches geworden sind. Ob sie stolz befriedigt am Abend des Lebens ruhen können, oder ob auch sie nur kampfesmüde, nicht siegesfreudig aus dem Getümmel zurücktreten. — Ist es jedermann, bei Strafe des Glückes, verboten, in sein Inneres hinabzusteigen und sich Rechenschaft davon abzulegen, wie er sein Leben verausgabt hat?“

Warren schwieg längere Zeit, in schmerzliche Betrachtungen versunken. Dann fuhr er leise fort:

„Ich war Ellens Einladung natürlich nicht gefolgt. Aber irgendwie hatte sie meine Wohnung herausgefunden, hatte auch erfahren, daß ich krank war. — Glaube nicht etwa an eine romantische Liebesgeschichte. Keine lichte Gestalt erschien an meinem Bette, ich fühlte nicht im Fiebertraum, wie sich eine weiße Hand kühlend auf meine brennende Stirn legte. Ich wurde im Hospital gepflegt und recht gut gepflegt, und hieß dort Nr. 382, und die ganze langwierige Geschichte war so prosaisch wie nur möglich. — Aber als ich das Krankenhaus verlassen

wollte und dem freundlichen Direktor Lebewohl sagte, überreichte er mir einen Brief mit einem Check von fünfhundert Dollars. In dem Umschlag lag ein Billet folgenden Inhalts:

„‚Ein alter Freund bittet Sie, den einliegenden Betrag als Darlehen annehmen zu wollen und ihn, nachdem Sie Ihre Arbeiten wieder begonnen haben, in monatlichen Raten durch Zahlungen an das Hospital zurückzuerstatten.‘ — Keine Unterschrift!

„Die Sache war augenscheinlich gut gemeint; aber sie that mir weh. Ich mußte das Geld natürlich zurückweisen. Das hätte gerade noch gefehlt, daß ich mich von der Frau, die ich liebte und die einen anderen geheiratet hatte, unterstützen ließ.

„Ich fragte den Direktor, der mich, während ich den Brief las, mit einem wohlwollenden Lächeln beobachtet hatte, ob er wisse, wer der Absender desselben sei. Er antwortete mir: er wisse es nicht; aber ich war sicher, daß er mir die Wahrheit verschwieg. — Ich dachte einen Augenblick nach, und dann fragte ich von neuem, ob er einen Brief von mir in die Hände des Absenders des an mich gerichteten Schreibens gelangen lassen könnte. Dies bejahte er. Darauf sagte ich, ich würde ihm am nächsten Tag einen Brief bringen.

„Ich dachte lange darüber nach, wie ich schreiben sollte. Ich zweifelte nicht, daß Ellen mir das Geld geschickt hatte. Ich wollte nicht undankbar erscheinen, ich wollte sie nicht verletzen. Ich setzte endlich einen Brief auf, der, soviel ich mich noch besinnen kann, ungefähr wie folgt lautete:

„‚Ich danke Ihnen vielmals; aber es ist mir unmöglich, das Geld, das Sie mir leihen wollen, anzunehmen. Zürnen Sie mir nicht, weil ich es Ihnen zurückschicke. Ihre Handlung zeigt, daß Sie mir wohlwollen. Ich will mich bemühen, Ihrer Freundschaft nicht unwürdig zu werden. Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken. Ich kann Ihre Güte nie vergessen.‘

„Wenige Tage darauf und nachdem ich diesen Brief dem Krankenhausdirektor anvertraut hatte, verließ ich New-York und ging nach San Franzisko. — Jahrelang sah und hörte ich nichts wieder von Ellen Gilmore. Ihr Bild wurde schwächer und schwächer. Ich vergaß sie. Ich vergaß, daß ich jung gewesen. Ich war alt. — Der dunkle Strom, der die Barke, die mich und mein Glück trug, ruhig ohne Erschütterung zu dem geheimnisvollen Meere führte, in das sich schließlich alles Lebende ergießt, nahm seinen Lauf durch eine öde Wüste. Die Ufer glitten in schrecklichem Einerlei an mir vorüber. Ich stand am Bord des Nachens — des Lebens, ach, so müde. — Ich hatte wissentlich nie etwas Böses gethan. Ich hatte das Schöne geliebt und das Gute erstrebt. — Weshalb war ich so freudenlos? Ich hätte die Klippe gesegnet, die den Kiel meines Schiffes zerrissen und den Strudel, der mich in die dunkle Tiefe gezogen hätte. — Bis zu dem Tage, an dem ich Ellens Verlobung erfahren, hatte ich immer noch geglaubt, ich werde mein Leben morgen beginnen. Das Morgen war gekommen, ohne daß ich einen Anfang gemacht hatte — und mein Leben war beendet.“

Warren sprach jetzt so leise, daß Fabricius Mühe hatte,

ihn zu verstehen. Er schien mit sich selbst mehr, als mit seinem Freunde zu reden. Er hob den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe und machte eine langsame, kurze Bewegung von rechts nach links, die Schwingung eines Pendels andeutend. Dann berührte er den schwarzen Punkt, den er auf dem Bogen Papier verzeichnet hatte und sagte: „Vollständige Ruhe . . . Ich möchte alles wäre vorbei.“

Eine lange Pause trat ein, die Fabricius endlich unterbrach.

„Wie kam es,“ fragte er, „daß du den Entschluß faßtest, Amerika zu verlassen und nach Europa zurückzukehren?“

„Ja, richtig,“ entgegnete Warren, sich schnell sammelnd, „das sogenannte Ende fehlt noch. Eigentlich hat meine Geschichte kein Ende . . . wie sie auch sozusagen keinen Anfang hat. Sie beschreibt etwas Formloses, Zweckloses; nicht ein Leben, sondern nur ein Ableben — Sterben. — Aber ich kann in chronologischer Reihenfolge weitergehen, wenn du noch nicht müde geworden bist.“

„Bitte fahre fort.“

„Nun gut . . . Ich trieb mich also jahrelang in Amerika umher. Das Glückspendel war vortrefflich geregelt. Es bewegte sich stetig zwischen ‚Bescheidenen Wünschen‘, die ich meist mit Leichtigkeit erfüllen konnte, und ‚Ärger und Verdruß‘, die mich nie länger als auf kurze Zeit in Anspruch nahmen. — Ich führte ein Stillleben und galt für einen Sonderling. Ich that meine Pflicht und Schuldigkeit und bekümmerte mich um keinen Menschen. Sobald ich meine Stunden gegeben hatte und Herr meiner Zeit war, ging ich allein aus der Stadt in den nächsten

Wald, und lagerte mich unter die großen Bäume. Alle Jahreszeiten waren mir gleich: der blütentreibende Frühling, der reiche grüne Sommer, der traurige Herbst, der rauhe Winter. Ich fand immer meine Freude am Walde. Der stille Wald ist das Schönste auf der Welt. Friede zog dort in meine Brust. Ich wurde vollständig ruhig, und das, was mich umgab, wurde mir so gleichgültig, daß ich mich daran gewöhnte, zu allem, was mir begegnete, auf alles, was man mir vor- oder abschlug, ‚Sehr wohl‘ zu antworten. Ich selbst wußte dies nicht einmal, so natürlich kam mir das Wort, bis mir ein Kollege eines Tages sagte, man habe mir auf der Schule den Spitznamen ‚Herr Sehrwohl‘ gegeben. — Es ist komisch, daß man mich, dem es nie gut gegangen ist, ‚Sehrwohl‘ genannt hat.

„Nun habe ich noch von einem kleinen letzten Abenteuer zu berichten, dann bin ich mit meiner Geschichte fertig, und will dich hören.

„Im vergangenen Jahre führte mich mein Weg nach Elmira. Es war Ferienzeit. Ich hatte nichts zu thun, und hatte ein paar hundert Dollars in der Tasche. Ich beschloß, den Schauplatz meiner Freuden und Leiden noch einmal zu besuchen. Es war sieben Jahre her, seitdem ich ihn verlassen hatte. Ich war ganz sicher, daß mich dort niemand erkennen werde. Übrigens wäre es mir auch gleichgültig gewesen, erkannt zu werden.

„Nachdem ich durch die Stadt gewandert war und meine alte Schule, sowie das Haus, in dem Ellen Gilmore gelebt, aufgesucht hatte, ging ich nach einem kleinen, in der Nähe der Stadt gelegenen Park, in dem ich als junger Mensch manche Stunde verträumt und in dem ich

damals jeden Strauch gekannt hatte. Die Bäume, die ich jung gesehen, waren groß geworden. Alle hatten nicht gelebt. Hier und da war einer abgestorben oder abgehackt. — Es war im Monat September — gegen Abend. Die Sonne stand tief am Himmel, ihr rotes, blendendes Licht blitzte durch die schwarzen Zweige. — Auf einer Bank, unter einem Baume, saß eine dunkle Gestalt. Als ich mich ihr genähert hatte, erkannte ich sie. — Es war Ellen. — Ich blieb eine Sekunde wie angewurzelt stehen.

„Sie saß vornüber gebeugt und zeichnete mit dem Stiel eines langen Sonnenschirmes Figuren in den Sand. — Sie war in Trauer. — Sie hatte mich noch nicht gesehen. Ich hielt den Atem an und wandte mich lautlos wieder ab. Nachdem ich hundert Schritte gegangen war, trat ich aus der Allee unter die Bäume und sah mich furchtsam um. Sie saß noch immer am selben Platze. Gott weiß, was für Gedanken mir plötzlich wieder in das Gehirn stiegen. Ich wollte sie sehen. Ich war sicher, daß sie mich nicht erkennen konnte. Ich näherte mich ihr langsam wie ein Spaziergänger, und wenige Minuten später ging ich an ihr vorüber. — Als sie meinen Schatten auf dem Wege sah, hob sie nachlässig den Kopf in die Höhe und unsere Blicke begegneten sich. Mir stockte das Herz. Ihr Blick war fremd und kalt. Aber auf einmal leuchtete es darin sonderbar auf, und sie machte eine schnelle Bewegung, als wollte sie sich erheben. Mehr konnte ich nicht sehen. Ich ging weiter, ohne es zu wagen, mich umzusehen. Noch ehe ich jedoch den Ausgang des Parks erreicht hatte, rollte ein offener Wagen schnell an mir vorüber, und aus demselben sich hinaus-

lehnend, bleich, mit weit geöffneten Augen, wie ich sie vor fünf Jahren im Centralpark von New-York erblickt hatte, sah ich Ellen. — Was hielt mich ab, sie zu grüßen? — Narrheit, — aber ich grüßte nicht. — Die Augen, die eine Sekunde lang ängstlich auf mich gerichtet gewesen waren, wurden plötzlich wieder kalt. Ich sah noch, wie Ellen tief aufatmete und sich langsam wieder in den Wagen zurückbog. — Dann war sie verschwunden.

„Ich war nun sechsunddreißig Jahre alt. Ich schäme mich beinahe, den Schülerstreich zu bekennen, den ich beging. Ich schrieb ihr: ‚Ein ergebener Freund, dem Sie vor Jahren Gutes erwiesen haben und der Sie gestern einen Augenblick gesehen hat, ohne von Ihnen erkannt zu werden, sendet Ihnen seine Grüße.‘ — Ich warf den Brief eine Minute ehe ich in den Eisenbahnwagen stieg, der mich nach New-York führen sollte, in den Briefkasten und dabei schlug mir das Herz, als ob ich eine gefährliche That verrichtet hätte. — Das sind große Abenteuer! Nicht wahr? ... Und ich habe keine größeren erlebt, und daran zehrt meine Erinnerung.

„Ein Jahr später ungefähr, vor wenigen Monaten, traf ich in Broadway mit dem zwanzigjährigen Francis Gilmore zusammen. — Die Welt ist klein — es ist schwer, Bekannten aus dem Wege zu gehen. — Francis, der seiner Schwester sehr ähnlich geworden war, erkannte mich nicht. — Ich redete ihn an. Er betrachtete mich einige Sekunden freundlich und verlegen lächelnd. — Plötzlich streckte er mir herzlich die Hand entgegen.

„‚Herr Warren!‘ rief er, ‚wie freut es mich, Sie endlich einmal wiederzusehen! Ellen und ich haben so oft von Ihnen gesprochen und darüber nachgegrübelt, was

wohl aus Ihnen geworden sein möchte. — Weshalb haben Sie nie etwas von sich hören lassen?‘

„‚Ich konnte nicht hoffen,‘ antwortete ich, ‚daß das Wert für Sie haben würde.‘ Ich sprach ganz kleinlaut. Was für ein mutiger Mann ich bin. Der junge Mensch schüchterte mich ein. Und doch hatte ich nie etwas von ihm verlangt und erwartete nichts von ihm.

„Francis antwortete mit jugendlichem, freundlichem Eifer:

„‚Es ist unrecht von Ihnen, so mißtrauisch zu sein. Sie sind der einzige Mensch, von dem ich etwas gelernt habe, der einzige Lehrer, dem ich etwas verdanke. Glauben Sie, ich hätte unsere langen, schönen Spaziergänge vergessen? Ich war noch ein Kind; aber alles Gute und Schöne, was Sie mir damals erzählten, hat sich in mein Gedächtnis eingegraben. — Und Ellen? — Sie hat nie wieder Musikunterricht nehmen wollen, seitdem Sie verschwunden sind, und sie spielt heute noch dieselben alten Stücke, die sie von Ihnen gelernt hat, und will von keiner anderen Musik etwas wissen.‘

„‚Wie geht es Ihren Eltern, — wie geht es Ihrer Schwester?‘ fragte ich.

„‚Meine arme Mutter ist vor drei Jahren gestorben‘, antwortete Francis. ‚Ellen führt jetzt die Wirtschaft in unserem Hause.‘

„‚Ihr Schwager wohnt also bei Ihnen?‘

„‚Mein Schwager?‘ entgegnete Francis verwundert ‚Wissen Sie denn nicht, das er im vergangenen Jahre am Bord der „Atlante“ auf der Reise von Liverpool nach New-York ertrunken ist?‘

„Ich war sprachlos.

„‚Nun,‘ setzte Francis unbefangen und ruhig hinzu, ‚unter uns gesagt: es war kein großer Verlust. Mein Schwager war kein guter Mensch. Ellen lebte bereits seit drei Jahren von ihm getrennt, als er plötzlich starb. — Die Ehe ist keine glückliche gewesen.‘

„Ich machte ein Zeichen mit dem Kopf, als wolle ich Beileid ausdrücken. Es war mir unmöglich, ein Wort hervorzubringen.

„‚Sie müssen uns nun recht bald besuchen,‘ fuhr Francis fort; ‚hier ist meine Karte. — Bestimmen Sie einen Tag und kommen Sie dann zum Essen. Wir werden uns alle freuen, Sie zu sehen.‘

„Ich antwortete, ich würde ihm schreiben, und damit trennten wir uns.

„Mein Geist hatte — glücklicherweise, glaube ich — seine jugendliche Elastizität verloren. Das Pendel schwang nicht in die Höhe. Es blieb innerhalb des kurzen Bogens, in dem es sich seit Jahren bewegte. Ich sagte mir, daß mir aus einer erneuerten Verbindung mit der Familie Gilmore nur Kummer und Enttäuschung erwachsen könne. Ich fühlte, daß ich noch immer nicht ganz Herr meiner selbst geworden war, daß Ellens Gegenwart mich wahrscheinlich wieder zum Narren machen würde. Ich war vernünftig genug, um einzusehen, daß es Wahnsinn sein würde, mich um die Hand der reichen, gefeierten, jungen Witwe zu bewerben. Gleichzeitig fühlte ich, daß ein kurzes Zusammensein mit Ellen meine arme Vernunft wieder zu Grunde richten konnte. — Ich habe in lyrischen Gedichten gelesen, daß die Liebe den Menschen veredle, ihn zum Gotte mache. — Sie macht ihn

auch zum Narren. Dies war mein Fall, und ich mußte deshalb vorsichtig sein.

„Wenige Tage vor meinem Zusammentreffen mit Francis Gilmore hatte ich die Nachricht von dem Ableben eines alten Verwandten erhalten. — Ich erinnere mich seiner nur undeutlich. Ich hatte als Kind einmal die Ferien bei ihm zugebracht, und er hatte mich damals sehr freundlich empfangen. Er war ein stiller, ernster Mann, der ein einsames Leben führte. Ich erinnere mich dunkel, gehört zu haben, daß er meine Mutter geliebt und sich nach deren Verheiratung von der Welt zurückgezogen habe. Seit langen Jahren hatte ich nichts wieder von ihm gehört. Es scheint nun aber, daß der alte, traurige Mann mich in sein Herz geschlossen und nicht wieder vergessen hatte. Kurz: vor seinem Tode hatte er mir den größten Teil seines kleinen Vermögens hinterlassen. Ich wurde auf diese Weise Besitzer eines freundlichen Hauses, in der Nähe von R . . . gelegen, und eines auf lange Jahre verpachteten Grundeigentums. Die Pacht von zwölfhundert Thaler, erschien mir genügend, um damit alle meine Bedürfnisse zu befriedigen.

„Ich nahm mir vor, Amerika nun sofort zu verlassen und nach meiner Heimat zurückzukehren. Ich hatte mir, deine Adresse verschafft. Ich dachte mir, daß die Freude, dich, meinen ältesten und einzigen Freund, wiederzusehen, mich für manchen Schmerz entschädigen würde, den ich im Leben erlitten habe. Ich habe mich darin nicht getäuscht. Ich habe endlich einmal — zum ersten Male — mein volles Herz ausschütten können, und nun ist mir leicht und wohl, wie mir seit Jahren nicht gewesen ist. — Du

richtest mich nicht strenge; das weiß ich. — Du bedauerst meine Schwäche, ohne mich deswegen hart zu verurteilen. — Ich habe nichts Gutes im Leben gethan — und nichts Schlechtes verbrochen. Ich bin ein vollständig unnützes Möbel gewesen, ein ‚homme de trop‘, wie der traurige Held einer traurigen Geschichte von Turgeniew.

„Ich schrieb Francis Gilmore vor meiner Abreise von New-York. — Ich sagte ihm, der plötzliche Tod eines Verwandten nötige mich, nach Europa zu gehen. Ich gab ihm deine Adresse, damit es nicht aussehe, als fliehe ich die Verbindung mit seiner Familie. Und dann reiste ich ab. — Und nun bin ich hier. — Dixi!“

Warren, der während des Erzählens die Pfeife nicht hatte ausgehen lassen, erklärte sich bereit, nun die Lebensgeschichte seines Freundes Fabricius zu hören. Aber dieser war niedergeschlagen und verstimmt und fühlte sich nicht zum Sprechen aufgelegt. Er machte seinen Freund darauf aufmerksam, daß es spät geworden sei, und schlug vor, die Unterredung am nächsten Tage wieder aufzunehmen. Warren antwortete darauf: „Sehr wohl,“ klopfte seine Pfeife aus und verteilte den Rest einer Flasche Wein, die noch auf dem Tische stand, zwischen Fabricius und sich. Dann hob er sein Glas und sagte feierlich: „Der Jugendzeit!“ — Er trank das Glas bis auf die Neige aus, setzte es auf den Tisch und sprach befriedigt:

„Dies ist der erste Schluck Wein, der mir seit Jahren wirklich mundet; denn ich trank ihn nicht dem Vergessen, sondern der Erinnerung.“

II.

Warren blieb mehrere Tage bei seinem Freunde Fabricius. Er erschien diesem als der anspruchloseste Mensch, den er jemals angetroffen hatte. Er verlangte nach nichts und schien stets mit allem, was ihm geboten wurde, zufrieden. Jeder Vorschlag, den Fabricus ihm machte, erhielt denselben Bescheid: „Sehr wohl.“ — Aber wenn Fabricus nichts anregte, so machte es sich Warren mit seiner kurzen Pfeife auf einem Lehnstuhle bequem, nahm ein Buch in die Hand, in dem er jedoch nur wenig las, blies dicke Rauchwolken vor sich hin und schien mit sich und der Welt vollständig zufrieden. — Fremde Leute, sagte er, sähe er lieber nicht. Die wenigen jedoch, die zu Fabricius kamen und mit denen er eine oberflächliche Bekanntschaft anknüpfte, fanden in ihm einen wohlunterrichteten, bescheidenen Mann. Er gefiel jedermann, mit dem er in Verbindung trat. Er hatte etwas ihm eigentümlich Gefälliges, Anziehendes. Fabricius machte sich nicht klar, worin diese Eigentümlichkeit bestand; aber er selbst konnte sich dem Einfluß derselben nicht entziehen. Er hatte Warren in wenigen Tagen die opferfreudige, innige Freundschaft zurückgegeben, die er als junger Mann

für ihn gefühlt hatte. — „Jedermann muß ihn lieb gewinnen," sagte er sich. „Es sollte mich nicht wundern, zu erfahren, daß Ellen Gilmore ihn geliebt hat . . . Ich möchte, ich könnte ihn glücklich machen."

Fabricius führte seinen Freund eines Abends in ein Theater, in dem eine ausgelassene Posse vorzüglich gespielt wurde. Er erinnerte sich daran, daß Warren als Student große Vorliebe für derartige Vorstellungen gehabt und sich dort immer außerordentlich gut vergnügt hatte Das fröhliche, frische Lachen seines Freundes klang ihm aus der Zeit noch in die Ohren. — Aber Fabricius fand eine neue Enttäuschung. — Warren wohnte dem Stücke teilnahmlos bei. Fabricius, der ihn von der Seite beobachtete, sah ihn nicht ein einziges Mal lachen. Er hörte eine Weile aufmerksam zu, dann schien er den Versuch, das, was er sah und hörte, zu verstehen, aufzugeben, und sah sich zerstreut im Hause um. Als Fabricius ihn endlich nach dem Ende des zweiten Aktes fragte: „Wollen wir nicht nach Hause gehen?" antwortete er schnell: „Ja, komm! Ich kann dem Unsinn keinen Geschmack mehr abgewinnen. Laß uns eine Pfeife rauchen und schwatzen. Das ist vernünftiger und angenehmer."

Warren glich dem Freunde, den Fabricius vor fünfzehn Jahren gekannt hatte, gar nicht mehr. Aber er war Fabricius deshalb nicht weniger teuer. Er beobachtete ihn, mit schwerer Sorge im Herzen, wie einen geliebten, kranken Sohn. Er wurde nie müde, ihn aufheitern zu wollen, er wäre eines großen Opfers fähig gewesen, um ein zufriedenes Lächeln auf die starren Züge seines Gastes hinaufzuzaubern. Warren bemerkte dies, und als er von

ihm Abschied nahm, drückte er ihm mit Rührung die Hand und sagte: „Du willst mir wohl, alter Freund, das sehe ich . . . und glaube mir, ich bin dir dafür dankbar. Wir wollen uns nicht wieder aus den Augen verlieren. Ich werde dir regelmäßig schreiben.“

Wenige Tage nach Warrens Abreise erhielt Fabricius einen Brief für ihn aus Amerika. Das Monogramm auf dem Umschlag zeigte die Buchstaben „E H.“ — Ellen Howard, den Namen der von Warren geliebten Frau. Fabricius beförderte den Brief sofort weiter und schrieb dazu: „Ich hoffe, du empfängst hiermit erfreuliche Nachrichten aus Amerika.“ — Warren ließ diesen Satz in seiner Antwort unberücksichtigt und sprach überhaupt nicht von Ellen. Er beschrieb seinen neuen Wohnsitz, in dem er sich bequem eingerichtet hatte, und lud Fabricius ein, ihn dort bald und auf längere Zeit zu besuchen. Im ferneren Verlauf des Briefwechsels verabredeten sich die beiden Freunde, die Weihnachts- und Neujahrstage mit einander zn verbringen.

Zu Anfang des Monats Dezember schrieb Warren, Fabricius möchte seine Abreise so sehr wie möglich beschleunigen.

„Ich befinde mich nicht wohl,“ — hieß es in dem Briefe — „und ich fühle mich manchmal so matt und müde, daß ich das Zimmer gar nicht verlassen mag. Ich kenne hier noch niemand, und habe auch nicht die Absicht, Bekanntschaften anzuknüpfen. Deine Gesellschaft würde mich sehr erfreuen. Ich habe mich wieder an dich gewöhnt, und du fehlst mir aller Orten. Ich habe dir ein Zimmer eingerichtet, in dem du nach Herzenslust, gerade ebenso

gut wie in L . . . und jedenfalls ungestörter als dort, arbeiten kannst. Warte also nicht bis zum 23., sondern komm, je eher je lieber. Wir können Weihnachten am 15. Dezember gerade ebenso gut feiern, wie am 25."

Fabricius war in der Lage, dem Wunsche seines Freundes folgen zu können, und langte noch in den ersten Tagen des Monats Dezember bei ihm an. Er fand ihn sehr abgemagert und elend aussehend. Warren hatte noch keinen Arzt zu Rate gezogen und weigerte sich auch, dies zu thun.

„Was kann mir der Doktor nützen?" sagte er. „Ich weiß sehr wohl, wo mich der Schuh drückt und weshalb ich hinke. Er würde mir Zerstreuung empfehlen, gerade wie er einem armen kranken Manne kräftige Speisen und alten Wein verordnen würde. Der arme Mann dürfte das dazu nötige Geld nicht besitzen. Man hat nicht immer die Mittel, sich gerade das zu verschaffen, was einem wohlthun würde. — Wie sollte ich mich zerstreuen? — Reisen? — Ich liebe nichts so sehr wie Stillsitzen. — Fremde Gesichter sehen? — Du bist der einzige Mensch, dessen Gesellschaft ich dem Alleinsein vorziehe. — Bücher? — Ich habe keine Lust mehr am Lernen, und das, was ich weiß, interessiert mich nicht mehr."

Fabricius machte, wie bei dem ersten Zusammentreffen mit Warren, die Bemerkung, daß dieser beinahe gar nichts aß, dagegen ziemlich viel trank. Seine freundliche Sorge um Warrens Gesundheit gab ihm den Mut, davon zu sprechen.

„Du hast recht," antwortete ihm Warren. „Ich trinke zu viel; aber ich kann nicht essen und fühle doch das Bedürfnis, irgend etwas zu mir zu nehmen, was meine Kräfte aufrecht erhält. Ich bin in der traurigen Verfassung eines

der jammervollen invalides du sentiment von Gavarni: ‚Toutes ces bêtises m'ont dérangé la constitution.'"

Eines Abends, als die beiden Freunde im behaglich warmen Zimmer zusammen saßen, während es draußen stürmte und tobte, fing Warren an, von Ellen zu sprechen.

„Wir stehen jetzt in regelmäßigem Briefwechsel," sagte er. „Sie schreibt mir, sie hoffe, mich bald wiederzusehen. — Weißt du wohl, Hermann, daß mir die Frau geradezu unerklärlich wird? Daß sie mich nicht wie den ersten besten behandelt, das steht fest. — Aber was veranlaßte sie, die Verbindung mit mir aufrecht erhalten zu wollen? — Liebe? — Der Gedanke ist lächerlich. — Mitleiden wohl. — Das ist also das Ende meiner stolzen Träume: ich bin ein Gegenstand des Mitleids geworden. Ich habe ihr geschrieben, daß ich mich hier festgesetzt habe und daß es meine Absicht sei, mein unnützes Leben in Unthätigkeit und Zurückgezogenheit zu beschließen. Ich werde sie nie wiedersehen . . . Erinnerst du dich der Stelle aus den ‚Reisebildern', wo der Student das hübsche Mädchen am Fenster küßt, und diese es sich gefallen läßt, weil er dabei sagt: ‚Morgen ziehe ich weiter und sehe dich vielleicht nie wieder.' — Der Gedanke, jemand nie wiederzusehen, giebt einem den Mut, manches zu sagen, was man sonst kaum anzudeuten wagen würde. — Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. — Sage nichts dagegen lieber Freund. Ich weiß, es ist so. Ich habe es Ellen geschrieben . . . Ich habe ihr noch viel mehr geschrieben . . . Unsinn! . . Alles was ich im Leben gethan habe, ist unnütz und zwecklos gewesen. Es ist ein harmonischer und logischer Abschluß meines Daseins, daß ich auf

dem Sterbebett eine Liebeserklärung gemacht habe. — Giebt es etwas Zweckloseres? — Ich habe es doch gethan."

Fabricius hätte gern etwas Näheres über diesen Brief erfahren, aber Warren wollte sich nicht auf bestimmte Antworten einlassen. — „Hätte ich eine Abschrift von dem Briefe," sagte er, „so würde ich sie dir gern zu lesen geben. Du kennst meine ganze Geschichte, und ich schäme mich vor dir keiner Albernheit, die ich begangen habe, wie groß und unnütz sie auch sein möge. — Ich schrieb den Brief vor vierzehn Tagen, als ich das Nahen des Todes zuerst mit Sicherheit fühlte. Ich lag im Fieber. Ich hatte keine Furcht vor dem Tode, der wirklich wenig empfängt, indem er mir das Leben nimmt. Aber ich war aufgeregt, begeistert. Es ist möglich, daß ich ein hochpoetisches Machwerk verfaßt habe — einen Schwanengesang. Ich wünsche es nicht ungethan. Nein, ich bin froh, daß Ellen endlich wissen wird, wie ich sie geliebt habe: ohne meine Liebe zu gestehen, ohne Gegenliebe zu erflehen, zu hoffen. — Das nenne ich uneigennützig!"

Die Festtage gingen still und traurig vorüber. Warren war so matt, daß er sich täglich nur wenige Stunden von seinem Lager erheben konnte. Fabricius hatte nun aus eigener Machtvollkommenheit einen Arzt an das Krankenbett seines Freundes gerufen. Aber der Mann der Wissenschaft konnte auch nicht helfen. Warren litt nicht an einer bestimmten Krankheit. Seine Lebenskraft war aufgezehrt. Er erlosch langsam, wie ein Licht, das sich ausbrennt. Manchmal noch, in selteneren und längeren Zwischenräumen, flackerte sein Geist hell auf und sprühte Funken; aber schon lagerten sich die Schatten des Todes über ihn und es wurde dunkler und dunkler.

Am Sylvesterabend stand Warren gegen elf Uhr auf. „Ich will das neue Jahr mit dir in alter Weise begrüßen," sagte er zu Fabricius. „Möge es dir Freude bringen. Mir bringt es Frieden."

Wenige Minuten vor Mitternacht trat er an das Klavier und spielte feierlich, einem Chorale gleich, ein Lied von Robert Schumann: „Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes". — Mit dem Glockenschlag Zwölf füllte er zwei Gläser. Er hob das Glas und sprach aus dem Liede, das er soeben gespielt hatte, langsam und nachdenklich eine Strophe nach:

„Was ich erschau' in deinem Grund,
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen."

Dann beugte er sich zurück und leerte das volle Glas in einem langen Zuge. — Er hatte während des Sprechens und des Trinkens gar nicht auf Fabricius geachtet, der ihn bestürzt und sprachlos beobachtete. Jetzt erblickte er ihn, und sein Auge leuchtete hell und freudig in jugendlichem Feuer auf.

„Ein anderes Glas!" rief er. „Der Freundschaft! Prosit, Bruder!"

Er leerte das zweite Glas wie das erste, und ließ sich dann schwerfällig auf einen Sessel nieder. Der Blick wurde wieder starr und ausdruckslos, und willig, wie ein schläfriges Kind, ließ er sich bald darauf von Fabricius zu Bett geleiten.

Während der nächsten Tage konnnte er nicht aufstehen. Der Doktor schüttelte bedenklich den Kopf und teilte Fabricius, den er für einen nahen Verwandten hielt, mit, daß er sich auf das Schlimmste vorzubereiten habe.

Am 8. Januar brachte ein Diener aus dem Gasthof der Stadt, in deren unmittelbarer Nähe Warrens Landhaus gelegen war, einen an diesen gerichteten Brief, der, wie der Bote sagte, sofortige Erledigung erheischte, und den Fabricius öffnete, da sein Freund seit mehreren Stunden in einem träumerischen Fieberzustand lag, der an vollständige Bewußtlosigkeit grenzte. Der Brief war „Ellen Howard" unterschrieben und lautete wie folgt:

„Eine Reise nach Europa, die mein Vater bereits seit längerer Zeit beabsichtigte, ist plötzlich zur Ausführung gekommen. Ich habe Ihnen dies nicht früher mitteilen wollen, um das Vergnügen zu haben, Sie zu überraschen. Hier erfahre ich nun aber durch den Gastwirt, daß das Unwohlsein, von dem Sie in Ihrem letzten Briefe sprachen, noch nicht gehoben ist. Ich mag deshalb nicht unangemeldet vor Ihnen erscheinen und frage zunächst an, ob Ihr Zustand Ihnen erlaubt, uns zu empfangen. Ich bin hier mit Francis, der wie ich darauf bestanden hat, Ihnen, werter Freund, auf der Durchreise einen kurzen Besuch zu machen. Mein Vater ist gerades Wegs von Hamburg nach Paris gereist, wo mein Bruder und ich uns in wenigen Tagen wieder mit ihm vereinigen werden."

Fabricius dachte einen Augenblick nach. Dann nahm er seinen Hut und sagte dem Boten, er werde die Antwort auf den Brief selbst bringen. — In dem kleinen Gasthause angelangt, wurde er ohne weiteres bei der „fremden Dame" vorgelassen. Er hatte ihr durch den Kellner seine Karte geschickt mit den Worten: „Im Auftrage des Doktor Warren."

Ellen war allein. Fabricius musterte sie schnell. Sie

war sehr schön. Ihre großen blauen Augen waren unruhig fragend auf den Eintretenden gerichtet.

Fabricius war in seinem Leben nur wenig mit Frauen umgegangen und erschien gewöhnlich verlegen in ihrer Gesellschaft. Aber in diesem Augenblick waren alle seine Gedanken bei dem kranken Freunde, und er konnte ohne Anstrengung vollständig unbefangen sein. Er erzählte in wenigen Worten, Warren sei krank — sehr krank — sterbend. Er habe den an seinen Freund gerichteten Brief erbrochen und gelesen.

Ellen sah ihn stumm, gewissermaßen erstaunt an. Sie schien, was sie hörte, nicht zu fassen. Aber langsam füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Ist es mir erlaubt, Herrn Warren zu sehen?“ fragte sie endlich.

Fabricius bejahte dies.

„Soll mein Bruder mich begleiten, oder ist es besser, daß ich allein gehe?“

„Ich halte es für geraten, daß Sie zunächst allein kommen. Ihr Bruder kann unsern armen Freund vielleicht später sehen.“

„Wird die Überraschung den Kranken nicht ermüden?“

„Sicherlich nicht. Jede Freude kann ihm nur wohl thun; und ich weiß, er wird sich freuen, Sie zu sehen.“

Ellen war in wenigen Minuten bereit, Fabricius zu folgen, und bald darauf befanden sich beide in Warrens Hause. Fabricius bat seine Begleiterin, in der Wohnstube zu warten, und ging zunächst allein in das Krankenzimmer.

Warren lag mit weitgeöffneten, im Fieber leuchtenden Augen auf dem Bett. Er redete irre. Er erkannte

jedoch den Eintretenden und bat diesen, ihm etwas zu trinken zu geben. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, schloß er die Augen, als wolle er schlafen.

„Ich habe dir einen guten Freund geholt," sagte Fabricius, „willst du ihn empfangen?"

„Fabricius? — Er sei willkommen!"

„Nein. — Einen Freund aus Amerika."

„Aus Amerika? . . . Da habe ich lange, lange gelebt . . . Wie traurig, trostlos die Ufer!"

„Willst du den Freund sehen?"

„Ich gleite den dunklen Strom hinunter — hinunter. In nebeliger Ferne: hohe, dunkle Formen, bewaldete Höhen . . . Ich kann sie nimmer erreichen."

Fabricius entfernte sich auf den Fußspitzen und trat nach wenigen Sekunden mit Ellen wieder in das Zimmer. Warren schien nichts zu bemerken. Er sprach mit leiser, tonloser Stimme weiter:

„Der Strom nähert sich dem Meer. Ich höre sein dumpfes Brausen. Die Ufer werden grün. Die Berge rücken näher. Das sind die Bäume, unter denen ich so oft geruht . . . Waldesdunkel . . . Zwischen den Bäumen schwebt eine lichte Gestalt daher . . . Ellen!"

Sie trat an sein Bett. Der Sterbende blickte sie, ohne Überraschung, freundlich lächelnd an.

„Gottlob! Ich sehe dich noch!" sagte er. „Ich wußte, daß du kommen würdest." Er lallte noch einige unverständliche Worte, dann lag er lange Zeit still da. Plötzlich rief er: „Hermann!"

Der Gerufene stand neben Ellen.

„Das Glückspendel! Du verstehst mich?" — Ein

kindliches, harmloses Lächeln flog über sein Antlitz. Er hob die magere Rechte in die Höhe, und mit dem Zeigefinger eine weite Pendelschwingung in der Luft beschreibend, sagte er dazu: „Früher!" Dann machte er in derselben Weise eine ganz kurze Bewegung von rechts nach links, die er langsam wiederholte, und sprach: „Heute!" — Endlich hielt er den Zeigefinger, wie drohend, fest und unbeweglich in die Höhe: „Bald!" — Darauf schloß er die Augen, und lag einige Minuten lang, schwer atmend, sprachlos da.

Ellen beugte sich weinend zu ihm hinab und rief leise: „Heinrich! Heinrich!" Er öffnete die müden Augen noch einmal. Sie näherte ihren Mund seinem Ohr und flüsterte unter Thränen: „Ich habe dich immer geliebt."

„Ich wußte es von Anfang an," antwortete Warren ruhig und überzeugt. — Die starren Züge wurden noch einmal sanft und belebt. Das Auge blickte freundlich, zutraulich, wie vor langen Jahren. Er ergriff Ellens Hand und führte sie an seine trockenen Lippen. Ein Lächeln verklärte sein Antlitz.

„Wie fühlst du dich?" fragte Fabricius.

Die alte Antwort kam: „Sehr wohl . . ." Die kraftlosen Finger zerrten an der Bettdecke, als wollten sie sie in die Höhe ziehen. Dann streckten sich die Arme lang aus, und die Finger lagen still. — „Sehr wohl . . ." wiederholte Warren noch einmal leise. Er schien darauf in tiefes Nachdenken zu versinken. Eine lange Pause trat ein. Dann richtete er das brechende Auge liebevoll und traurig auf die Geliebte, und zögernd, leise, mit schwachem Ausdruck auf das erste Wort, sagte er: „G a n z wohl."

Inhalt.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.